Die Gräfin

von

Monte-Christo.

Von

J. Du Boys.

Vierter Band.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1870.

Dritte Abtheilung.

Die Vergelterin.

(Fortsetzung.)

---

36. Capitel.

Hinter dem Vorhang.

Die Vorstellung des Signor Cinella sollte das Fest beschließen und die Dauer derselben war so berechnet, daß der Vorhang gegen Mitternacht fiele.

Man wollte das kleine Publicum nicht zu sehr ermüden.

Hinter dem Vorhange ragte das tragbare Theater in jenen runden Salon hinein, wo wir zu Anfang dieser Geschichte den Grafen Loredan und den Oberst Fritz den Plan zu Cypriennen's Verheiratung entwerfen hörten.

In diesem Salon befanden sich jetzt Cinella und die Gräfin von Monte-Christo.

Dennoch wissen wir, daß Letztere sich entschuldigt und erklärt hatte, daß sie das Fest des Barons Matifat nicht würde besuchen können.

Auch war sie nicht im Ballcostüme und ihre Toilette würde ohne Zweifel in diesem vom Glanze der Kerzen und der rauschenden Gewänder strahlenden Salon sich sehr sonderbar ausgenommen haben.

Sie trug nämlich ein langes, schwarzes Kleid und

ihr Kopf war mit einem langen, wallenden Schleier bedeckt.

So glich sie mehr einer vom Grabmal des geliebten Gatten zurückgekehrten Witwe, als einer tonangebenden, brillanten Dame der feinen Gesellschaft.

Cinella, der sein fertig hergerichtetes, auf einer Art Wagen befestigtes Theater vor sich stehen hatte, wartete blos auf Helenen's Wink, um es vorwärts zu schieben und die beiden Flügelthüren, die es noch vom Publicum trennten, zu öffnen.

Diesen Wink gab Helene aber nicht, ja, sie dachte gar nicht daran.

Auf der runden Ottomane, welche die Mitte des Gemaches einnahm, sitzend, dachte sie nur an die furchtbare Rolle, welche sie in einigen Minuten spielen sollte.

Von dieser Rolle hing das einzige Glück, welches ihr hinfort auf Erden beschieden sein, oder der einzige Schmerz ab, den ihr männlich starkes Gemüth noch ernstlich empfinden konnte.

Sie sollte nun erfahren, ob Pippiona ihre Tochter war oder nicht.

Cinella näherte sich ihr leise, wagte aber nicht sogleich, sie in ihrem Hinbrüten zu stören.

Dieser Italiener war ein eigenthümlicher Kauz.

Ein complicirtes Gemisch von guten und schlechten Eigenschaften; von Haus aus feig, aber unter gewissen Umständen auch muthig, war er ebenso gut im Stande, zu stehlen, als dem ersten Besten sein letztes Stück Brot zuzuwerfen.

Wir haben gesehen, auf wie gemeine Weise er das reinste und heiligste Gefühl, welches die Menschenbrust kennt, die Mutterliebe, auszubeuten wußte.

Heute war er um dieses selben Gefühles willen Helenens blindlings gehorchender Sclave geworden und diente ihr beinahe ohne Eigennutz.

Allerdings dachte er zuweilen auch an die Goldstücke

und Bankbillets in jener ihm versprochenen Schatulle, der gehoffte Gewinn aber hatte an den Gründen, welche hinfort sein Handeln bestimmen sollten, den geringsten Antheil.

Hätte man ihm auch nichts gegeben und nichts versprochen, so würde er doch ebenso gehandelt haben.

Ja, er hätte sogar diese Schatulle mit ihrem ganzen, so werthvollen Inhalte darum gegeben, wenn Pippiona wirklich die Tochter gewesen wäre, welche von dieser trauernden Mutter gesucht ward.

Helene war immer noch in ihre Betrachtung versunken.

„Nun, Madame?“ hob Cinella endlich in schüchternem Tone an, „es ist eilf Uhr.“

Die Gräfin von Monte-Christo richtete, wie aus einem Traume erwachend, den Kopf empor.

„Ja, das ist wahr!“ sagte sie.

Zugleich warf sie einen zerstreuten Blick auf das Theater und fragte:

„Ist Alles bereit?“

„Ja, Alles.“

„Und hast Du Dir Deine Instruction gemerkt?“

„Ja wohl, ganz genau.“

„Und Du wirst, während Du spielst, nicht vergessen, Dein Publicum im Auge zu behalten, nicht wahr?“

Cinella zeigte der Gräfin eine schmale Oeffnung, die in entsprechender Höhe in der Pappwand angebracht war, welche die Vorderseite seines tragbaren Theaters bildete.

„Ich habe an Alles gedacht,“ sagte er dann.

„Gut,“ bemerkte die Gräfin. „Ich bitte Dich aber dringend, Cinella, rufe Dir die Züge jenes Mannes ja recht genau ins Gedächtniß zurück.“

„Seit acht Tagen,“ versicherte Cinella, „denke ich nur an ihn. Wenn ich ein Maler wäre, so könnte ich sein Portrait zeichnen. Noch vergangene Nacht hat er

mir fortwährend vor Augen geschwebt. Wir Vagabunden sind wie die Gendarmen, Madame, vielleicht weil wir ein wenig das Gegentheil sind. Wenn wir ein Interesse daran haben, uns eines Gesichtes oder einer Stimme zu erinnern, so vergessen wir niemals."

„Dann glaubst Du also, ihn, wenn er hier ist, mit Bestimmtheit zu erkennen?"

„Ich bin davon überzeugt," versicherte Cinella in einem Tone, der keinen Zweifel zuließ. „Sollte er auch alt und grau geworden sein, sollte er selbst Perrücke, falschen Bart und Brille tragen, so würde ich ihn dennoch erkennen."

„Es sind," murmelte die Gräfin, „eine Menge Gäste da. Bedenke, daß Du ihn unter allen diesen herausfinden mußt."

„O, ich würde ihn unter tausend erkennen."

„Nun, dann zur Sache!" sagte die Gräfin von Monte-Christo mit der zugleich entschlossenen und zaghaften Geberde, womit jener König den goldenen Becher ins Meer geworfen haben muß.

Gleich darauf öffneten sich unter dem enthusiastischen Beifalle des Kinderpublicums die Flügelthüren des Salons.

In der ersten Etage dieses festlich geschmückten Hauses, in Cypriennens kleinem Privatsalon, weinte und betete eine Frau.

Es war die Gräfin Hortense von Puysaie.

Am Morgen dieses Tages hatte ein Brief sie der Einsamkeit des Asyls entrissen.

Es war ein Brief von der Person, die sie als eine Herrin betrachtete, welcher man stets gehorcht, nämlich von der Gräfin von Monte-Christo.

Es war für Hortense sehr schmerzlich gewesen, in dieses Haus zurückzukehren, aus welchem sie früher in Folge eines entgegengesetzt lautenden Befehles entflohen war. Sie kannte aber nur noch eine Pflicht — Gehorsam.

Das lakonische Billet der Laien-Superiorin des Ordens der Schwestern vom Asyle enthielt blos folgende Worte:

„Heute entscheidet sich das Schicksal aller Ihrer Angehörigen. Der heutige Tag soll Cypriennens Befreiung und den Tod der Schuldigen sehen. Loredan wird Muth bedürfen, Ihre Verzeihung ist ihm nothwendig und auch er muß verzeihen. Kommen Sie."

Die Gräfin Hortense hatte gehorcht.

Oft hatte sie im Laufe des Tages wieder an diese wenigen Worte gedacht, in welchen ein geheimnißvoller Sinn lag.

Jede der Versicherungen dieses so unbestimmt abgefaßten Billets erschien ihr in Gestalt einer Frage.

Cyprienne sollte befreit werden, aber auf welche Weise? Und welche Rolle sollte sie selbst bei dem Befreiungswerke spielen.

Man wollte die Schuldigen strafen. Welche Schuldigen? Und auf welche Weise wollte man sie strafen?

Für Hortense war nur Eines klar, nämlich, daß sie Loredan gegenübertreten, daß Loredan eine Verzeihung empfangen und geben sollte, wie man sie nur im Augenblick des Todes verlangt und gewährt.

Schwebte der Graf von Puysaie denn in Todesgefahr? Welche Mission war ihr bei der Entwickelung der Tragödie von dem Wesen zugetheilt, welches alle Fäden derselben in seiner Hand hatte, jenes gleichzeitig verehrte und furchtbare Wesen, welches man die Gräfin von Monte-Christo nannte?

Trotz ihrer Zweifel und ihrer Ungewißheit zögerte jedoch Hortense nicht.

Was auch geschehen mochte, so war es sicherlich gut, denn Helene hatte es gewollt!

Hortense betete aber.

Sie betete gleichzeitig für die Opfer und für die Henker, für ihre Tochter, welche gerettet werden sollte, und für die Bösen, welche bestraft werden sollten.

Auch dachte sie mit Angst an den Augenblick, wo sie sich dem Gatten gegenüber sehen würde, dessen Lebensglück sie vernichtet hatte.

Was würde er zu ihr sagen? Was sollte sie antworten?

Dennoch aber nahm sie muthig diese letzte Sühne auf sich, denn sie betrachtete dieselbe als eine verdiente Züchtigung für ihren Fehltritt, als den Beginn der versprochenen Wiederherstellung ihrer Gewissensruhe.

Der Vorhang war aufgegangen und Polichinello machte seine tollen Streiche.

Seine grausame Pritsche traf bald seine Frau, bald den sogenannten Commissär, bald den Henker, bald den Teufel, bald die Katze und lautes, schallendes Gelächter aus jugendlichen Kehlen erfüllte den Saal.

Während Cinella seine Marionetten regierte, schaute er zugleich aufmerksam durch die in der Vorderwand des Theaters angebrachte Oeffnung.

Plötzlich ließ Polichinell seine Pritsche fallen.

„Ich sehe ihn!“ murmelte Cinella.

„Wo?“ fragte die Gräfin begierig.

„Es ist der alte Herr, welcher in einem Lehnsessel neben diesem jungen schönen Mädchen sitzt, welches ein kleineres auf ihrem Schooße hält.“

Die über das plötzliche Schweigen der Marionetten verwunderten Kinder sahen einander an, denn sie konnten sich die Ursache dieser Unterbrechung nicht erklären.

Dieselbe dauerte jedoch nur wenige Secunden.

Polichinell raffte seine classische Waffe wieder auf und versetzte dem Teufel einen furchtbaren Hieb über den Kopf.

Das Stück ging seiner bekannten Entwickelung entgegen.

Cinella, der sich über Helenens Schweigen wunderte, drehte sich um, um zu sehen, was sie machte.

Die Gräfin von Monte-Christo war nicht mehr da.

In diesem Augenblicke schlug die helle Glocke der Pendule im großen Salon die Mitternachtsstunde.

37. Capitel.

Die Beschimpfung.

Als der Baron die zwölf Schläge vernahm, zuckte er zusammen.

Sein Blick irrte hin und her. Das war die Stunde!

Die Stunde, wo jeden Tag die furchtbare Erscheinung vor ihm auftauchte.

Stand zu erwarten, daß sie ihn auch hier, mitten in diesem Feste heimsuchen würde?

Ein Druck, leicht wie eine Liebkosung, der ihm aber so schwer vorkam, wie der der steinernen Hand des Comthurs, berührte seine Schulter.

Er drehte sich herum, stieß einen lauten Schrei aus und sprang auf, wie um zu entfliehen.

Seine wankenden, knickenden Beine konnten aber das Gewicht seines Körpers nicht ertragen und er schlug seiner ganzen Länge nach auf den Fußboden nieder.

Die Gräfin von Monte-Christo, welche starr in ihrem Trauercostüm dastand, warf ihm einen langen Blick tiefer Verachtung und befriedigter Rache zu.

Dann durchschritt sie, ohne die Menge, die sich um sie herumdrängte, eines Wortes oder eines Blickes zu würdigen, den Saal in seiner ganzen Länge und verschwand, als ob sie wirklich ein in der Welt der Lebenden wandelndes Phantom gewesen wäre.

Als die erste allgemeine Bestürzung vorüber war, drängte sich Alles um den Baron, der noch ohnmächtig auf dem Fußboden lag.

Der Doctor Ozam, welcher ebenfalls zugegen war, ließ ihn in sein Zimmer schaffen und die Gäste schickten sich zum Fortgehen an, nicht ohne allerhand Bemerkun-

gen über das eigenthümliche Ereigniß zu machen, welches nun schon zum zweiten Male in dem Hotel Matifay stattgefunden.

Plötzlich aber wurden sie durch laute Stimmen, die sich aus dem Spielzimmer vernehmen ließen, bewogen, noch stehen zu bleiben.

Hier war Alles dem von dem Grafen Loredan von Puysaie vorgeschriebenen Programm gemäß geschehen.

Fritz hatte ihm eine schwere, öffentliche Beschimpfung zugefügt und die beiden Männer setzten, ebenfalls öffentlich, einen Zweikampf für den nächstfolgenden Morgen fest.

Der Vicomte de la Cruz war Secundant des Grafen von Puysaie; der Oberst hatte den seinigen auf's Gerathewohl hin unter den Anwesenden gewählt.

Als endlich die durch das Doppelereigniß dieses tragischen Abends in nicht geringe Aufregung versetzten Gäste sich entfernt hatten, sah sich der Graf mit seinem Secundanten Don José allein.

Letzterer schien zu warten.

„Was wollen Sie," fragte Loredan.

„Meine Instructionen," antwortete Don José.

„Diese sind sehr einfach. — Gehen Sie zu diesen Herren. — Ich bin Herr der Situation und der Oberst wird sich ganz gewiß nicht weigern, sich den Bedingungen zu unterwerfen, die ich ihm stelle, wie hart dieselben auch sein mögen."

„Aber sein Secundant?" wendete der Vicomte mit zweifelhafter Miene ein.

„Wenn sein Secundant zurücktritt, so schlagen wir uns ohne andere Zeugen als Sie. Es ist kein gewöhnlicher Dienst, den ich von Ihnen verlange, Don José. Ich weiß, welche furchtbare Verantwortlichkeit Sie auf sich nehmen, Sie haben mir aber gesagt, daß Sie mein Freund sind."

„Und das bin ich auch," bestätigte der junge Mann

in ernstem Tone. „Wohin Sie auch gehen, was Sie auch thun mögen, so werden Sie mich stets an Ihrer Seite finden, mein lieber Graf."

„Nun dann, so gehen Sie zu diesen Herren. Ich schlage mich auf Pistolen. Zehn Schritt Distanz. Wir werden so lange Kugeln wechseln, bis Einer von uns fällt und da wir Beide nicht ungeschickt sind, so hoffe ich, daß der Kampf nicht lange dauern wird. Also morgen Früh sechs Uhr in Meudon, am Fuße der Schloßterrasse."

Don José hörte diese furchtbaren Bedingungen ohne eine Miene zu zucken an.

Dann verneigte er sich vor diesem Manne, der vielleicht in einigen Stunden sterben sollte, und sagte:

„Um fünf Uhr, mein lieber Graf, werde ich hier sein."

Als der Graf von Puysaie sich in den umfangreichen, leeren Salons, deren Girandolen noch brannten, allein sah, ging er in tiefes Hinbrüten versunken einige Minuten lang auf und ab.

Dann machte er eine Geberde, welche zu verrathen schien, daß er einen bestimmten Entschluß gefaßt, durchschritt die Vorhalle und erstieg rasch die Treppe, welche nach seinem Privat-Cabinet hinaufführte.

In dem Cypriennen's fand mittlerweile ein ganz anderer Auftritt statt.

Die Tochter hatte hier die Mutter gefunden.

Die Mutter, welche sie seit so vielen Tagen nicht gesehen.

Weinend sanken sie einander in die Arme.

Lilia betrachtete sie mit verwundertem Blick.

Auch sie erhielt, als die erste Aufwallung vorüber war, ihren Antheil an den Liebkosungen.

Dann erzählte Cyprienne mit oft von Schluchzen unterbrochener Stimme ihrer Mutter die beklagenswerthen Ereignisse, welche sich soeben zugetragen hatten.

„Ha!" rief die Gräfin, „das hatte ich gefürchtet! Der Grund dieses Zwistes mit dem Oberst Fritz ist mir nur zu wohl bekannt. — Diese Beleidigung ist nur ein Vorwand. — Um diesen Zweikampf zu verhindern, hatte ich Dich geopfert, meine arme Cyprienne, und nun wird trotz meiner Vorsicht dieser Zweikampf dennoch unvermeidlich!"

Sie schloß Lilia in ihre Arme und fuhr fort:

„Ach, geliebtes, grausames Kind! — unschuldige Ursache aller unserer Leiden — mögest Du niemals erfahren, wie viel Thränen, ja vielleicht, wie viel Blut Du gekostet hast. — O, wie entsetzlich! — In einigen Stunden wird durch meine Schuld eine meiner Töchter verwaist sein und ich weiß in diesem Augenblicke nicht, für welchen dieser beiden Männer mein Gebet nicht ein Frevel wäre. Für die Rettung des Einen beten, heißt ja den Tod des Andern verlangen!"

Als der Graf in sein Cabinet getreten war, beschäftigte er sich unverweilt mit den letzten Vorbereitungen, die er zu treffen hatte.

Wie muthig man auch sein möge, so schnürt doch in dem Augenblicke, wo man sein Leben gegen das eines Anderen auf's Spiel setzen soll, eine unübertreffbare Unruhe das Herz zusammen.

Während dieser feierlichen Nachtwache sah Loredan wie in einem Zauberspiegel sein ganzes vergangenes Leben an sich vorüberziehen: seine sorglose Kindheit, seine an Träumen so reichen Jünglingsjahre, sein Mannesalter, welches nur den Erfolg gekannt, bis zu der verhängnißvollen Stunde, wo er zum ersten Male die Ueberzeugung von Hortense's Fehltritt erlangt hatte.

Dann folgte das Gemälde seiner eigenen Schwächen.

Ach, hatte er dieser Schwächen und dieser Fehler sich wirklich schuldig gemacht?

Die einzig Strafbare, sein böser Genius war Hortense — Hortense, die ihn verrathen hatte.

Und für wen! Für einen Oberst Fritz!

Loredan hatte, während dieser Gedanke ihm durch den Kopf ging, eine förmliche Anwandlung von Wuth.

Im Begriffe, den einen Schuldigen zu züchtigen, mußte er auch einen höllischen Genuß darin finden, die Andere zu strafen.

Wenn es einmal galt, Gerechtigkeit zu üben, so mußte sie vollständig geübt werden.

Hortense!

Ach, wie hatte er sie geliebt! Wie schön hätte ihr Beider Leben sein können, dafern sie nur gewollt hätte.

Der Graf dachte reiflicher nach und mußte sich dann gestehen, daß er Hortense gegenüber zuerst gefehlt hatte.

Als sie noch unschuldig war, hatte er sie verkannt und in einem völlig ungerechten Verdachte gehabt.

Eifersüchtig auf den Chevalier von Alises hatte er Cyprienne, Hortense's Tochter, diesen Schutzengel einer jugendlichen Mutter, von ihr entfernt.

Obschon er selbst noch lebte, hatte er gleichwohl Hortense sozusagen zu seiner Witwe gemacht.

Allein und wehrlos hatte er sie dem ersten besten Verführer preisgegeben, und dieser Verführer war der Oberst Fritz gewesen.

Was diesen betraf, so war er wirklich strafbar, denn er hatte mit kaltem Blute, mit vollständiger Kenntniß der verhängnißvollen Schwere seiner That das Haus seines Freundes besudelt.

Und nicht aus Liebe hatte er es gethan, denn die Liebe hat erhabene Eigenschaften, die selbst Die verlocken, welche die Opfer derselben sind.

Nur niedrige, sinnliche Begier war die Triebfeder seines Handelns gewesen.

Ja, er mußte ohne Erbarmen zertreten werden wie ein giftiges Thier.

Der Graf ging siegreich aus diesem langen, moralischen Kampfe hervor und verzieh Hortense. In seiner

vor Kurzem noch von Groll und Haß gegen seine Gattin erfüllten Seele gab es jetzt für sie nur unermeßliches Mitleid.

Noch wenige Augenblicke zuvor hätte er sie zermalmen mögen, jetzt aber wünschte er blos zu ihr zu sagen:

„Ich verzeihe Dir!“

Er setzte sich an sein Bureau, nahm ein Blatt Papier und schrieb:

„Hortense, mein theures Weib!

„In dem Augenblicke, wo ich vielleicht im Begriffe stehe, zu sterben — um Deinetwillen und für Dich zu sterben, fühle ich den unwiderstehlichen Drang, Dir einige Worte zu schreiben.

„Ob dieselben jemals in Deine Hände gelangen werden, weiß ich nicht, weil Dein Zufluchtsort mir unbekannt ist. Doch gleichviel! Man soll nicht sagen, ich sei aus dieser Welt gegangen, ohne hier auf dieses Blatt die drei Worte: „Ich verzeihe Dir! und die zwei anderen: Verzeihe mir! geschrieben zu haben.

„Mit dem, was Du, mein theures, geliebtes Weib, in dem Briefe sagtest, welchen Du mir aus Deinem geheimnißvollen Asyle zuschicktest, hattest Du ganz Recht. Wir waren Beide gleich strafbar und sind mit Recht Eines durch das Andere gezüchtigt worden.

„Heute fühle ich in meinem Herzen keinen Haß mehr, sondern nur noch unermeßliche Trauer und den tiefen Schmerz, vielleicht sterben zu sollen, ohne vorher Dich noch ein letztes Mal gesehen und umarmt zu haben.“

Als der Graf so weit geschrieben hatte, fühlte er sich von einem Hauche berührt, er vernahm ein unterdrücktes Schluchzen und als er sich rasch herumdrehte, sah er sich Hortense selbst gegenüber, welche mit thränenvollen Augen über seine Schulter hinweg die Zeilen las, die er schrieb.

Die Prophezeiung des schwarzen Domino war erfüllt.

38. Capitel.

Das Testament.

Doctor Toinon's Wohnung glich der einer prachtliebenden Dame.

Man konnte sich nichts Niedlicheres denken, als seinen Salon mit dem Meublement von Rosenholz.

Ringsherum auf den Etagèren und dem Kamin standen Statuetten und andere allerliebste Sächelchen, an den Wänden hingen reizende, verführerische Gemälde und man hätte sich im ersten Augenblick an einen zweifelhaften Ort versetzt geglaubt, so daß man sich nicht gewundert haben würde, wenn man hinter den Portièren das Rauschen weiblicher Gewänder vernommen hätte.

Der Doctor Toinon liebte die Damen und ward von ihnen wieder geliebt.

Für den Augenblick wurden jedoch in diesem eleganten Salon sehr bedeutsame Fragen erwogen.

Der Secundant, welchen der Oberst Anfangs gewählt, war vor den von dem Grafen von Puysaie gestellten übertriebenen Bedingungen zurückgetreten und Fritz sah sich daher genöthigt, sich an den guten Doctor zu wenden.

Demgemäß saßen jetzt der Oberst, Don José de la Cruz und Toinon in dem Salon dieses Letzteren beisammen.

Don José hatte die Absichten, oder vielmehr den Willen des Grafen Loredan von Puysaie klar dargelegt — Pistolen, zehn Schritt Distanz und Fortsetzung des Feuers bis einer der beiden Gegner fiele.

Es konnte auf der ganzen Welt keinen weniger kriegerisch gesinnten Menschen geben, als den armen Doctor Toinon, wie auch schon von uns durch zahlreiche Beweise dargethan worden ist.

Obschon er selbst nicht direct bei der Sache bethei-

ligt war, so fühlte er sich bei dem Gedanken an eine solche Metzelei erbeben bis in's innerste Mark.

Er versuchte, schüchtern zu protestiren, der Oberst Fritz unterbrach ihn aber gleich bei den ersten Worten.

„Nein, Doctor," sagte er, „die Bedingungen meines Gegners sind auch die meinigen, selbst im Falle er verlangte, daß wir uns gegenseitig die Pistolen unmittelbar auf die Brust setzten und nur eine davon geladen wäre."

Don José warf ihm bei diesen Worten einen theilnehmenden Blick zu.

„Muth wenigstens besitzt er," dachte er dabei.

Dann fuhr er laut fort:

„Sie sind also mit den Bedingungen, die ich beauftragt war, Ihnen mitzutheilen, einverstanden?"

„Ja," antwortete der Oberst ernst.

„Welchen Ort schlagen Sie vor?"

„Jeder, der Ihnen beliebt, ist auch mir recht."

„Und welche Stunde?"

„Auch diese stelle ich Ihnen anheim."

„Nun dann morgen Früh sechs Uhr in Meudon."

„Wir werden dort sein."

Don José's Mission war beendet.

Die drei Herren begrüßten einander kalt, aber mit der ausgesuchtesten Höflichkeit und Don José entfernte sich.

Toinon, welcher bis jetzt bei diesem Abenteuer nur eine Statistenrolle gespielt hatte, ward, als er sich mit dem Oberst allein sah, auf einmal lebendig.

Der Vicomte de la Cruz war zu ehrlich und man sah es ihm zu sehr an.

Toinon fürchtete sich daher vor ihm.

Jetzt aber rief er:

„Bist Du denn von Sinnen, Fritz? — Du benimmst Dich gerade so, als ob Du den Verstand verloren hättest."

„Darauf kommt weiter nichts mehr an," entgeg-

nete der Oberst kurz. „Eine Ahnung sagt mir, daß ich aus diesem Kampfe nicht zurückkehren werde.“

„Aber warum gehst Du denn dahin?“ fragte der Arzt naiv.

„Ich muß.“

„Den Teufel mußt Du!“ rief Toinon, dessen Flötenstimme in diesem Augenblicke einen fast pathetischen Ausdruck gewann. „Du wirst mir niemals die Nothwendigkeit beweisen, daß ein wackerer, gesunder, junger Mann, der bei den Damen beliebt ist, sich zwei Loth Blei in den Kopf schießen lassen müsse.“

„Wenn ich diesem Duell auswieche, so wäre ich entehrt.“

„Dummes Zeug!“ rief der Doctor in verächtlichem Tone. „Vorurtheil, reines Vorurtheil! Schon in der Schule ist uns gesagt worden, daß das Duell etwas Unmoralisches ist.“

Der Doctor schaukelte sich, indem er dies sagte, auf seinem Stuhl und fuhr dann, indem er seinen fortwährend erst im Entstehen begriffenen Schnurbart zu drehen versuchte, fort:

„Wenn man alle betrogenen Ehemänner erschießen, oder sich von ihnen erschießen lassen wollte, so stellte man sich damit eine etwas schwere Aufgabe. Dieser Graf macht sich wahrhaft lächerlich. Im neunzehnten Jahrhundert, im Zeitalter des Fortschrittes, nimmt man die Dinge nicht so von der tragischen Seite. So ein Mensch wäre im Stande, seinem Gegner das Herz abzuverlangen, um es sich mit picanter Sauce zubereiten zu lassen.“

„Schweig' mit dergleichen Späßen,“ entgegnete der Oberst kurz. „Ich muß mich schlagen und ich werde mich schlagen.“

„Und Du wirst ihn tödten oder Dich tödten lassen, nicht wahr?“

„Bei den Bedingungen, unter welchen dieser Kampf

stattfindet," antwortete der Oberst kaltblütig, „scheint es mir kaum möglich, daß es anders kommen könne."

„Und an mich," rief Toinon erbittert, „scheinst Du bei dieser ganzen Geschichte ebenso wenig zu denken, als an die compromittirende Stellung, welche Du mir bereitest. Zum Teufel, ich bin kein Raufbold. Ich habe Rücksicht auf meine Praxis zu nehmen, abgesehen davon, daß die Justiz — hu, schon bei dem Gedanken an diese überläuft es mich eiskalt! Ich weiß wirklich nicht, ob ich mir, trotz meinem Wunsche, Dir gefällig zu sein, erlauben darf —"

„Ich bitte Dich um keine Erlaubniß," entgegnete Fritz trocken. „Ich brauche einen Zeugen, Du wirst dieser Zeuge sein. Du weißt, lieber Freund, daß Du mir Nichts abschlagen darfst, mir ebenso wenig als Legigant. Dieser hat ganz allein diese kleine Intrigue combinirt. Ich riskire meine Haut und es ist nicht mehr als billig, daß Ihr, meine werthen Genossen, die zerschlagenen Töpfe bezahlt. Kommt die Sache vor Gericht, nun dann um so besser. Vielleicht ist der Instructionsrichter geschickter als ich, und wird die Fäden dieser Intrigue zu entwirren wissen, deren Mitschuldiger ich Anfangs gewesen bin, um das erste Opfer zu werden."

Der Oberst schwieg ein paar Secunden lang und fuhr dann fort:

„Also keine Jeremiaden weiter! Wenn Du schläfrig bist, so wirf Dich auf Dein Bett und versuche zu schlafen. Wenn es Zeit ist, werde ich Dich wecken."

Doctor Toinon war nicht die personificirte Tapferkeit und man brauchte, um ihn einzuschüchtern, nur laut und fest zu sprechen.

Während er daher noch einige Bemerkungen zu stammeln suchte, welche der Oberst nur durch unmuthiges Stirnrunzeln beantwortete, zog er sich in sein Schlafgemach zurück.

Sobald der Oberst sich allein sah, setzte er sich an

den Schreibsecretär, nahm einige mit den Initialen des Doctors versehene Briefbogen zur Hand und schrieb:

„Herr Graf!

„Mein Entschluß ist gefaßt. Auf meinen Lippen und in meinem Herzen lebt noch die Erinnerung an den einzigen Kuß, den mir meine Tochter gegeben. Diesen Kuß verdanke ich Ihrer Großmuth.

„Wenn Sie diesen Brief lesen, bin ich todt.

„Sie Sind ein Ehrenmann und Ihr Groll wird, wie gerecht er auch sein möge, nicht über das Grab hinausdauern nnd deshalb mache ich Sie, meinen Gegner, den ich so tödtlich verwundet, wie ein Mensch den andern verwunden kann, zu meinem Testamentsvollstrecker.

„Beigeschlossen finden sie zwei Briefe. Befördern Sie dieselben an ihre Adressen. Dies ist die letzte Bitte des unwürdigen Freundes, welcher im Begriffe steht, seinen Verrath mit seinem Blute zu bezahlen.

Oberst Fritz."

Von den beigefügten zwei Briefen lautete der erste:

„Lilia, mein Kind, meine Tochter!

„Ohne es zu wissen, hast Du mein Urtheil gesprochen.

„Seit dem Tage, wo Du, weil Du mich nicht kanntest, in Deiner naiven Weise den Widerwillen, den ich Dir einflößte, zu erkennen gabst, ist mir das Leben unerträglich geworden.

„Du hattest Recht, geliebtes Kind. Dein Instinct warnte Dich. Ich bin der verworfenste Mensch; ich bin nicht einmal mehr würdig, Vater zu sein.

„Mein Kind, rechtschaffene und glückliche Leute lassen ihren Nachkommen ein kostbares Erbtheil, ein geheiligtes Andenken, einen geehrten Namen, ein rechtmäßig erworbenes Vermögen zurück; ich habe für Dich kein anderes Vermächtniß als das Elend und die Schmach, mich zum Vater zu haben.

„Ich hinterlasse Dir aber auch eine Pflicht.

„Du mußt, so viel in Deinen Kräften steht, das Unheil, welches ich angerichtet, wieder gutzumachen suchen.

„Deine fromme, kindliche, weiche Hand wird die Wunden verbinden, die ich geschlagen, und alle Schmach abwaschen.

„Ich habe Deine arme Mutter sehr unglücklich gemacht! Ich weiß nicht, ob sie jemals wird getröstet werden können — ich hoffe aber auf Dich!

„Welches Opfer man Dir auch auflegen, welchen bittern Kelch man Dir auch reichen möge, nimm Alles ohne Klage und mit Ergebung hin und denke dabei an mich, der ich mich in diesem Augenblicke zum ersten Male in meinem Leben fast gut fühle.

„O, geliebtes Kind, welches ich nur eine Secunde lang in meine Arme geschlossen! Die Pflicht, welche ich Dir auflege, ist eine schwere. Du bist mein Glück und zugleich meine Strafe.

„Ach, ist es nicht die Bestimmung der guten Engel, die Verbrechen der Gefallenen wieder gutzumachen?“

Der Inhalt des zweiten der beigeschlossenen Briefe war folgender:

„Hortense!

„Ob Sie mir jemals verzeihen werden, weiß ich nicht, ich will mir aber bis zuletzt die Illusion bewahren, es zu glauben.

„Ohne Zweifel werden Sie eine peinliche, grausame Erinnerung an mich bewahren. Ich habe nichtswürdig an Ihnen gehandelt; nicht aus Liebe, sondern aus Berechnung verführte ich Sie und stürzte Sie ins Verderben.

„Früher oder später aber rächte sich die Liebe.

„Als ich so unerbittlich gegen Sie war, hatte ich Sie wirklich lieben gelernt. Es ist aber nicht meine Absicht, mich dadurch zu entschuldigen, denn ich weiß, daß ich nicht zu entschuldigen bin. Ich erkläre meine Handlungsweise, das ist Alles.

„Wenn Sie diese in der ganzen Bitterkeit meines Herzens geschriebenen Zeilen lesen, wird die Erklärung vollständig und von dem Oberst Fritz weiter nichts mehr übrig sein, als eine von einer Kugel durchbohrte, sterbliche Hülle.

„Ich wage nicht, Sie zu bitten, mir eine Thräne zu weihen. Denken Sie blos zuweilen an mich und wenn Sie Abends für die Unglücklichen und Schuldigen beten, so schließen Sie mich von Ihrem Gebete nicht aus."

Als der Oberst diese beiden Briefe beendet hatte, drückte er sie ruhiger und entschlossen an sein Herz und warf dann einen Blick auf die Uhr.

Dieselbe zeigte die fünfte Morgenstunde.

39. Capitel.

Die letzte Unterredung.

Wie von Federkraft geschnellt sprang der Graf empor.

Sein Gesicht färbte sich purpurroth und ward im nächsten Augenblicke todtenbleich.

„Sie sind es!" sagte er mit so leiser und undeutlicher Stimme, daß Hortense diese beiden Worte mehr errieth als hörte.

Ein eigenthümlicher Kampf fand in ihm statt.

Bei Hortense's Anblick erwachte sein ganzer Haß, sein ganzer Groll wieder in ihm.

Gleichzeitig aber bewegte auch ein seltsames Gemisch von Rührung und Mitleid sein innerstes Herz.

Stumm, mit schlaff herabhängenden Armen und zu Boden gesenkten Augen, in der Haltung einer Schuldigen, welche das verdiente Urtheil, eines Opfers, welches den Todesstreich erwartet, stand Hortense da.

Das Mitleid und die Rührung behielten die Oberhand.

Loredan breitete die Arme aus und Hortense warf sich schluchzend hinein.

Dann schlang sie ihre Arme um seinen Hals, lehnte ihr Haupt an seine Schulter und er küßte sie auf die erröthende Stirne und das blonde Haar, während er murmelte:

„Ach, Thörin! Thörin! Grausame Thörin!“

Es war aber kein Vorwurf, den er ihr machte, sondern eine Klage, die er aussprach.

So faßte sie seine Worte auch auf, denn ihre Umarmung ward immer inniger, als ob sie ihn niemals wieder loslassen wollte.

Er machte sich sanft los.

„Ich kann und will Dir in dieser Stunde keine Vorwürfe machen, Hortense,“ sagte er, „und ebenso wenig will ich schmerzliche Erinnerungen wachrufen. Warum sollen wir uns die letzten Stunden verbittern, die wir vielleicht mit einander zu verleben haben?“

„Dann ist es also wirklich wahr?“ fragte sie. „Dieses Duell —“

„Dieses Duell ist nothwendig, das weißt Du ebenso gut als ich. Dieser Mensch und ich, wir können nicht gleichzeitig leben.“

„O, wie entsetzlich!“ rief die Gräfin, indem sie sich schaudernd das Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Was kommt weiter darauf an, wenn ich sterbe?“ seufzte der Graf. „Das Leben hatte für mich blos noch eine Freude, nämlich die, Dir durch meine Verzeihung zu beweisen, wie sehr ich Dich liebte.“

„Aber ich will nicht, daß Du sterbest!“ rief Hortense, indem sie ihren Gatten von Neuem umarmte. „Ich will nicht, daß Du sterbest. Das Duell ist ein Verbrechen. Was sollte ich mit meinem Schmerze beginnen? Du sagst, Du verzeihest mir und rächst Dich gleichwohl auf die grausamste Weise.“

Der Graf hatte, als er sich seiner Gattin gegenüber sah, diesen Kampf sogleich erwartet; besaß er aber nicht, um denselben siegreich durchzuführen, die un-

widerstehliche Kraft eines unwiderruflich gefaßten Entschlusses?

„Du hast mit diesem Allen nichts zu schaffen, Hortense. Wenn ich falle, so darfst Du nicht glauben, daß Du für meinen Tod verantwortlich seiest. Nicht mit Deinem Verführer schlage ich mich, sondern mit dem vertrauten Freunde, der mich verrathen hat.“

Sie versuchte nochmals auf ihre Worte zurückzukommen, er aber entgegnete sanft, obschon mit Festigkeit:

„Sprechen wir nicht mehr davon.“

Zugleich faßte er sie bei der Hand und zwang sie, neben ihm auf einer Causeuse Platz zu nehmen.

Dann sagte er:

„Es wird uns viel verziehen werden, weil wir viel gelitten haben, weil im Grunde genommen unsere Fehler mehr die Folge verhängnißvoller Umstände als böslicher vorbedachter Absicht gewesen sind. Wir haben Eines dem Andern verziehen und Gott, dessen Güte unendlich ist, wird uns ebenfalls verzeihen. Sprechen wir jetzt von der Zukunft.“

Der Graf machte eine kurze Pause und fuhr dann fort:

„Hortense, ich habe Cyprienne, unsere Tochter, meinem Ehrgeiz und meinen zerrütteten Vermögensumständen geopfert. Ich habe später Lilia adoptirt und obschon ich dazu gewissermaßen nur durch List bewogen worden bin, so sanctionire ich doch diesen Schritt hiermit nochmals und ausdrücklich. Wenn ich sterbe, Hortense, so hinterlasse ich Dir zwei Töchter, welche Beide gleichen Antheil an Deiner Liebe haben, denen aber nicht ein gleicher Antheil an meinem Vermögen zustehen kann. In Dein alleiniges Ermessen stelle ich es, wie viel Du einer Jeden geben willst. Nach Deiner unerwarteten Flucht ließ ich mich, wie ich hiermit offen gestehe, durch meinen Zorn hinreißen und erklärte durch anderweite Verfügungen mein früher errichtetes Testament für ungiltig,

ohne dieses jedoch aus den Händen des Notars, bei dem ich es niedergelegt, zurück zu fordern."

Mit diesen Worten ging er an seinen Secretär, nahm ein großes versiegeltes Couvert heraus und warf es in's Feuer.

„Somit habe ich mein zweites Testament wieder vernichtet, das erste ist allein giltig und Du bist meine Universalerbin."

Hortense war zu Thränen gerührt.

Nun sah sie ein, daß ihr wirklich vollständig verziehen war.

Der Graf nahm wieder neben ihr Platz und drückte ihre schönen, marmorkalten Hände zwischen die seinen.

„Weine nicht, Hortense!" sagte er. „Wir hätten glücklich sein können, wir haben unser Leben vergeudet — doch was kommt darauf an? — Denken wir an das Glück der Andern, die durch uns in Unheil gerathen sind, denken wir ganz besonders an Cyprienne."

Er machte eine kleine Pause und begann dann wieder:

„Hattest Du, Hortense — dieser Gedanke hat mich viel und oft beschäftigt — hattest Du einen ernsteren Grund, als den Widerwillen, den der Baron Dir einflößte, weshalb Du Dich dieser unglücklichen Heirat so energisch widersetztest?"

Hortense schlug die Augen nieder und gab keine Antwort.

„Ich bin mein Leben lang ein schlechter Familienvater gewesen," fuhr Loredan fort. „Jetzt kann ich mich nur einige Stunden lang mit dem Glücke der Meinigen beschäftigen; verlieren wir daher nicht diese Zeit mit unfruchtbarem Zögern. Antworte mir ebenso frei und offen, wie ich Dich frage."

Hortense neigte das schöne Haupt.

„Ja," murmelte sie.

„Cyprienne liebte, nicht wahr?" fragte der Graf.

„Ja," antwortete Hortense wieder.

„Du wußtest es also und anstatt Dich vergeblich zu bemühen, meinen Willen zu bekämpfen, hast Du mir lieber nichts davon gesagt."

„Du haßtest sie," antwortete Hortense. „Hätte Dein Entschluß, wenn Du ihre Liebe gekannt hättest, sich deswegen wohl geändert?"

„Vielleicht," sagte Loredan mit nachdenklicher Miene. „Doch darum handelt es sich jetzt nicht, denn das Unheil ist einmal geschehen. Die Gesundheit des Barons ist ruinirt, die nächste Krisis wird ihn hinwegraffen und ich will, daß Cyprienne noch glücklich werde. Kennst Du den Namen des Mannes, den sie liebt?"

„Ja, ich kenne ihn. Er ist der vollkommenste Cavalier und besitzt das edelste Herz, welches ich jemals gekannt."

„Und wie heißt er?"

„Vicomte José de la Cruz."

Loredan erinnerte sich der halbvertraulichen Mittheilungen, welche sein neuer Freund ihm am Morgen gemacht, und lächelte.

Dann sagte er:

„Diese Wahl ist eine vortreffliche und ich billige sie um so mehr, als ich glaube, daß Don José auch Cyprienne liebt. Also, Hortense, in Deine Hände lege ich meine ganze Autorität. Vergiß nicht, daß es mein innigster Wunsch ist, daß diese Heirat dereinst zu Stande komme. Nun wollen wir von Dir sprechen."

Von mir!" rief Hortense mit einem Blicke gegen Himmel. „Mein Leben ist auch zu Ende."

„Nein," antwortete Loredan im Tone liebreichen Vorwurfs. „Dein Leben ist nicht zu Ende, denn Du bist Mutter."

Der erste Schimmer des anbrechenden Tages fiel bleich und unsicher durch die Spalten der Vorhänge.

Auf der Pendule schlug es fünf und zugleich ward dreimal leise an die Thüre gepocht.

Der Graf erhob sich rasch.

Hortense that dasselbe.

„Die Zeit verfliegt,“ murmelte er. „Die Stunde ist da. Leb' wohl, Hortense; leb' wohl, mein theures Weib, und noch einmal verzeihe mir, wie ich Dir verzeihe.“

Hortense vermochte nicht auch nur ein Wort zu finden, um ihn zurückzuhalten. Es war ihr, als müßte ihr das Herz brechen; sie hatte nicht einmal mehr die Kraft, zu weinen.

Mit festem Schritte ging Loredan nach der Thüre, um dieselbe zu öffnen und Don José de la Cruz einzulassen.

„Der Wagen hält unten,“ sagte Letzterer. „Die nothwendigen Gegenstände befinden sich sämmtlich darin. Da der Secundant unseres Gegners Arzt ist, so habe ich es für überflüssig gehalten, noch einen zweiten mitzunehmen.“

„Ja, das wäre ganz überflüssig gewesen,“ bemerkte Loredan mit düsterer Miene.

Erst in diesem Augenblicke gewahrte Don José die Gegenwart der Gräfin.

Er fürchtete, zu viel gesagt zu haben und biß sich verlegen auf die Lippe.

Der Graf bemerkte dies.

„Sie können immerhin sprechen,“ sagte er. „Meine Frau weiß Alles.“

Hortense kam auf ihn zugestürzt, um ihn zurückzuhalten; er schob aber ihre Hand auf die Seite und rief:

„Kommen Sie, Don José! Ich bin bereit.“

„Du gehst!“ rief die Gräfin. „Du gehst, ohne Deine Tochter zu umarmen!“

„Du hast Recht! Ich wollte sie nicht beunruhigen, aber ich glaube, dieser Kuß — vielleicht der letzte — wird mir wohlthun.“

Die Gräfin eilte durch eine Nebenthüre und kam einige Augenblicke später mit Cyprienne an der Hand zurück.

Der Graf drückte tief erschüttert seine weinende Tochter krampfhaft an seine Brust.

Dann wendete er sich mit sanftem Lächeln nochmals zu seiner Gattin und sagte:

„Ich habe zwei Töchter, Hortense. Ich habe nur eine umarmt; umarme Du in meinem Namen die andere.“

40. Capitel.

Memento quia pulvis es *).

Schon war der Wagen mit dumpfem Gepolter fortgerollt und die beiden Thorflügel hatten sich hinter ihm mit Geräusch geschlossen, als Cyprienne und ihre Mutter immer noch auf dieses unheimliche Getöse horchten, welches einen so erschütternden Widerhall in ihren Herzen fand.

Sie sanken einander in die Arme und die unglückliche Mutter, welche sich schuldig an dem furchtbaren Schlage fühlte, der vielleicht im Begriffe stand, ihre Tochter zu treffen, fand endlich in einem unaufhaltsamen Thränenstrome einen Grad von Erleichterung.

Sie begaben sich Beide in Cypriennens Zimmer.

Hier saßen sie so schweigend einander gegenüber und wagten weder zu sprechen, noch einander anzusehen.

So begannen sie das bange Warten, welches durch die Nachricht von dem Tode eines Menschen beendet werden sollte.

In einem kleinen, weiß und rosenfarben tapezierten Nebengemache, hinter einer Wolke von duftigen Mousselingardinen, schlief Lilia friedlich, ohne zu ahnen, daß dieser Tag sie zur Waise machen sollte.

Lange stand Hortense an diesem Bette und betrachtete diesen unschuldigen und reinen Schlaf.

Cyprienne war ihrer Mutter gefolgt.

Zu beiden Seiten über das Bett der Kleinen geneigt, glichen sie wachenden Schutzengeln.

*) Erinnere Dich, weil Du Staub bist.

Die Gräfin betrachtete die kleine Schläferin mit einem wehmüthigen Blicke, welcher zu sagen schien:

„Du wirst einmal viele Prüfungen zu bestehen haben; Du wirst leiden, wie ich gelitten habe. Dann komme zu mir; ich bin die Resignation.“

Cyprienne, deren Augen trotz der Thränen, die sie geweint, gewissermaßen noch einen Widerschein des entschwundenen Lächelns bewahrt hatten, schien ihrerseits zu sagen:

„Es gibt keine Trauer, auf welche nicht Freude folgte, kein Leiden, welches nicht einen Trost zur Folge hätte. Wenn Dein Herz gebrochen ist, dann rufe mich an. Ich bin die Hoffnung.“

Nach einer Weile schlug Lilia ihre großen blauen Augen auf und lächelte ihre „kleine Mama“ an.

Dann wendete sie sich mit verwunderter Miene nach der schwarzgekleideten Dame herum, welche sie kaum kannte und die von Cyprienne „Mutter“ genannt ward.

Es war jetzt heller Tag.

Lilia dehnte und streckte sich träge unter ihrer Eiderdunendecke und rieb sich mit ihren beiden rosigen Händen die noch mit Schlaf beladenen Augenlider.

„Ist es schon spät?“ fragte sie.

„Ja, Du mußt nun aufstehen, Lili,“ antwortete Cyprienne sanft. „Heute ist Aschermittwoch.“

Die Gräfin und ihre Tochter begannen nun die Kleine anzukleiden. Ihre Toilette, die sonst so bunt war, gewann aber heute einen fast feierlichen Anstrich.

Man zog ihr ein schwarzes Kleid an, als ob sie schon Trauer um ihren Vater trüge.

Mußte sie in der That nicht, wie auch der Zweikampf enden mochte, auf jeden Fall einen Vater verlieren — entweder ihren wirklichen oder ihren Adoptivvater?

Und welcher von Beiden war der, durch dessen Tod sie sozusagen am meisten verwaiste?

Draußen herrschte ein grauer Nebel, welcher alle Gegenstände in einen Trauerschleier zu hüllen schien.

Die Straßen waren verödet.

Von Zeit zu Zeit begegnete man einer verspäteten Maske, einem Harlekin, der wehmüthig seine Schellenkappe schüttelte, oder einem Wilden, der seinen Tricot frostig in einen schwarzen Mantel hüllte.

Die Gräfin von Puysaie, Cyprienne und Lilia gingen zu Fuße durch die Champs Elysées und dann die Rue de la Madeleine hinauf.

Die Kirche war erst seit einigen Minuten geöffnet und fast noch ganz leer.

Vor einem Nebenaltare stehend fungirte ein Priester für etwa zehn oder zwölf Gläubige.

Hortense und Cyprienne knieten im dunkelsten Winkel der Capelle nieder.

„Höre, Lilia," murmelte Cyprienne der Kleinen ins Ohr, „heute müssen wir beten."

Und die Gräfin setzte hinzu:

„Wir müssen für Die beten, welche in Todesgefahr schweben."

Tiefes Schweigen herrschte in der Kirche und man hörte nur das geheimnißvolle Flüstern des Priesters.

Die bleichen Flammen der Kerzen zitterten wie Seelen, welche im Begriffe stehen, zu verlöschen.

Die schwarzen Zierrathen des Altars, das Trauergewand des Priesters — Alles schien im Voraus bestimmt zu sein, eine furchtbare Illusion zu wecken und zu nähren.

Es war, als würde ein Todtenamt abgehalten.

Als der Augenblick kam, wo die Hostie emporgehoben ward, knieten die Anwesenden Einer nach dem Andern vor dem hölzernen Geländer nieder.

Der Priester, ein hochgewachsener Greis mit ascetischem Antlitze, welcher die verkörperte Entsagung und christliche Strenge zu sein schien, nahm die geweihte Asche

zwischen die Finger, zeichnete das symbolische Kreuz auf die Stirne und murmelte das furchtbare:

„Memento quia pulvis es.“

„Ja, Staub und nur Staub,“ schluchzte Hortense und dachte an die beiden Männer, die gestern noch lebensvoll, jung und stark gewesen und die in diesem Augenblicke vielleicht Beide todt niedergestreckt auf dem Boden lagen.

„Et in pulverem reverteris!“ *)

Obschon Lilia keine Kenntniß von der Gefahr hatte, in welcher zwei Männer schwebten, die sie zu lieben verpflichtet war, so machten doch die düstere Feierlichkeit der ganzen Ceremonie, der religiöse Ernst, womit man ihr gesagt: „Du mußt für Die beten, welche in Todesgefahr schweben,“ das melancholische Halbdunkel der großen, leeren Kirche und die murmelnde Stimme des Predigers einen lebhaften Eindruck auf sie und sie fühlte sich von einer Scheu ergriffen, welche beinahe an Furcht grenzte.

Und alle Drei beteten mit leidenschaftlicher Inbrunst und mit grenzenlosem Vertrauen auf die Gerechtigkeit Gottes.

Zu dieser selben Stunde stieg ein zweites, ebenso aufrichtiges und ebenso inbrünstiges Gebet zum Himmel empor.

Es war das der Gräfin von Monte-Christo.

Dieses aber war nicht ein Gebet der Trauer, sondern freudigen Dankes.

Helene hatte ihre Tochter wiedergefunden! Pippiona war wirklich ihr Kind!

Was hatte sie in dieser Stunde noch zu begehren?

Nichts.

Dieses unermeßliche Glück wog alle Leiden und Prüfungen reichlich auf.

Gerne hätte sie auf die Rachepläne verzichtet, welchen sie sich in einem Augenblicke der Verzweiflung gewidmet.

---

*) Und wieder zum Staube zurückkehrt.

Was fragte sie jetzt darnach, daß es Natterngezücht auf Erden gab?

Sie schwebte in einer Höhe, bis zu welcher das ohnmächtige Wuthgeschrei der Bosheit nicht emporDrang.

Matifay! Legigant! Toinon! Was waren diese drei Verworfenen für sie?

Warum wollte sie dieselben sich nicht in ihrem Schlamme herumwälzen und sich durch ihr eigenes Gift tödten lassen?

Ihre Stunde kam sicherlich. Warum sollte Helene dieselbe beschleunigen?

Der Finger des Würgengels hatte ihre Stirne gezeichnet, gleich den Häusern der gottlosen Egypter. Warum sollte Helene sich zum Vollstrecker der Strafurtheile des Himmels aufwerfen.

Ihre Tochter!

Sie ward nicht müde, sich diese beiden theuren Worte zu wiederholen, welche sie in der Angst ihrer Einsamkeit so oft gestammelt.

Früher waren sie die bitterste ihrer Klagen gewesen, heute aber sendete sie die Hände gegen Himmel hebend, und während ihre Augen von süßen Thränen überflossen, diese Worte als den beredtesten Lobgesang zu Gott empor.

Memento quia pulvis es!

Arme Frau! Die überstandenen Prüfungen hatten sie also nichts gelehrt! Sie hatte vergessen, daß die Kehrseite einer jeden Freude ein Unglück ist, daß jedes Licht Schatten wirft!

Hartnäckig jenes eitle Phantom, welches man das Glück nennt, verfolgend, glaubte sie, es endlich erhascht zu haben und es für immer festhalten zu können.

Sie glaubte dies in demselben Augenblicke, wo es vielleicht schon in Rauch aufging und zwischen ihren ausgestreckten Armen nur einen leeren Raum zurückließ.

Geh' arme Mutter, geh' und kniee neben Cyprienne, Hortense und Lilia nieder.

Die Freude ist auch ein Stolz und der heutige Tag ist ein Tag der Demuth.

Beuge Dein Haupt! Vergiß in Deinem Freudenrausche nicht die Bedingungen der menschlichen Natur, deren Sclavin Du bist!

Danke dem Herrn nicht blos, sondern flehe auch zu ihm, daß er seine Hand nicht von Dir abziehe.

Ach! alle Freude dieser Welt gleicht jenen höllischen Früchten, die man, wie die Sage erzählt, am Ufer des todten Meeres findet — auswendig roth und frisch, inwendig Asche.

Et in pulverem reverteris.

41. Capitel.

Das Duell.

Der Morgen graute.

Es war ein trüber, nebliger, kalter Morgen.

Zwei Wagen fuhren langsam die Anhöhe hinauf, welche den Zugang zu dem Walde von Meudon bildet.

Auf der Höhe angelangt, machten die Wagen Halt und vier Männer stiegen aus.

Aus dem einen Wagen Graf Loredan von Puysaie und der Vicomte Don José de la Cruz, aus dem andern der Oberst Fritz und der Doctor Toinon.

Alle waren ruhig und kaltblütig, mit Ausnahme des Doctors, welcher auf seinen dünnen Beinen sichtbar hin- und herwankte.

Die beiden Parteien begrüßten einander von Weitem, dann that Don José einige Schritte vorwärts.

Doctor Toinon folgte diesem Beispiel und die beiden Secundanten besprachen sich einige Minuten lang; dann lenkte der Doctor seine Schritte nach den Wagen und ertheilte den Kutschern seine Instructionen, indem er ihnen mit dem Finger die Wege bezeichnete, welche sie einzuschlagen hätten.

Dann gingen die vier Männer sämmtlich zu Fuße nach den dichten Gebüschen, welche sich auf der linken Seite der Straße befinden.

Don José ging voran. An dem einen Arme führte er den Grafen, in der andern Hand trug er ein Pistolen-Kästchen.

Die Landschaft, welche sich im vorgeschrittenen Frühlinge so reizend ausnimmt, bot an diesem Morgen einen ungemein öden Anblick dar und machte einen nur zu Wehmuth und Trauer stimmenden Eindruck.

Rechts dehnte sich die eintönige, unermeßliche Ebene, welche der Nebel bedeckte, wie eine dichte Schichte schmutzigen Schnees, und links streckten die noch laublosen Bäume ihre Aeste gleichsam mit verzweiflungsvoller Geberde zum Himmel empor.

Die vier Männer gingen in den Wald hinein und ungefähr zwanzig Minuten lang unter dem hohen Gewölbe der Kastanienbäume hin.

Der Erdboden war feucht, mit einer dichten Schichte verfaulender Blätter bedeckt und die Tritte der vier Männer bewegten sich geräuschlos über den schwammigen Teppich.

Diese ganze Promenade hatte etwas Gespenstisches und Unheimliches.

Endlich ward es hell zwischen den Zweigen und man kam auf einen kleinen, freien, fast gänzlich unbewaldeten Platz heraus.

Hier war der Ort.

Die Sonne trat eben über den Horizont herauf und schien durch den Nebel hindurch wie eine große glühende Kugel.

„In der That," sagte der Graf zu Don José, „Sie haben eine gute Wahl getroffen. Es ist hier ein schöner Ort zum Sterben."

Und er zeigte, indem er mit der Hand eine kreisförmige Bewegung machte, auf die Landschaft.

Der kleine, freie Hügel, auf welchem man stand, war ziemlich hoch und der Nebel ragte nicht bis hier herauf.

Unten hüllte er die Gipfel der hohen Bäume in einen dunstigen Schatten, durch welchen ihre Massen hindurchschimmerten, wie Laubinseln auf einem unermeßlichen See.

Rechts sah man undeutlich den Schattenriß des Schlosses, auf allen andern Seiten gab es, so weit das Auge reichte, nichts als Wald.

Der freie Platz war von einigen halbverkümmerten Birken eingefaßt, an deren Aesten noch, wie ein Schwarm Schmetterlinge, einige gelbe Blätter, melancholische Spuren des vergangenen Jahres, baumelten.

Man konnte sich nichts Unheimlicheres denken, als diesen Ort, wo das Leben zweier Menschen auf's Spiel gesetzt werden sollte.

Wie viele fröhliche, lustige Gruppen hatten während des vergangenen Sommers lachend, plaudernd und singend hier gesessen und das allgemeine Fest des Lebens und der Liebe gefeiert.

Und jetzt sollte binnen wenigen Minuten ein Mensch mit zerschmettertem Schädel hier niederstürzen und mit seinem Blute das Moos färben.

Memento, memento quia pulvis es! *)

Oberst Fritz und Toinon folgten den Voranschreitenden auf dem Fuße.

Toinon war sehr roth und der Oberst sehr bleich.

Letzterer näherte sich nicht ohne sichtbare Unruhe dem Grafen, der ihn verwundert ansah.

„Herr Graf," sagte er, „glauben Sie, daß ich ein Feigling sei?"

„Nein," entgegnete der Graf kurz. „Wenn ich Sie für einen Feigling hielte, so hätte ich ein anderes Mittel gesucht, um Sie zu zwingen, sich hier einzufinden, und

---

*) Erinnere Dich, erinnere Dich, weil Du Staub bist.

ich bezeuge, daß Sie sich mir ganz nach meinem Wunsche zur Verfügung gestellt haben."

„Dann," fuhr der Oberst in immer unsicherem Tone fort, „werden Sie den Schritt, den ich in diesem Augenblicke thue, nicht anders deuten, als er zu deuten ist."

Der Graf wendete sich mit verächtlicher Miene ab und sagte dann zu Don José:

„Herr Vicomte, laden Sie die Pistolen."

Die Lippen des Obersten bewegten sich, als er diesen Befehl vernahm, krampfhaft, aber ohne einen Ton hervorbringen zu können.

„Wenn Sie mir noch etwas zu sagen haben," sagte der Graf im schroffen Tone, „so thun Sie es sofort. Ich habe Eile."

„Dann ist es also wirklich wahr, daß wir uns schlagen werden?"

„Haben Sie daran gezweifelt?"

„Sie, ein Ehrenmann, Sie wollen Ihr Leben gegen das eines Elenden, wie ich bin, auf's Spiel setzen?"

„Der Haß ist stärker als die Verachtung," sagte der Graf.

Der Oberst nahm diese Beleidigung hin, ohne eine Miene zu zucken.

„Ich bitte Sie, Herr Graf," sagte er, „überlegen Sie — überlegen Sie nochmals."

„Ich habe Ihnen so eben gesagt, daß ich Sie für keinen Feigling halte; Ihr jetziges Benehmen könnte mich aber wirklich auf die Vermuthung bringen, daß Sie sich fürchten."

„Fürchten, ja," murmelte der Oberst leise," aber nicht der Tod ist es, wovor ich mich fürchte. Was kommt auf meinen Tod an? Es gibt dann blos einen Schurken weniger auf Erden, das ist die ganze Sache. Der Gedanke aber, daß ich Ihnen gegenübertreten und Sie Ihre Brust meiner Kugel darbieten sehen soll, dieser Gedanke ist mir unerträglich. Wenn man einmal der drohenden Mündung gegenübersteht, dann pochen unwillkürlich die

Pulse rascher, man vergißt die gefaßten Entschlüsse und man denkt blos daran, der Gefahr, von welcher man bedroht wird, zu entrinnen. Ha! Wenn Sie von meiner Hand fielen!"

Er fuhr sich mit der Hand über die in Schweiß gebadete Stirne.

„Sind Sie fertig, Don José?" fragte der Graf.

„O, noch eine Minute! noch eine Minute!" fuhr der Oberst im inständig bittenden Tone fort. „Sie wollen, daß ich verschwinde; ich begreife dies, Sie haben das Recht dazu; dies erkenne ich an und füge mich ohne Widerspruch. Wollen Sie, daß ich auswandere? Ich will gehen, wohin Sie mich schicken. Wenn Sie glauben, daß ich Ihnen auf einem und denselben Continente zu nahe bin, so will ich über's Meer gehen — nach Amerika oder nach Australien, wie Sie wollen. Sie sollen nie wieder von mir hören."

„In der That," sagte der Graf von Puysaie die Achseln zuckend, „Sie sind doch ein Feigling."

„Wollen Sie, daß ich sterbe?" begann Fritz mit ermuntertem Eifer wieder. „Bedarf es durchaus meines Blutes, um Ihren gerechten Haß zu befriedigen? Wohlan, ich will dieses Blut vergießen, ich will mich tödten, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß ich mich tödten werde, aber setzen Sie mich nicht der Gefahr aus, ein Mörder zu werden."

„Sie geben mir Ihr Ehrenwort?" entgegnete der Graf mit dem Ausdrucke der Verachtung. „Sie wissen, mein Herr, daß Ihnen nicht mehr das Recht zusteht, von Ehre zu sprechen."

Der Oberst wollte nochmals das Wort ergreifen, eine gebieterische Handbewegung des Grafen aber that ihm Einhalt.

„Genug, genug!" sagte der Graf. „Sie würden mich nimmermehr überzeugen. Thun wir, was uns zu thun übrig bleibt."

Nachdem der Graf dies gesagt, winkte er Don Josè herbei, welcher sich aus Discretion beiseite begeben hatte.

Toinon maß die Schritte ab und machte dieselben möglichst groß.

Nachdem die Distanz festgestellt war, warf Don José ein Geldstück in die Luft, um den Zufall über den Platz entscheiden zu lassen, welchen jeder der beiden Gegner einnehmen sollte.

Dann maß er gewissenhaft und sorgfältig die Pulverladungen ab und lud die Pistolen.

Es waren wunderschöne Waffen, zwei Präcisionspistolen, und erst gestern Abends bei Devisme, dem berühmten Gewehrhändler, gekauft.

Anscheinend gleichgiltig sahen der Oberst Fritz und der Graf von Puysaie diesen furchtbaren Vorbereitungen zu.

Diese bei dem Grafen echte Gleichgiltigkeit war bei dem Oberst sichtbar erheuchelt.

Man gewahrt dies an dem unwillkürlichen Zucken seiner Gesichtsmuskeln.

In seinem Herzen fand ein furchtbarer Kampf statt.

Der Trieb der Selbsterhaltung erwachte in ihm.

Er fürchtete, nicht mehr Kraft genug zu besitzen, seinem heldenmüthigen Entschlusse von gestern treu zu bleiben.

Er war jetzt nicht mehr bleich, sondern aschenfahl.

Die Waffen waren bereit.

Der Vicomte trat zwischen den Grafen und den Oberst und reichte Jedem sein Pistol.

Die beiden Gegner begaben sich langsam auf ihre Plätze und stellten sich so, daß die Brust deutlich hervortrat.

Ihre dunkeln Schattenrisse hoben sich deutlich gegen den helleren Hintergrund des Himmels ab.

„Vorwärts!“ sagte Don José.

Die beiden Pistolen senkten sich.

Fritz wollte einen letzten Versuch machen, um die Unbeugsamkeit des Grafen zu besiegen.

Ein einziger Schuß krachte, von dem Echo der Hügel zehnfach zurückgegeben, und der Oberst zuckte zusammen.

Der Graf hatte gut gezielt und seine Kugel die Wange des Gegners gestreift.

Einige Centimeter weiter links, und der Oberst wäre ein todter Mann gewesen.

Ruhig hob er sein Pistol und feuerte in die Luft.

Der Graf von Puysaie runzelte die Stirne.

„Sie spielen den Großmüthigen,“ sagte er ironisch. „Ich sage Ihnen im Voraus, daß Sie sehr unrecht daran thun, denn ich werde es nicht so machen. — Don José, laden Sie wieder.“

Und die Arme über der Brust kreuzend, wartete er.

„Aber —,“ begann Toinon, dem das bis jetzt harmlose Resultat des Kampfes eine große Last vom Herzen genommen hatte.

„Laden Sie wieder, Don José!“ unterbrach der Graf in so gebieterischem Tone, daß der Arzt schwieg.

Die Gesichtsfarbe des Obersten war jetzt nicht mehr fahl, sondern förmlich grün.

Er empfand jetzt wirklich Furcht.

Es war eine physische, animalische Furcht, gegen welche sein Wille vergebens anzukämpfen suchte.

Alle Entschlüsse vom vorigen Abende wurden in den Hintergrund gedrängt.

Er wollte nicht mehr sterben.

Er mußte tödten, um nicht getödtet zu werden.

Im Grunde genommen hatte er auch Alles gethan, was in seiner Macht stand und was überhaupt in menschlicher Macht steht.

Er hatte seinem Gegner zweimal sein Leben angeboten.

Der Graf hatte dieses Anerbieten abgelehnt, mochte er nun auch die Folgen über sich ergehen lassen.

Es war dies zu derselben Stunde, wo Lilia in der

Madeleinekirche knieend für Die betete, welche in Todesgefahr schweben.

Die Sonne, welche mittlerweile vollständig aus ihrem Nebelbette emporgestiegen war, funkelte jetzt hell an dem reinen Himmel und verwandelte die ungeheure, nebelbedeckte Fläche in ein unermeßliches Meer von Gold, Silber und Purpur.

Die Luft war belebend und frisch und es war, als hörte man in den schwellenden Aesten den Saft quellen.

Die Vögel zwitscherten und piepten in den Gipfeln der Bäume und begrüßten die erwärmenden Strahlen, die ihre Nester vergoldeten.

An einem solchen Morgen fühlt man das Glück, zu leben, in seiner ganzen Fülle.

Mit zusammengebissenen Zähnen und zitternden Nüstern sagte der Oberst bei sich selbst:

„Nein, ich will nicht sterben!"

Jetzt war sein Gesicht nicht mehr grün oder fahl, sondern vielmehr purpurn.

Das Blut summte ihm in den Schläfen und drang mit aller Macht nach dem Hirne empor.

Mit zitternder Hand ergriff er das Pistol, welches Don José ihm abermals reichte, sobald er aber den Kolben einmal in der Hand hatte, ward seine Faust wie von Marmor, sein bis jetzt unstetes Auge ward fest und dicke, blaue Adern traten an seinem Hals und an seiner Stirne hervor.

Er zielte lange und geduldig, und wartete, bis seine Hand genug fest, sein Blick ganz sicher sein würde.

Diesmal krachten zwei Schüsse so unmittelbar und dicht hinter einander, daß man nur einen einzigen zu hören glaubte.

Die Kugel des Grafen hatte aber zuerst getroffen und schon rücklings niederstürzend hatte Fritz, diesmal ohne es zu wollen, wieder in die Luft geschossen.

Das Blei hatte ihm die Brust durchbohrt.

Er sank in's Gras und das Blut floß ihm in Strömen aus der doppelten Wunde.

„Gehen wir!" sagte der Graf, ohne auch nur einen Blick auf seinen Gegner zu werfen.

Fritz stieß ein dumpfes Röcheln aus, versuchte, sich halb aufzurichten und bewegte verzweifelt die Arme hin und her, wie um den Grafen zurückzurufen.

Dieser drehte sich herum.

Der Oberst machte heftige, aber vergebliche Anstrengungen, seinen zugeknöpften Rock aufzureißen.

Toinon, der neben ihm kniete, half ihm dabei, um sofort und gleich an Ort und Stelle einen ersten Verband anzulegen.

Von der blutenden Brust fiel ein zerknittertes, mit Blutflecken bedecktes Couvert auf das Gras.

Dieses Couvert war an den Grafen von Puysaie adressirt.

„An mich?" fragte dieser verwundert.

Und der Oberst nickte, machte auch mit der Hand eine bejahende Geberde und sagte zugleich:

„An Sie!"

Er wollte wahrscheinlich noch mehr sagen, es trat ihm aber ein Blutstrom in den Mund und mit tiefem Stöhnen sank er mit dem Oberkörper in's Gras nieder.

Loredan wollte Anfangs den Brief, welchen Doctor Toinon ihm darbot, zurückweisen; der Sterbende warf ihm aber einen so innig flehenden Blick zu, daß der Graf dadurch bis in's Innerste gerührt ward.

Er ergriff das Couvert und erbrach das Siegel.

Mit einem einzigen Blicke, in einer Secunde las er den Inhalt des Testaments, welches wir bereits kennen.

Dann näherte er sich dem Sterbenden und sagte:

„Was Sie wünschen, soll geschehen."

Fritz versuchte eine letzte Anstrengung.

Seine Lippen bewegten sich, sein von unaussprechlicher Dankbarkeit erfüllter Blick wendete sich abermals

dem Manne zu, den er noch einen Augenblick zuvor hatte tödten wollen.

Er konnte aber nicht sprechen.

Ein verworrenes Murmeln entrang sich seiner Brust und erschöpft durch diese Anstrengung ward er ohnmächtig.

„Gehen wir!" sagte der Graf abermals zu Don José de la Cruz.

Letzterer wendete sich zu dem Doctor Toinon und versprach ihm, Beistand zu schicken, sobald er die Wagen erreicht haben würde, die am Fuße der Anhöhe warteten.

Der Graf von Puysaie ging schweigend, auf den Arm seines jungen Freundes gestützt.

Ein düsterer Schleier der Wehmuth bedeckte seine Stirne und indem sie rasch die steile Anhöhe, die sie erst vor wenigen Minuten erstiegen, hinabgingen, sagte er zu seinem Begleiter:

„Dieser Mensch war ein großer Bösewicht, aber doch ein Mensch."

Dies waren die einzigen Worte, durch welche er Don José in das Geheimniß seiner Gedanken einweihte.

* *
*

Die Messe in der Madeleinekirche war beendet und mit dem Kreuze von Staub auf der Stirne waren Hortense, Cyprienne und Lilia nach dem Hotel zurückgekehrt.

Sowie der Augenblick herannahte, wo sie endlich den Ausgang des verhängnißvollen Duells erfahren sollten, ward ihre Seele von der Last angstvoller Unruhe immer tiefer gebeugt.

Wer kam wohl zurück? Der Oberst oder der Graf? Oder kam überhaupt Einer von Beiden wieder?

So oft ein Wagen auf der Straße vorüberrollte, eilten sie an das Fenster, obschon allemal vergebens.

Lilia kannte nicht den Grund dieser Angst, die sie gleichwohl theilte, und ihr fragender Blick schweifte fortwährend von der „kleinen Mama" nach Hortense.

Endlich drehten sich die schweren Flügel des Einfahrtsthores in ihren Angeln, Cyprienne bog sich zum Fenster hinaus und konnte einen Freudenschrei nicht unterdrücken.

Es war der Graf, welcher wohlbehalten und unversehrt zurückkehrte.

Er war allein.

Don José war am Ort des Zweikampfes geblieben, um dem Doctor Toinon, da nöthig, beizustehen.

Der Graf ging ohne ein Wort zu sagen gerade auf Lilia zu, hob sie in seinen Armen empor, küßte sie und murmelte:

„Armes Kind!"

Dann erst umarmte er, immer noch stumm, seine Gattin und Cyprienne.

Ihre Blicke baten ihn am eine vollständige Erklärung und er murmelte:

„Er ist gerichtet!"

Dann reichte er Hortense und Lilia zwei mit Blut befleckte Briefe.

Zugleich sagte er:

„Er war ein großer Bösewicht, doch fühle ich, daß ich weder den Muth, noch das Recht habe, ihn der Umarmung seiner Tochter zu berauben.

In dem Augenblicke ließ sich ein abermaliges Wagengerassel in dem gepflasterten Hofe hören.

Es war Don José de la Cruz, welcher zurückkam, nachdem er Toinon und den sterbenden Oberst bis nach der Wohnung des Letzteren begleitet hatte.

„Hier," sagte Don José zum Grafen, „hier ist die Adresse, welche Sie von mir zu haben wünschten."

Und er reichte dem Grafen ein Papier, auf welchem die Worte geschrieben standen:

„Fritz, Rue des Maçons — Sorbonne."

„Für Dich, Hortense," sagte der Graf, „ist diese Adresse bestimmt. Handle, wie Dein Gewissen es verlangt."

42. Capitel.

Die Kehrseite eines vergoldeten Lebens.

Wir befinden uns in einem engen, schmutzigen Zimmer eines Hauses im Stadttheile Sorbonne.

Das Zimmer ist nur mit rohen, schlecht gehobelten Dielen versehen, die hier und da eingesunken und durchlöchert sind.

Ein Kamin ist nicht da, sondern blos ein kleiner Blechofen, auf welchem ein kleiner Kessel brodelt.

Drei Strohstühle, ein Tisch von rohem Holz, eine Commode und eine Bettstelle mit einer dünnen Matratze und einem Strohsack machen das ganze Meublement aus.

Es ist die Mansarde in ihrer ganzen Erbärmlichkeit — jene berühmte Mansarde, in welcher man, wie Beranger versichert, mit zwanzig Jahren so glücklich ist.

Oberst Fritz sollte sich überzeugen, daß man sich mit vierzig sehr schlecht darin befindet.

Diese Spelunke war in der That die Wohnung des Obersten.

In Folge eines Contrastes, der die Doppelexistenz dieses Abenteuerers der vornehmen Welt auf den ersten Blick erklärt, sieht man auf den Tisch und den Brettern von rohem Holz, welche die Stellen von Etagèren vertreten, mehrere ausgesuchte Luxusgegenstände.

Ein kostbares Toiletteneceſſaire von ciselirtem Silber steht geöffnet neben einem Wasserkruge mit abgestoßener Schnauze, und funkelt im rothen Schein eines Talglichtes, welches in einem halbverrosteten, schmutzigen Blechleuchter steckt.

Wenn man in Schlösser eingeladen wird, so muß man reich zu sein scheinen.

Fritz hatte sich vielleicht sechs Monate lang seines Frühstücks beraubt, um dieses Necessaire zu kaufen.

Kleider vom modernsten Schnitte hängen an den

Haken des rothangestrichenen Kleiderhalters, und in dem halb offen stehenden Schubfach der alten Commode sieht man die mattweiße Pracht holländischer Leinwand schimmern.

Die Strümpfe, welche ein anderes Schubfach dieser Commode birgt, sind freilich alle durchlöchert, aber dicht daneben liegen Taschentücher von gesticktem Battist.

Eine Menge heterogener Gegenstände liegen auf dem Tische, auf welchem Teller und Gläser eine Menge unsauberer Dinge zurückgelassen haben.

Ein geöffnetes Kästchen mit Glacéhandschuhen steht neben einer geborstenen Schüssel, in welchem ein Beefsteakrest von geronnener Butter umgeben liegt.

Ein Cigarrenetui, welches fünf Louisdor gekostet, liegt neben Rettigschalen und hartgewordener Brotrinde.

Dieses Elend, welches sich hinter einer luxuriösen Außenseite birgt, ist das furchtbarste und jammervollste.

Man findet es in diesem Grade nur in Paris.

Es flößt mehr Ekel und Mißtrauen als Mitleid ein, denn oft ist schon sein Ausgangspunct ein durchaus verwerflicher.

Dieser Ausgangspunct ist in den meisten Fällen niedrige Eitelkeit, oder die Sucht, durch Intriguen oder auf anderem, noch unmoralischerem Wege reich zu werden.

Hier ist keine Rede von jener redlichen Armuth, welche arbeitet und mit aufrechter Stirne einherschreitet; welche nicht darüber erröthet, daß sie den kümmerlichen Lohn, von welchem sie lebt, durch den Fleiß ihrer Hände erwirbt.

Der Anblick dieses Zimmers ließ die Existenz des Oberst Fritz in einem sehr düsteren Lichte erscheinen.

In dem Theile unserer Erzählung, welcher „Das Elend der Reichen" betitelt ist, haben wir von diesem hier nicht gesprochen, denn die Disposition unseres Planes nöthigte uns, dasselbe erst später zu offenbaren.

Wie viele brillante und beneidete Existenzen haben

eine ebenso schwarze Kehrseite, wie die Existenz des Obersten.

Wie viele geheime und schmerzliche Entbehrungen knüpfen sich zuweilen an Ihr Ballkleid, Madame, oder an die drei, vier Goldstücke, welche Sie, mein Herr, in Ihrem Club mit anscheinender Gleichgiltigkeit auf den grünen Tisch werfen!

Wie viele jener leichtfertigen Schmetterlinge, die man in den Salons umherflattern sieht, haben nicht zu Mittag gegessen, um sich Handschuhe kaufen oder eine Droschke miethen zu können.

Durch welches Wunder von Geschicklichkeit, heldenmüthiger Willenskraft und Energie war es dem Oberst gelungen, so lange diese Komödie zu spielen, ohne daß sein Geheimniß an den Tag kam?

Wenn er nicht zu Tische geladen war, so dinirte er gar nicht. Wie aber konnte er, während der Hunger an seinen Eingeweiden nagte, plaudern, lächeln, tanzen und den Liebenswürdigen spielen?

Hierin lag eben seine Force. Wenn man den Menschen kratzte, so kam der Komödiant zu Tage.

Er hatte gleich von seinem ersten Auftreten an, aus Neigung, aus Sucht zu glänzen und aus Ehrgeiz, die Rolle des großen Herrn gewählt und dieselbe bis zuletzt gewissenhaft durchgeführt.

In der Gesellschaft stand er auf der Bühne, und bewegte und zeigte sich seiner Rolle gemäß.

Dieses elende Zimmer dagegen war der kleine Raum hinter den Coulissen, wo er sich ankleidete und schminkte, wo er aufhörte, der schöne Oberst Fritz zu sein, um wieder Florestan, der Vagabund von Brüssel zu werden.

Er hatte aus der Welt ein Theater gemacht und so sind alle Theater.

Vor denselben der Glanz der Beleuchtung und die Pracht der Decorationen; dahinter die engen, dunkeln Gänge und Treppen, die kahlen Garderobezimmer, wo

Richard III. wieder Saint-Phar, Hamlet wieder Floridor und Ophelia wieder Madelon wird.

Keinem menschlichen Auge hatte er gestattet, sein Geheimniß zu durchschauen.

Selbst Legigant wußte nicht, bis zu welcher Stufe der Armuth und des Elends sein Genosse herabgesunken war.

Oberst Fritz war stolz und beklagte sich niemals.

Uebrigens hätte er auch, wenn er sich beklagt, die Entwicklung seines Dramas compromittirt, die blendende Entwickelung, aus welcher ihm der Glanz von Millionen entgegenblinkte.

Nur mit den Reichen rechnet man genau. Der Löwe nimmt nur dann, wenn er mit dem Schaf und der Ziege zu thun hat, alle Theile für sich.

Fritz vermuthete — und wer Legigant kannte, mußte ihm hierin Recht geben — daß Legigant, wenn er seine Armuth ahnte, ihm dann nur verächtlich einen Knochen von der Beute zuwerfen würde.

Heute aber ging das Stück zu Ende, die tragische Entwickelung desselben war aber eine ganz andere, als die, welche der Oberst gehofft und erwartet hatte.

Der Tod stand im Begriff zu rufen:

„Herunter mit dem Vorhang!"

Was kam nun für Fritz darauf an, ob sein Geheimniß bekannt würde oder nicht?

Auf der Matratze liegend, mit vom Fieber dunkel geröthetem Gesicht und krampfhaft mit den Händen in die Bettdecke hineingreifend, röchelte er.

Doctor Toinon bewegte sich im Zimmer hin und her, machte Bandagen zu recht und mischte Tränke.

„Gebt mir zu trinken!" stammelte Fritz. „In meiner Brust brennt es, als ob ich glühende Kohlen verschluckt hätte."

Toinon goß einen Theil des Inhaltes einer Phiole in ein Glas, mischte laues Wasser hinzu und hielt vor-

sichtig das Glas an die Lippen des Patienten, welcher begierig trank.

„Ha, das thut wohl!" murmelte er.

Dann streckte er sich wieder lang aus.

Toinon schüttelte den Kopf.

„Er wird die Nacht nicht überleben," murmelte er.

Fritz verhielt sich von nun an ganz ruhig.

Mit geschlossenen Augen und starren Gliedern lag er da und man hätte ihn für schon todt halten können, wenn man nicht noch seinen keuchenden, pfeifenden Athemzug vernommen hätte.

Der Trank des Doctors Toinon wirkte. Er schaffte dem Patienten Schlaf, aber keine Ruhe.

Von Zeit zu Zeit durchrieselte ein Schauer seinen ganzen Körper und vor seine Lippen trat dann ein wenig leichter, rother Schaum, den der Doctor mit seinem feinen Battisttaschentuch behutsam hinwegwischte.

Plötzlich richtete er sich empor.

Vergebens suchte Doctor Toinon, ihn auf seinem Lager festzuhalten.

Er entglitt seinen Händen mit der Geschmeidigkeit eines Aals, sprang aus dem Bett und mit nackten Füßen auf der eiskalten feuchten Diele umher, während ihm der Angstschweiß von der Stirne troff.

Es dauerte aber nicht lange, so brach er erschöpft zusammen.

Mit großer Mühe und Anstrengung brachte ihn Doctor Toinon wieder auf sein Lager zurück.

Hier lag er dann ruhig.

Nur seine Lippen bewegten sich noch und stammelten undeutliche Worte.

Doctor Toinon horchte aufmerksam und gewann die Ueberzeugung, daß sein Patient zu beten versuchte.

So vergingen die Stunden und es ward Nacht.

Die letzte Krisis, die, welche dem Leben und Leiden des Unglücklichen für immer ein Ende machen

sollte, trat höchst wahrscheinlich erst am nächstfolgenden Tag ein.

Toinon öffnete geräuschlos die Thüre der Mansarde und ging mit behutsamen Tritten die finstere Treppe hinunter.

Er war außerordentlich müde. Die Unruhe der vergangenen Nacht und die aufregenden Vorgänge dieses Morgens hatten ihn völlig erschöpft.

Er empfand das unwiderstehliche Bedürfniß, einige Stunden zu schlafen.

Er bat die Pförtnerin, welche gewöhnlich die Aufwartung bei dem Oberst besorgte, zwei oder dreimal hinaufzugehen, und ihn zu benachrichtigen, wenn vielleicht in dem Zustand des Patienten eine plötzliche Verschlimmerung einträte.

Dann entfernte er sich, ohne sich weiter ein Gewissen daraus zu machen, daß er seinen Freund Fritz in seiner beklagenswerthen Situation allein ließ.

Was die Pförtnerin betraf, so versprach sie Alles, was Toinon von ihr verlangte, als dieser sich aber entfernt hatte, legte sie sich wieder in ihr Bett und brummte:

„Fällt mir nicht ein, wegen dieses Menschen da oben des Nachts die Treppen hinauf- und herunterzuklettern. Was kümmere ich mich um diesen Habenichts, der sich nicht einmal eine Aufwärterin halten kann, alle Nächte erst nach zwölf Uhr nach Hause kommt und für's Aufschließen nichts bezahlen will!“

In dem kleinen Zimmer des Obersten herrscht mittlerweile kalte, dichte Finsterniß.

Nach einiger Zeit theilen sich die Wolken des Himmels, ein Mondstrahl fällt durch das Fenster und bildet auf dem dunklen Fußboden einen hellen Streifen.

Dieser Streifen rückt unbemerkbar weiter und nähert sich so allmälig dem Bett, auf welchem der Sterbende liegt.

Jetzt hat er das Fußende erreicht, noch eine halbe Stunde und er wird das ganze Bett beleuchten.

Dann wird durch die dünne Bettdecke hindurch der unbeweglich daliegende Körper des Verwundeten in seinen eckigen Umrissen sichtbar werden, gleich einer Leiche, die nur auf die Hand wartet, welche sie zur Erde bestattet.

Keine Mutter, keine Gattin, keine Tochter wird ihm die Augen zudrücken.

Alle Bande der Liebe, die er geknüpft, hat er selbst wieder zerrissen.

Er hat mit vollen Händen den Schmerz gesäet und wird nun nichts ernten als Haß, Verzweiflung und Gleichgiltigkeit.

Nein, die Tröstungen, welche redliche Herzen selbst noch in der Qual der ewigen Trennung finden, sind für ihn nicht vorhanden.

Dieses unheimliche Zimmer wird nicht das geflügelte Murmeln des Gebetes, kein banges, halberstícktes Schluchzen hören.

Er hat allein leben wollen, möge er denn auch allein sterben!

* * *

Das Rollen eines Wagens ließ sich in der schmalen, an ein solches Geräusch durchaus nicht gewöhnten Gasse vernehmen.

Die Hausthüre ward geöffnet und wieder geschlossen.

Dann kamen leichte, vorsichtige Tritte die knarrende, baufällige Treppe herauf und machten Halt vor der Thüre, die ein wenig geöffnet ward.

Ein Lichtschein fiel durch diese Oeffnung in das Zimmer.

„Hier ist es, Madame," sagte die Stimme der Schließerin.

Und eine schwarzgekleidete, verschleierte Dame trat in die Mansarde.

Ein ebenfalls in Trauer gekleidetes, kleines Mädchen trat zugleich mit ihr ein.

Der Schlaf des Patienten glich einer Ohnmacht.

Er gewahrte nichts von dem Eintritte der seltsamen Besucherinnen.

„Verlaßt uns," sagte die schwarzgekleidete Dame, welche sich über diesen unerwarteten Besuch nicht wenig wunderte.

Dann knieeten Beide, die Dame und das Kind, schweigend an diesem Sterbebette nieder.

43. Capitel.

Die Engel des Todes.

Der anbrechende Tag fand Hortense und Lilia immer noch an derselben Stelle, in derselben Attitüde.

Das fast ganz herabgebrannte Licht warf nur noch einen matten Schein, der mit der zunehmenden Helle des Tages kämpfte.

Die Vorhänge warfen große graue Schatten auf den Fußboden und das auf die abgezehrten Züge des Sterbenden fallende Licht bedeckte dieselben mit scheinbaren, unheimlichen Falten.

Auf der Diele knieend las Hortense mit gedämpfer Stimme das ergreifende Gebet für die Sterbenden.

„Herr, erhöre mein Gebet, vernimm mein Flehen um Deiner Wahrheit willen, erhöre mich um Deiner Gerechtigkeit willen."

„Und gehe nicht ins Gericht mit Deinem Knecht, denn vor Dir ist kein Lebendiger gerecht."

„Mein Geist ist in mir geängstet; mein Herz ist mir in meinem Leibe verzehret."

„Ich breite meine Hände aus zu Dir; meine Seele dürstet nach Dir, wie ein dürres Land."

Beim Klange dieser Stimme öffnete der Oberst die Augen ein wenig.

Er glaubte, sein Traum dauere fort, denn er sah ja die Opfer für den Henker beten.

Hortense las weiter:

„Der Herr ist gerecht in allen seinen Wegen und heilig in allen seinen Werken."

„Der Herr ist nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn mit Ernst anrufen."

„Er thut, was die Gottesfürchtigen begehren; er hört ihr Schreien und hilft ihnen!"

Fritz machte eine gewaltige Anstrengung, sich halb aufzurichten.

Er streckte die Hand aus, um sich durch die Berührung zu überzeugen, daß er es nicht mit einem Traume zu thun hätte, und mit einer Stimme, in deren Ton Angst und Freude mit einander kämpften, murmelte er:

„Hortense!"

Die Gräfin von Puysaie hob langsam die Augen von ihrem Buch empor.

„Sie!" fuhr der Oberst fort, „Sie hier! Ha, dann verzeihen Sie mir also."

Hortense zeigte mit dem Finger gen Himmel und antwortete im ernsten Tone:

„Richtet nicht, spricht der Herr, so werdet Ihr auch nicht gerichtet."

„Und meine Tochter?"

Hortense erhob sich und machte durch diese Bewegung Lilia sichtbar, welcher der Verwundete mit leidenschaftlicher Geberde die Arme entgegenstreckte.

„Lilia," sagte Hortense, „umarme Deinen Vater!"

„Ha!" rief Fritz, „nun sterbe ich gern und glücklich — glücklich durch Euch, Ihr tröstenden Engel!"

Lilia setzte sich auf das Bett und der Oberst schien seine ganze Kraft und Energie wiedergefunden zu haben, um sein Kind mit Inbrunst an sein Herz drücken zu können.

Seine Augen gewannen wieder Glanz und er ward nicht müde, Lilia zu betrachten und zu bewundern.

„Ihnen also, Madame, und dem Grafen verdanke ich diesen letzten Trost!“ sagte er nach einer Weile. „Es gibt demnach Herzen, die einer solchen Großmuth fähig sind. Ach, wäre es mir vergönnt, länger zu leben, all mein Thun sollte nur Ihnen Beiden gewidmet sein!“

Er schwieg einige Minuten lang und begann dann wieder:

„Doch nein! Es ist so besser! Es ist besser, ich sterbe! Was soll ich noch auf Erden? Sie werden bemüht sein, mich zu vergessen, Sie werden vielleicht noch glücklich werden. Könnte ich diese Hoffnung mit in's Grab nehmen, so glaube ich, ich würde auch im Jenseits Verzeihung finden.“

„Vertrauen Sie auf die ewige Barmherzigkeit,“ entgegnete die Gräfin in sanftem Tone. „Sie wird Ihnen ebenso verzeihen, wie wir Ihnen verziehen haben.“

„Wie? Auch Loredan hat mir verziehen?“

„Meine Gegenwart hier muß Ihnen beweisen, daß er, wenn er auch nichts vergessen, doch wenigstens allen Haß aus seinem Herzen verbannt hat.“

„Und meine Briefe?“

„Diese hat er Lilia und mir treulich zugestellt und Lilia — dafür bürgt Ihnen mein Wort — wird den letzten Willen ihres unglücklichen Vater gewissenhaft befolgen. — Jetzt lassen Sie uns wieder beten. Der Augenblick ist ernst.“

Und abermals kniete Hortense am Bette nieder und schlug ihr Buch wieder auf.

Lilia nahm ebenfalls ihren früheren Platz an der Seite ihrer Mutter ein.

Hortense las:

„Herr, höre meine Worte, merke auf meine Rede.“

„Vernimm mein Schreien, mein König und mein Gott, denn ich will vor Dir beten.“

„Herr, früh wollest Du meine Stimme hören; früh will ich mich zu Dir schicken und darauf merken.“

„Ach, Herr strafe mich nicht in Deinem Zorn und züchtige mich nicht in Deinem Grimm."

„Herr sei mir gnädig, denn ich bin schwach; heile mich, Herr, meine Gebeine sind erschrocken."

„Und meine Seele ist sehr erschrocken. Ach, Du Herr, wie so lange!"

„Wende Dein Antlitz von meinen Missethaten und tilge alle meine Sünden."

Mit halb geschlossenen Augen und gefalteten Händen lag der Sterbende da, und sprach leise und stammelnd die letzten Worte nach.

Und als ob die zu einem einzigen verschmolzenen Gebete dieser drei so verschiedenen Wesen, die Gebete des Verbrechens und der Unschuld, wirklich bis zu Gottes Thron gedrungen wären, ward plötzlich Licht in dem dunkeln Zimmer.

Ein heller, goldener Sonnenstrahl durchbrach das doppelte Hinderniß der Wolken und der von Staub halb undurchsichtig gewordenen Fensterscheiben, und spielte funkelnd und strahlend auf Hortensens blondem Haar, welches er wie mit einem Heiligenschein umgab.

Die beiden Engel des Gebetes bewegten sanft ihre weißen Schwingen.

Der Herr des Erbarmens sammelte die Worte, welche von Hortensen's und Lila's Munde fielen.

Der Engel der Reue sammelte die bittern Thränen dieses Sterbenden, der durch eine einzige Stunde aufrichtigen Schmerzes ein ganzes Leben der Ungerechtigkeit gutmachte.

Zu noch früher Stunde fand Doctor Toinon sich wieder ein, und war über die Ruhe seines Patienten ganz erstaunt.

Hoffnung hatte er allerdings nicht mehr, denn der Oberst war unrettbar verloren, nur hatte der Arzt nicht einen so milden Todeskampf erwartet.

Die stumme Frage, welche Lilia's und Hortensen's

Blicke an ihn richteten, beantwortete er mit Kopfschütteln und sagte:

„Ich habe hier nichts mehr zu thun.“

Er sprach diese Worte mit sehr leiser Stimme, der Oberst hörte sie aber doch.

„Ja,“ sagte er mit mattem Lächeln, „der Arzt des Körpers kann mir nichts mehr nützen; ich bedarf nur noch den der Seele.“

Auf einen Blick der Gräfin entfernte sich Toinon, und einige Minuten später trat der Priester ein.

Es war ein junger Vicar von der Kirche Saint Etienne du Mont, beinahe noch ein Jüngling, mit langem, blondem Lockenhaar und blauen, hellen Augen, aus welchen ein Glaube leuchtete, den noch nie ein Zweifel angefochten oder erschüttert hatte.

Dieser Bote der göttlichen Nachsicht und Barmherzigkeit hörte, nicht ohne zu schaudern, die Beichte des Unglücklichen und sprach dann die geheiligten Worte, welche auf Erden wie im Himmel die Sündenschuld tilgen.

Auch während des ganzen noch übrigen Tages wichen Hortense und Lilia nicht von dem Bette des Scheidenden.

So wie die Stunden vergingen schien die künstliche Kraft, welche diese gewaltigen Aufregungen des Gemüths geweckt hatten, wieder zu erlöschen.

Bis zum letzten Augenblick aber blieb die Resignation des Sterbenden dieselbe.

So wie das Abenddunkel einzubrechen begann, umflorten sich auch die Sinne.

Das Augenlicht schien zuerst zu schwinden, denn tastend suchte der Oberst die Hand seiner kleinen Tochter, um sie dann nicht wieder loszulassen.

Bald darauf schlugen die frommen Worte, welche die Gräfin zu lesen fortfuhr, nur noch wie ein undeutliches, verworrenes Flüstern an sein Ohr, um dann in vollständiger Stille zu verhallen.

Erhabener Beginn des Schweigens der Ewigkeit.

Endlich ward der Druck der Hand, welche die Lilias umschlossen hielt, schlaffer und die Lippen des Sterbenden bewegten sich, als ober ein letztes Gebet murmeln wollte.

Die Nacht, die finstere Nacht sank herab und mit ihr trat der Engel des Todes in das Zimmer.

44. Capitel.

Blanche.

In einem andern Krankenzimmer, welches unsere Leser auch schon besucht haben, herrschte dagegen Glück und Freude.

Helene konnte nicht müde werden, Pippiona, ihre Tochter, zu umarmen, ebensowenig als diese es müde ward, die Küsse dieser so wunderbar wiedergefundenen Mutter mit Wucherzinsen zurückzugeben.

Helene ließ sich hundertmal täglich die Geschichte der Leiden erzählen, welche nun, nachdem sie überstanden, eine unversiegbare Quelle der Rührung und der Freude waren.

Wenn dann Pippiona fertig war, begann die Gräfin von Monto-Christo von ihren Hoffnungen zu sprechen.

Hierauf folgte eine ununterbrochene Reihe von Plänen für die Zukunft, die alle mit den Worten begannen:

„Wenn Du wieder gesund bist —"

Die Wirkung der Freude ist in der That eine wunderbare, denn Pippiona's Genesung machte sichtliche Fortschritte.

Jeder Tag fand sie kräftiger und frischer.

Es stand zu erwarten, daß sie in einigen Wochen aufstehen und auf ihrer Mutter Arm gestützt im Zimmer umhergehen könnte.

Mittlerweile kam der Frühling, der holde Frühling mit seinem blauen Himmel, seinen knospenden und blühenden Bäumen, seinen grünen Wiesen, seinen zwitschern-

den Vögeln, seinen bunten, alle Blumen umflatternden Schmetterlingen.

Dann wollte man auf's Land gehen und einen stillen, schattigen Zufluchtsort, ein kleines Haus mit weißen Mauern im Hintergrund eines großen Gartens suchen.

Dann wollte man ganz allein sein. Man mußte ja die versäumte Zeit wieder einbringen und dies konnte nicht anders geschehen, als dadurch, daß man sich einige Monate lang ganz allein angehörte.

Es möchte schwer sein, zu sagen, welche von diesen beiden Seelen, ob die der Mutter oder die der Tochter, sich am rückhaltlosesten diesen wonnigen Träumen hingab.

Die sonst so ernste und strenge Gräfin von Monte-Christo hörte jetzt auf, durch ihre Erscheinung an eine Sibylle und Prophetin zu erinnern. Bei ihrem Kinde ward sie selbst wieder zum Kind.

Sie wußte freundlich und liebreich zu plaudern, wie jugendliche Mütter zu thun pflegen.

In der Nacht stand sie auf, um ihre geliebte, schlafende Blanche zu betrachten und zu bewundern.

Sie saß oft stundenlang so am Bette der Genesenden und wagte kaum zu athmen, aus Furcht, diesen sanften, süßen Schlaf zu unterbrechen.

War sie fern von ihr, so ward sie von plötzlichen Zweifeln und Befürchtungen geplagt.

„Wenn nun Alles eine Täuschung wäre!“ sagte sie dann bei sich selbst; „wenn dieses ganze Glück nur auf einem Traume meiner Phantasie beruhte! Wenn dieses Kind, welches ich wieder gefunden zu haben glaube, gar nicht existirte!“

Und dann eilte sie, zu Blanche zurückzukehren und sie zu umarmen, um sich von der Thatsächlichkeit ihres Glückes zu überzeugen.

Später — wir sprechen wieder von den Zukunftsplänen, welche der Gräfin Helene und ihrer Tochter eine so süße Beschäftigung gewährten — kam dann der Win-

ter wieder, der hienieden für die Armen so traurige, für die Reichen und Wohlhabenden so freudenreiche Winter.

Pippiona hatte ihn nie anders als in seiner düstern Gestalt gesehen, so wie er sich durch Schnee und Eis, durch Wind und Regen kundgab.

Mit Schaudern dachte sie zurück an die Tage, welche sie auf der Straße und nur mit Lumpen bedeckt zugebracht; an ihre geschwollenen Füße, an die blauen Hände, an den grausamen Hunger, an die Abende in der elenden, finstern, ungeheizten Wohnung, an den Husten, welcher die Brust durchwühlt und die Lunge zerreißt.

Blanche dagegen sollte die herrlichen Salons kennen lernen, wo die Wandbekleidung die äußere Kälte abhält, wo in riesigen Marmorkaminen die wärmende Glut lodert.

Sie sollte in gutgeschlossenem Wagen spazieren fahren und ein Bärenfell auf ihren Knieen liegen haben.

Oder sie machte in Pelze gehüllt und die Hände im schützenden Zobelmuff eine rasche, sausende Fahrt in einem eleganten Schlitten.

Zuweilen gestattete sie sich auch auf dem Eise des Sees den raffinirten Genuß, ein wenig zu frieren — eine leichte, freiwillige Unannehmlichkeit, welche durch den Vergleich den genauen Ausdruck des Genusses der Wärme gibt.

Und die Winterabende, wie lang und traurig waren diese für Pippiona gewesen! Sie sah sich noch unter den bleichen Laternen, wie sie verschämt einem gleichgiltigen Vorübergehenden bettelnd die Hand entgegenstreckte, oder wie sie mit einer Guitarre unterm Arme, oder einer schweren Harfe auf dem Rücken durch den Schmutz von einem Caffee- oder Bierhaus zum andern wanderte.

Blanche dagegen sollte in hellerleuchteten, von funkelnden Toiletten strahlenden Theatern himmlische Musik hören, oder in glänzenden Ballsälen den Festen des Reichthums und hohen Ranges beiwohnen.

Pippiona hatte bis jetzt nur die harten Worte Cinella's, die barbarische Behandlung, welche Monna ihr angedeihen lassen, die Beleidigungen trunkener Wirthshausbesucher und die höhnischen, schmutzigen Redensarten verwilderter Gassenbuben kennen gelernt.

Blanche dagegen konnte erwarten, nur die ausgesuchtesten Complimente und gewähltesten Schmeicheleien zu hören. Die Bewunderer mußten ihr entgegenfliegen wie die Schmetterlinge der Flamme. Alle Männer mußten sie lieben und die Dichter sie besingen.

Denn Pippiona mußte Blanche das Feld räumen und nachdem diese die Schönheit ihrer Mutter geerbt, mußte sie sich auch deren Grazie aneignen.

Diese Umgestaltung konnte nicht schwer sein. Einige Monate und die Thätigkeit einiger Lehrer war jedenfalls ausreichend.

Sie mußte die langen Leiden Helenens durch jede mögliche Befriedigung, durch die Befriedigung des Herzens, durch die Befriedigung des Stolzes bezahlen.

Der Stolz der Mütter ist kein Laster, sondern beinahe eine Tugend.

Die Gräfin von Monte-Christo verlangte, daß Blanche das geistreichste und anmuthigste Mädchen würde, ebenso wie sie schon das schönste und reichste war.

O schöne Pläne, o herrliche Luftschlösser auf Triebsand gebaut, die ein Nichts, eine Unvorsichtigkeit, ein allzu kalter Luftstrom, ein Fiebertag zertrümmern konnte!

Mit wie ängstlicher Sorgfalt wachte aber auch Helene über ihrer theuren Genesenden!

Schon an Pippiona war nichts versäumt worden, seitdem es sich aber um Blanche handelte, ward Alles noch hundertfach genauer genommen.

Helene hatte endlich im Zimmer ihrer Tochter auch für sich ein Bett aufschlagen lassen.

Bei dem geringsten Anlasse zur Unruhe oder Besorg-

niß ward der Doctor Ozam gerufen, der dann auch sofort herbeikam.

Man überwachte dieses kostbare Leben mit derselben Sorgfalt, wie die Flamme einer Lampe, die man mit der Hand gegen den schwachen Lufthauch schirmt, der sie verlöschen könnte.

Pippiona gab sich ganz dem Genuß hin, den diese unermüdliche Sorgfalt und Pflege ihr gewährte. Sie schmeckte jetzt mit einem Male alle Liebkosungen, welche ihrer freudenlosen Kindheit gemangelt hatten.

Ebenso wie Helene sich so zu sagen beeilte, Mutter zu sein, ebenso beeilte Pippiona sich, Tochter zu sein und machte sich klein, ganz klein, um dieses Liebkosen und Hätscheln besser zu genießen.

In dieser von Liebe erfüllten Atmosphäre gewann sie wieder Leben, gleich jenen in einem Keller aufgegangenen Pflanzen, welche plötzlich die wärmenden Strahlen der Sonne hereindringen fühlen.

Die Leiden der Seele namentlich waren es, welche in ihr den Körper ertödtet hatten. So wie die Seele sich glücklich fühlte, ward auch der Körper wieder stark.

Doctor Ozam hatte Recht.

Nicht ihm allein war das Verdienst dieser wunderbaren Cur beizumessen; der größte Theil desselben gebührte vielmehr der Gräfin Helene, und auch Josef hatte das Seine mit beigetragen.

Er war außer Doctor Ozam der Einzige, dem die eifersüchtige Mutterliebe den Zutritt in dieses Zimmer gestattete, worin sie mit Augen und Seele ihr Kleinod, ihre Tochter, hütete.

Später — nicht ohne Bitterkeit verweilte der mütterliche Egoismus bei diesem Gedanken — später einmal aber, wenn Blanche vollkommen wiederhergestellt war, kam doch der Tag, wo sie den Blicken Aller preisgegeben werden mußte.

Alle Vorzüge ihres Geistes und Herzens, ihr Lä-

cheln, ihr seelenvoller Blick, der Wohlklang ihrer Stimme — Alles dies ward ein Gemeingut, an welchem Jeder seinen Antheil nehmen konnte.

Die Gräfin von Monte-Christo war aber eifersüchtig auf diese Schätze, die sie am liebsten für sich allein behalten hätte.

Dennoch aber mußte er kommen, dieser grausame Tag, wo sie von diesem Herzen, welches sie heute ungetheilt besaß, nur noch die Hälfte besitzen würde.

So lange Blanche ausgestreckt in ihrem Bette lag, gehörte sie in der That ganz ihrer Mutter.

Nur ihre Mutter berührte ihre bleiche Hand. Nur sie allein küßte ihre reine Stirne, berauschte sich im Klange ihrer Stimme und sonnte sich in ihrem Lächeln.

Alle diese Freuden bewahrte sie sorgfältig in ihrem Herzen, um sie an dem Tage wiederzufinden, wo das ihrer Tochter nicht mehr ausschließlich ihr gehören würde.

Denn dieser Tag, die Freude und die Qual der Mütter — kommt leider, der Tag, wo die rosigen Wangen der Tochter dunkler erglühen, wo der jungfräuliche Busen durch seltsame Gefühle geschwellt wird, wo der besorgten, fragenden Mutter keine andere Antwort wird als die:

„Ich weiß selbst nicht, was mir fehlt."

Ja, selbst die Mutterliebe, oder vielmehr die Mutterliebe ganz besonders, kann nicht ganz egoistisch sein.

Beinahe von dem Augenblick an, wo Helene diese tadelnswerthe Bewegung in sich entdeckte, bereuete sie dieselbe wie ein Verbrechen und sagte bei sich selbst:

„Dieses Gefühl muß ich unterdrücken."

Konnte sie wohl ihr eigenes Glück höher stellen als das ihrer Tochter?

Nun aber handelte es sich um das Glück dieser.

Glücklich sein, heißt leben. Es heißt Ton für Ton die möglich längste Scala der menschlichen Gefühle erklingen lassen.

Die Herzen, welche an verschiedenen Eindrücken am

reichsten sind, sind allerdings auch am meisten der Gefahr des Schmerzes ausgesetzt, aber ihr Glück ist auch ein tieferes.

Kann ein in ein unterirdisches Gemach eingesperrter Mensch, der aber zugleich vor Entbehrung und Schmerz geschützt ist, wohl sagen: „Ich bin glücklich?"

Ebenso kann ein weibliches Wesen, welches weder Gattin, noch Mutter gewesen ist, nicht sagen: „Ich habe gelebt, ich bin glücklich gewesen."

Auch Pippiona mußte einmal Gattin werden, auch sie mußte jenes wonnige Muttergefühl kennen lernen, welches so mächtig ist, daß es jetzt genügte, Helene durch ein Lächeln, durch ein Wort, durch einen Kuß alle ihre früheren Leiden vergessen zu machen.

Hatte Pippiona sich einmal diese neue Neigung geschaffen, so liebte sie ihre Mutter vielleicht weniger. Das Menschengeschlecht wendet aber seine Augen einmal der Zukunft, niemals der Vergangenheit zu. So will es das Naturgesetz.

Eifersüchtige Eltern, beklagt Euch nicht und beschuldigt Euer Kind nicht der Undankbarkeit, denn es steht geschrieben:

„Ein Mensch wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen."

Wenn der Vogel flügge ist, so verläßt er sein Nest, um anderwärts eine neue Brut zu schaffen, von welcher er seinerseits verlassen wird. Die Liebe des Vaters zum Kinde hat seine anscheinende Undankbarkeit gegen den Großvater zur unvermeidlichen Folge.

Alles dies sagte Helene sich mit Ergebung, beinahe mit Freude.

Für wahrhaft große Seelen gibt es keine erhabenere Freude, als die der Selbstverläugnung.

Und übrigens, mußte sie nicht in diesem Opfer selbst eine rührende Entschädigung finden?

Sie sah sich schon als Großmutter mit grauem Haar

auf ihrem zitternden Knie den Erstgeborenen ihrer Tochter wiegen.

In diesem kleinen Wesen sah sie die Tochter wieder heranwachsen und auf seine runden durchsichtigen Wangen drückte sie die Küsse, deren Süßigkeit weder sie, noch Blanche kennen gelernt hatten.

Blanche hatte ihre beiden nackten Arme um den Hals ihrer Mutter geschlungen und Wange an Wange berauschten sich Beide in ihrer wechselseitigen Nähe.

Von Zeit zu Zeit murmelten ihre Lippen einige Worte mit leiser Stimme, wie in einer Kirche. Man hätte meinen sollen, sie fürchteten, wenn sie lauter sprechen, die Heiligkeit ihres Glücks zu stören.

Was sagten sie einander?

Alles und nichts.

Es war ein himmlisches Stammeln, wo die für den Geist alltäglichen Worte eine erhabene Bedeutung für das Gemüth gewannen.

Der Leser kennt ohne Zweifel jene Zwiegespräche, wo dieselben Silben, tausendmal wiederholt, einen geheimnißvollen Sinn erlangen, welcher nur von Dem verstanden wird, welcher spricht, und von Dem, welcher zuhört.

So legen Verlobte mit verschlungenen Armen und hochklopfenden Herzen eine ganze Epopöe von Zärtlichkeit, Aufopferung und Hingebung in das einzige Wort:

„Ich liebe Dich!"

„Ich liebe Dich" und „ich liebe Dich" und noch einmal „ich liebe Dich!" Jedesmal aber scheint Ton, Geberde, Lächeln und das Zucken der Hände diesen vier monotonen Silben einen tiefen und bedeutungsvollen Werth zu geben.

In Blanche's Zimmer sagte man auch:

„Ich liebe Dich."

„Du liebst mich also, nicht wahr?" fragte Helene zum hundertsten ja vielleicht zum tausendsten Male.

„Ob ich Dich liebe! Bezweifelst Du das noch?"

„Liebst Du mich über Alles?"

Blanche zögerte.

Helene fühlte, wie sich ihr bei diesem Schweigen das Herz zusammenschnürte; sie lächelte aber und indem sie ihrer Tochter mit dem Finger drohte, sagte sie:

„Da siehst Du, daß Du mich nicht liebst, denn Du verschweigst mir etwas."

Blanche blickte ihre Mutter mit ihren großen, hellen Augen zuversichtlich an.

Dann sagte sie:

„Ich verschweige Dir nichts. Was hätte ich Dir zu verschweigen?

In gedankenvollem Töne setzte sie nach einer Weile hinzu:

„Ich sinne vergebens nach, was ich Dir wohl verschweigen könnte. Ja, ich glaube, daß ich Dich über Alles liebe. Wenigstens kenne ich Niemanden, den ich mehr liebte, als Dich."

„Vielleicht," murmelte die Gräfin von Monte-Christo, „gibt es Jemanden, denn Du heute ebenso sehr liebst, als mich und Diesen wirst Du morgen mehr lieben."

Blanche schlug die Augen nieder und gab keine Antwort.

„Es ist richtig," dachte Helene bitterlich. „Die Liebe ist erwacht."

Dieser Gedanke machte sie schaudern.

Die Liebe ist erwacht, aber wann und für wen?

Bis jetzt hatte Blanche in der Welt eines Cinella, einer Monna, eines Tommaso, in einer Welt von Gauklern, Gaunern, öffentlichen Dirnen und Mördern gelebt.

Hatte sie in dieser Welt lieben gelernt?

Ganz gewiß war sie himmlisch-rein, da sie makellos aus allen diesen unsaubern Umgebungen hervorgegangen war und den Hermelin ihrer Seele unbefleckt bewahrt hatte.

Das Herz aber hat seine Triebe und Bedürfnisse, die sich nicht ersticken lassen.

Wenn die Stunde der Liebe schlägt, so wird sie geboren, sollte sie auch auf einen unwürdigen Gegenstand fallen.

Ach, wenn Blanche diesem entsetzlichen Schicksale anheimgefallen wäre!

Was ward dann aus den glänzenden Träumen, welche Helene aufgebaut hatte?

Mußte sie sich in die schmerzliche Alternative fügen, auf diese Träume zu verzichten, oder dem Herzen ihrer Tochter Gewalt anthun?

Welch' ein entsetzlicher Gedanke, durch Zwang und Schmerz die mütterliche Autorität einzuweihen, welche sie so gern nur leicht und wohlthuend geübt hätte!

So dachte Helene, sie wagte nicht, weiter zu fragen und dennoch mußte sie wissen.

„Wenigstens," hob sie, nicht ohne heimlich vor der Antwort zu zittern, welche sie hören würde, wieder an, „wenigstens aber sehnst Du Dich nach nichts zurück, was Dein vergangenes Leben Dir geboten hat?"

„Wonach sollte ich mich zurücksehnen?" antwortete Blanche offen. „Ich habe ja stets gelitten."

„Es gibt Leiden, die man liebgewinnt."

Blanche schüttelte traurig den Kopf.

„O," fuhr die Gräfin von Monte-Christo fort, „Du könntest Dich ja leicht nach jenem freien, sorglosen Leben zurücksehnen, nach dem hellen Sonnenscheine, nach der freien Luft. Der wilde Rosenstock verkümmert oft im Treibhaus trotz aller Pflege, die man ihm angedeihen läßt, und auch Du, mein Kind, die Du in der freien Natur aufgewachsen bist, kannst Dich vielleicht hier, ohne Dir selbst davon Rechenschaft zu geben, so unbehaglich fühlen wie in einem Gefängniß."

Blanche schloß ihrer Mutter den Mund durch einen innigen Kuß.

„O, sage das nicht, Mama!“ rief sie dann. „Wie kannst Du so etwas glauben?“

„Es kann ja,“ fuhr Helene ihre Idee weiter verfolgend fort, „unter Deinen ehemaligen Genossen einen gegeben haben, welcher freundlicher und liebreicher gegen Dich war als die andern. In diesem Augenblick sehnst Du Dich allerdings nicht nach ihm, aber es kann ein Tag kommen, wo dies doch geschieht.“

Blanche's Augen öffneten sich so weit und mit so verwundertem Ausdruck, daß daraus deutlich hervorging, wie gänzlich dunkel und unverständlich die Worte ihrer Mutter ihr waren.

Letztere ward durch diesen Blick wieder beruhigt.

„Ich sehe wohl,“ murmelte sie, „daß dieses arme kleine Herz nur mir gehört.“

Dann setzte sie laut hinzu:

„Du darfst mir meine Frage nicht verdenken, theures Kind. Andere Mütter sind glücklich. Sie haben ihr Kind stets vor Augen gehabt, und das Herz desselben hat keinen Gedanken gehegt, der ihnen unbekannt geblieben wäre. Ich dagegen vermag die Gedanken Deines Herzens nicht zu kennen. Ich weiß nicht, welche Prüfungen Du zu bestehen gehabt hast. Du bist mir beinahe fremd und stehst mir gleichwohl so nahe, daß Du gewissermaßen ein Theil meines eigenen Ich bist.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Zimmers und Josef's Stimme fragte:

„Darf man hineinkommen?“

Bei dem Klange der Stimme Josef's zuckte Blanche zusammen, eine glühende Röthe bedeckte ihre Wangen und sie schmiegte sich krampfhaft dicht an ihre Mutter.

Verwundert und fragend sah diese sie an, Blanche's Blick schien aber dem Helenen's jetzt auszuweichen.

In Letzterer erwachte plötzlich der Gedanke:

„Wäre es dieser, den sie liebt?“

Sie drehte sich nach der Thüre herum, hinter welcher Josef wartete, und rief:

„Noch einige Minuten, Don José.“

Dann wendete sie sich wieder zu ihrer Tochter und sagte:

„O, meine Blanche, habe Vertrauen zu mir, überlasse mir die Sorge, Dich glücklich zu machen. Offenbare mir alle Deine Gedanken, alle Deine Kümmernisse, wenn Du deren hast. Erschließe mir Dein Herz, damit ich darin die Geheimnisse lese, welche Du vielleicht selbst noch nicht kennst.

„Das Auge einer Mutter dringt in die Zukunft und ich fühle schon, daß der Augenblick naht, wo Du mir wieder entrissen wirst. An dem Tage, wo auch Du dies fühlen wirst, komm' ohne Furcht zu mir und bekenne mir Alles, wie Deiner besten Freundin. Warum solltest Du nicht offen sein? Warum solltest Du mich fürchten? Du weißt, daß ich keinen andern Wunsch habe, als Dein Glück, denn dieses ist eine der unerläßlichen Bedingungen des meinigen.“

Diese Worte waren für Blanche nicht alle gleich klar.

Welche vertrauliche Mittheilung ihre Mutter mit so liebendem Ungestüm verlangte, konnte sie sich nicht denken.

Sie war sich durchaus keines Geheimnisses bewußt, gleichwohl aber stieg ihr unwillkürlich die Schamröthe in's Gesicht.

Sie barg ihr Gesicht an der Brust der Mutter und antwortete mit leiser, fast unhörbarer Stmme:

„Ich schwöre Dir, Mutter, daß ich Dir nichts zu verschweigen habe.“

„Weißt Du das gewiß?“ fragte die Gräfin im Tone des Zweifels.

„Ja, ganz gewiß.“

Und abermals heftete sie ihren innigen, sanften Blick auf Helenen's Gesicht.

„Dann," dachte diese bei sich selbst und vollständig beruhigt, „habe ich mich doch wohl getäuscht."

Zugleich erhob sie sich, öffnete die Thüre und rief: „Sie können eintreten, Don José!"

Josef trat ein.

Er war sehr ernst, beinahe düster.

Er hatte soeben dem Duelle zwischen dem Oberst Fritz und dem Grafen von Puysaie beigewohnt.

Wie wenig Interesse ihm auch der Oberst einflößte, so hatte der Ausgang des Kampfes ihn doch erschüttert.

Mag man einen Menschen auch noch so sehr verachten, so kann man ihn doch nicht mit Gleichgiltigkeit sterben sehen.

„Nun," fragte Helene, indem sie ihre fragenden Blicke auf ihn wendete.

„Es ist vorbei," antwortete er mit leiser Stimme; „Fritz hat den Lohn für seine Sünden empfangen."

„Gut," sagte die Gräfin von Monte-Christo. „Ist dies Alles, was Sie mir mitzutheilen haben? Sie werden mir sogleich die näheren Umstände erzählen."

„Ich hatte," sagte Don José, „Ihnen auch einen Besuch anzumelden, das heißt nicht sowohl Ihnen, als vielmehr für Fräulein Blanche."

Er lächelte, indem er dies sagte, und dieses Lächeln spiegelte sich auf dem ernsten Gesichte der Gräfin wieder.

„In der That, Don José," sagte sie, „Sie sind ein kostbarer Mann. Sie denken an Alles. Kommen Sie doch, liebe Kleine! Blanche fragt alle Tage nach Ihnen."

Diese Worte waren an eine Person gerichtet, welche man nicht sah und die schüchtern auf der Schwelle der Thüre stehen geblieben war.

Blanche richtete sich in ihrem Bette auf, streckte die Arme aus und rief:

„Meine gute, liebe Ursula!"

Schon aber war Ursula bei ihr und schon ward sie von der freudig bewegten Genesenden mit Liebkosungen überhäuft.

„Ich danke Ihnen, Don José," sagte Helene; „eine größere Freude hätten Sie mir nicht machen können."

Josef's Ankunft erinnerte sie jedoch daran, daß ihr Werk noch nicht beendet war und daß sie sich ihrer Freude nicht ganz hingeben durfte.

„Jetzt, wo Du Deine gute und hübsche Pflegerin wiedergefunden hast," sagte sie zu Blanche gewendet, „bin ich nicht mehr unruhig. Ich kann Dich auf kurze Zeit verlassen. Ihr seid alte Freundinnen, ich lasse Euch allein. Dennoch bitte ich Sie, Ursula, unsere Patientin nicht zu viel plaudern zu lassen."

„O, seien Sie unbesorgt, Madame."

„Kommen Sie, Josef, und erzählen Sie mir die näheren Umstände dieses Zweikampfes."

Die Gräfin und Josef verließen das Zimmer und die beiden jungen Mädchen blieben mit einander allein.

„Ach nun, wo ich Dich bei mir habe, fühle ich mich ganz glücklich!" rief Blanche.

Sie versank einen Augenblick in Gedanken und murmelte dann:

„War es dies, was mir fehlte? Ja, ohne Zweifel war es dies. Denn undankbar bin ich nicht, das fühle ich. Ich liebe Madame Lamouroux, meine Mutter, mit aller Kraft meiner Seele, und dennoch — darf ich es Dir sagen, Ursula? — dennoch war es mir immer, als fühlte ich in meinem Herzen eine große Leere. Ich sah unwillkürlich ein, daß ich den Liebkosungen meiner Mutter mit nicht genug Wärme entsprach und ich machte mir Vorwürfe darüber, obschon vergebens. Es fehlte mir noch immer Etwas. Ist das nicht sonderbar?"

Ursula lächelte, wie junge Mädchen zu lächeln pflegen, wenn sie Verständniß für die Angelegenheiten des Herzens zu erlangen beginnen.

„Vor einigen Monaten würde dies mich ebenso Wunder genommen haben, wie Dich!" murmelte sie, „heute aber verstehe ich."

Sie dachte im Stillen an Louis Jacquemin und sagte bei sich selbst:

„Die Liebe ist es, was ihr fehlt."

„Jetzt aber," fuhr Blanche fort, „bin ich ganz zufrieden und wie sollte ich es auch nicht sein, da ich Alle, die ich liebe, in meiner Nähe sehe — meine Mutter, den Doctor Ozam, Dich, Ursula, und —"

Sie zögerte einen Augenblick und setzte dann mit leiserer Stimme hinzu:

„Und Josef?"

Dieses Zögern war nur ein kurzes und die Veränderung des Tones eine sehr unbestimmte gewesen.

Dennoch hatte Ursula das eine wie das andere recht wohl bemerkt.

Das, was die Gräfin von Monte-Christo nicht hatte entdecken können, errieth Ursula auf den ersten Blick. Sie erlauschte Blanche's Geheimniß, das Geheimniß, welches Blanche ohne Zweifel selbst noch nicht kannte.

Das arme Mädchen liebte Josef, oder stand im Begriffe, ihn zu lieben.

Ursula blieb bei dieser zweiten Voraussetzung stehen.

In dem Alter, wo das von dem unklaren Bedürfniß der Liebe gequälte Herz sich zum ersten Male öffnet, genügt eine Begegnung, ein Zufall, um die Wahl zu bestimmen oder zu ändern.

Die Liebe ist ein mehr instinctartiges als überlegtes Bedürfniß.

Blanche war noch jung und konnte für Josef noch keine ernste Leidenschaft empfinden.

Ließ man jedoch dieses noch unklare Bedürfniß Wurzel fassen, so verwandelte es sich vielleicht binnen wenigen Tagen in wirkliche Liebe.

Und welche Leiden, welche Kämpfe standen dann Allen, besonders Blanche selbst, bevor!

Ursula, welche nicht blos Cypriennens, sondern auch Josef's Vertraute war, kannte deren beiderseitige Liebe.

Sie hielt es daher beinahe für ihre Pflicht, Blanche davon in Kenntniß zu setzen und ihr dadurch eine Hoffnung zu rauben, welche für sie in der Zukunft nur zu einer vielleicht tödtlichen, jedenfalls aber sehr grausamen Enttäuschung führen mußte.

Alle diese Betrachtungen gingen rasch durch Ursula's Hirn und sie antwortete auf Blanche's letzte Bemerkung:

„Du mußt Dich aber doch an den Gedanken gewöhnen, Blanche, diese Personen nicht immer um Dich zu sehen. Deine Mutter wird Dich allerdings niemals verlassen, Doctor Ozam wird stets da sein, wenn Du seiner bedarfst. Daß ich auf Deinen ersten Ruf herbeigekommen bin, siehst Du, und auch Josef würde, wie ich überzeugt bin, Alles verlassen, wenn es sich darum handelte, Dir einen Dienst zu leisten oder Dir ein Vergnügen zu machen. Dennoch aber kann dies nicht immer so bleiben. Du bist nun vollständig hergestellt und wir müssen unsere Sorgfalt Anderen zuwenden, die derselben mehr bedürfen als Du. Uebrigens hat auch Jedes von uns seine besondere Pflicht, die es nicht vernachlässigen darf.“

Ursula schwieg eine Weile und fuhr dann fort:

„Ich sage Dir dies Alles aus reiner Liebe zu Dir, denn ich möchte Dich vor Träumen und Hoffnungen bewahren, die nicht in Erfüllung gehen können. Ein Traum ist etwas so Süßes und eine Hoffnung etwas so Tröstliches! Man läßt sie in sein Herz ein, ohne darauf zu achten, später aber, wenn der Traum zerrinnt und die Hoffnung stirbt, ist der Schmerz ein grausamer. Deshalb ist es besser, die Hoffnung zu unterdrücken und den Traum nicht zur Entwickelung kommen zu lassen.“

Während Ursula sprach, betrachtete Blanche sie mit nachdenklichem Blick.

„Das, was Du mir da sagst, Ursula,“ antwortete sie, „ist sehr grausam, ich weiß aber, daß Deine Absicht gut ist nud ich danke Dir dafür. Du sagst mir dies Alles um Josef's willen, nicht wahr?“

Ursula nickte bejahend.

Blanche fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen.

„Es ist mir," sagte sie dann, „als ob Deine Stimme mich weckte und seitdem Du mit mir gesprochen hast, lese ich klar in mir selbst. O, Du hast Recht. Ich war eine Thörin. Ich danke Dir für Deine Offenheit. Also, Josef —"

„Liebt ein reines, engelschönes Mädchen, welches seiner vollkommen würdig ist. Willst Du Dich dieser Liebe in den Weg stellen? Ich habe errathen, daß Du Neigung zu Josef hegst, und ich hielt es für meine Pflicht, Dich zu warnen. Du kennst ihn noch so wenig, daß das Opfer kein grausames sein kann; das aber, was heute leicht ist, könnte morgen schon unmöglich sein."

„Heute leicht!" murmelte Blanche mit dem Lächeln eines Märtyrers. „Du hast Recht, Ursula. In der That heute ist es leicht. Dein Rath ist gut und ich werde ihm folgen."

Josef hatte mittlerweile der Gräfin von Monte-Christo die unsern Lesern bereits bekannten Einzelnheiten über den Ausgang des Duells zwischen dem Grafen von Puysaie und dem Oberst Fritz erzählt.

Als Mittelpunct dieser weit verzweigten Intrigue mußte Helene Alles sehen, Alles wissen und durfte selbst den anscheinend unbedeutendsten Vorgang nicht unbeachtet lassen, denn eine solche Vernachlässigung hätte leicht das Scheitern aller ihrer Pläne zur Folge haben können."

Als Josef fertig war, bat sie ihn, ihr Ursula zu schicken, damit sie ihr Nachrichten aus dem Rosengarten mittheilte.

Josef sollte mittlerweile Ursula's Platz bei Blanche einnehmen.

Sie waren allein im Zimmer und Blanche, deren Gedanken noch mit Ursula's letzten Worten beschäftigt waren, verhielt sich schweigend.

Josef schwieg ebenfalls.

Blanche hatte sich seit wenigen Tagen in Bezug auf ihn so verändert gezeigt, daß er sich ihr gegenüber beinahe beengt fühlte.

Diese Anfangs beinahe unbemerkbare Veränderung hatte begonnen, sich an demselben Tage kundzugeben, wo Blanche's Genesung angefangen hatte.

Josef war durchaus nicht eingebildet oder dünkelhaft und man würde ihn in großes Erstaunen gesetzt haben, wenn man ihm gesagt hätte, welche stumme Anbetung dieses naive Kind ihm widmete.

Dennoch aber beunruhigten ihn Blanche's Blicke und ihre zitternde Stimme erweckte in ihm eine eigenthümliche Melancholie.

Bis zu dem erwähnten Tage hatte sie sich offen und freimüthig gegen ihn gezeigt, wie man sich gegen seinen Vater, seinen Bruder, seinen Freund zu zeigen pflegt. Jetzt aber schlug sie, wenn sie mit ihm sprach, die Augen nieder.

Ihre naive Freimüthigkeit war in eine immer mehr hervortretende Scheu und Schüchternheit übergegangen.

Was hatte diese auffallende Veränderung zu bedeuten?

Josef suchte nicht, es zu wissen; Blanche's Unruhe wirkte aber auch, und ohne daß er es wollte, auf ihn zurück.

Deshalb war er fast ebenso verlegen wie sie, und Beide schwiegen.

Blanche brach das Schweigen zuerst.

Ursula hatte ihr entweder zu viel oder zu wenig gesagt und sie wollte ihr Urtheil aus Josef's eigenem Munde hören.

„Was fehlt Ihnen," fragte sie. „Sie sehen sehr verstimmt aus."

„Wenn man," entgegnete Josef, „wie ich und wie Deine Mutter in einen Kampf auf Leben und Tod ver-

wickelt ist, so kommen Tage, wo man sich mit allerhand Zweifeln herumschlägt."

„Und ist heute ein solcher Tag?" fragte Blanche in sanftem Tone.

Josef gab auf diese Frage keine Antwort, sondern fuhr fort:

„Es gibt Stunden, wo man es müde ist, allein zu sein und wo man eine verwandte Seele sucht, in welche man die seine ausschütten kann, einen Freund, der unsern Kummer versteht und uns tröstet."

„Nun, haben Sie nicht mich?" fragte Blanche mit bezauberndem Lächeln; „bin ich nicht Ihre Schwester? O, mein Bruder Josef, mißtrauest Du mir, oder glaubst Du, daß ich keinen lebhaften Antheil an Allem nehme, wovon Dein Glück abhängen kann?"

Josef ergriff dankbar die schmale feine Hand, welche Blanche ihm darbot.

Seitdem Madame Jozel mit Ursula im Rosengarten wohnte, hatte Josef keine Vertraute mehr, denn Helene imponirte ihm zu sehr, als das er gewagt hätte, einen solchen Gegenstand vor ihr zur Sprache zu bringen.

Auch hatte er nur selten Gelegenheit gefunden, von seiner theuren Cyprienne zu sprechen, und er begrüßte daher Blanche's Entgegenkommen mit wahrhafter Dankbarkeit.

„Ja, liebe Schwester," rief er, „ja, Du sollst die Freundin sein, welcher ich künftig meine Leiden und Freuden erzähle. Welche liebenswürdigere Trösterin und Vertraute könnte ich finden, als Du bist?"

Er drückte, indem er dies sagte, Blanche's Hand an seine Lippen und sie ließ erröthend ihn gewähren.

„Wohlan," begann sie dann, „ich erwarte den Anfang dieses furchtbaren Geständnisses."

„Ich liebe," antwortete Josef einfach.

Blanche zuckte zusammen. Nun sollte sie also Gewißheit haben.

„Und wirst Du auch wieder geliebt?“ fragte sie.

„Ich glaube es,“ entgegnete Josef mit vollkommener Bescheidenheit.

„Dann,“ fuhr Blanche mit erzwungenem Lächeln fort, „sehe ich nicht ein, weshalb Du Dich für so unglücklich hältst.“

„Ach, ich bin der unglücklichste, der gequälteste aller Menschen!“

Und nun erzählte er Alles von Anbeginn an — wie strahlend Cyprienne ihm das erste Mal im Salon der Gräfin von Monte-Christo im ganzen Zauber ihrer jungfräulichen Schönheit erschienen war; jenes Zusammentreffen im Gewächshaus unter den Düften der Blumen und dem Murmeln der Fontainen; dann jene andere tragische Begegnung in der Nacht, wo Beide sich einander entrissen hatten, um sich vielleicht nie wiederzusehen, und endlich jenen letzten noch traurigeren Tag, wo Josef im Schatten eines Pfeilers stumm und verzweifelnd der Vermälung Cypriennens mit dem Baron Matifay beigewohnt hatte.

Bleich und kaum athmend hörte Blanche diese Erzählung an und so wie Josef's Leidenschaft für Cyprienne sich in immer feurigeren Worten kundgab, machte das arme Mädchen übermenschliche Anstrengungen, um nicht alle Kraft und Fassung zu verlieren.

Auf diese Weise ward es ihr möglich, zu antworten, ja sogar zu lächeln.

Der Schleier vor ihren Augen ward immer durchsichtiger und zerriß endlich ganz.

Sie dachte, sie fühlte, sie wußte!

Ihre Unruhe während der letztvergangenen Tage, ihr unwillkürliches Erbeben, ihr plötzliches Erröthen, das Zittern ihrer Lippen, das Klopfen ihres Herzens — Alles war ihr nun klar.

Ursula hatte Recht. Sie liebte, sie liebte Josef.

Und den Beweis, daß sie ihn liebte, fand die Un-

glückliche jeden Augenblick in dem, was Josef selbst ihr über seine Liebe für eine Andere erzählte.

Alles, was er, seinem eigenen Geständnisse zufolge, für Cyprienne empfunden, seine Melancholie und seine Eifersucht, seine strahlende Freude und seine schwarze Verzweiflung — Alles dies fühlte sie für ihn.

In diesem schwachen Körper lebte aber der Muth einer Heldin.

Blanche hatte schon längst leiden und ihren Schmerz verbergen gelernt.

Hätte man ihr die Wahl gelassen, so hätte sie der barbarischen Behandlung, die sie von Monna zu erdulden gehabt, den Brutalitäten Cinella's, der Kälte, dem Hunger und den schlaflosen Nächten in der armseligen Wohnung den Vorzug vor dem grausamen Schmerze gegeben, der ihr das Herz zerriß, während sie Josef so sprechen hörte.

Dennoch zwang sie ihr Gesicht, ruhig zu bleiben und ihre Stimme wankte nicht, ja nicht einmal das wehmüthige Lächeln schwand gänzlich von ihren Lippen.

Sie hatte sogar den Muth, Josef zu beklagen, ihn zu trösten, ihm Hoffnung auf die Zukunft zu machen.

Sie entwarf Pläne und sprach mit Standhaftigkeit von dem Tage, wo Josef, nachdem er Cypriennens Gatte geworden, sie an den Familienherd des gemeinsamen Hauses einführen würde.

„Ich," setzte sie hinzu, „bin weiter nichts, als ein armes, krankes Geschöpf. Ich bin nicht bestimmt, jemals dieses Glück kennen zu lernen. Ich werde Eure Schwester sein. Cyprienne wird die Freuden genießen, welches das Leben und die Gesellschaft bietet; ich werde nur am Kamine sitzen, die Kinder wiegen und sie mit den schönen italienischen Liedern, die ich kenne, in den Schlaf singen."

Die Liebe ist der edelste Egoismus, im Grunde genommen aber doch Egoismus.

Josef errieth nicht die wahre Ursache der Traurigkeit, deren Gepräge Blanche's Worte trugen; er ahnte nicht,

welche Grausamkeit er durch seine vertraulichen Mittheilungen an ihr verübte.

Nur auf Rechnung der Rührung und Theilnahme brachte er die Thräne, die einzige Thräne, welche das arme Mädchen nicht zurückhalten konnte.

Er konnte nicht müde werden, von Cyprienne zu sprechen, und fuhr in seinen Mittheilungen immer weiter fort.

Unbeweglich, wie eine in ihr Schicksal ergebene Märtyrerin, hörte Blanche ihm zu.

„Ach, wie liebt er sie!“ dachte sie.

Josef erzählte immer noch, plötzlich aber schwieg er.

Helene trat ein, näherte sich ihm rasch und murmelte in dumpfem, ihm durch Mark und Bein gehendem Tone:

„Schweig, Unglücklicher! Du tödtest sie. Sie liebt Dich!“

45. Capitel.

So entschwebt ein Engel.

Sie liebt Dich!

Diese gemurmelten Worte schnürten dem jungen Manne das Herz zusammen und erfüllten es mit unaussprechlicher Angst.

Blanche liebte ihn zum Sterben und er konnte diese Liebe nicht erwidern, weil er Cyprienne liebte.

Die Gräfin von Monte-Christo zwang sich, trotz dem Schmerze, der ihr Herz bewegte, zu lächeln, und sie setzte sich mit an das Bett ihrer Tochter, wie um sie gegen jenen unsichtbaren, aber fürchterlichen Feind, hoffnungslose Liebe, zu schützen.

„Habt Ihr Euch gut unterhalten?“ fragte sie in erheuchelt heiterem Tone.

„Ja,“ antwortete Blanche in derselben Weise; „mein Bruder Josef theilte mir seine Kümmernisse mit und ich forderte ihn auf, zu hoffen. Man darf die Hoffnung

nie sinken lassen," setzte sie mit engelgleichem Blicke hinzu, „selbst wenn man sich sterben fühlt."

„Sterben!" rief die Gräfin von Monte-Christo, indem sie vergebens den eisigen Schauer zu verbergen suchte, der ihren ganzen Körper durchrieselte.

„Welch' ein entsetzliches Wort! Nicht an's Sterben muß man denken, sondern an's Leben."

Blanche streckte sich, entmuthigt, lang in ihrem weißen Bette aus.

„Ach, Mutter," murmelte sie, „ich bin sehr müde! Wenn man todt ist, schläft man vielleicht."

„Verbanne doch diese thörichten Gedanken!" rief die Gräfin von Monte-Christo. „Du darfst nicht sterben, hörst Du? — Wie kannst Du von Sterben in dem Augenblicke sprechen, wo Du mir wiedergegeben bist, wo wir Alle glücklich sein werden?"

Mit funkelnden Augen drehte sie sich nach Josef herum und sagte:

„Hören Sie, Josef? Dieses böse Kind spricht vom Sterben."

Und mit leiserer Stimme setzte sie hinzu:

„Wirst Du meine Tochter wirklich sterben lassen?"

Er wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Sein Gesicht war todtenbleich.

Ein furchtbarer Kampf tobte in ihm.

Es galt, Cyprienne auf immer zu verlieren, oder das einzige Kind der Heiligen sterben zu lassen, welcher er sein ganzes Leben gewidmet hatte.

„Mein Dasein gehört Ihnen, Helene," murmelte er endlich, „machen Sie damit, was Sie wollen."

Die Gräfin von Monte-Christo erhob sich enthusiastisch, ergriff Josef's Hand und rief:

„Ich nehme dieses Opfer an, in meinem Namen ebenso wie in dem Blanche's. Josef, Du bist der edelste Mensch, den die Erde getragen. Du bist mein geliebter Sohn!"

Sie schloß ihn in eine leidenschaftliche Umarmung und er murmelte:

„Mein Herz ist todt. Ich hoffe nun hienieden auf kein Glück mehr. Mein Glück war Ihr Werk, Helene. Sie hatten es mir gegeben, Sie nehmen mir es wieder — Ihr Wille geschehe!“

Die Gräfin von Monte-Christo und Josef sprachen noch eine Weile leise und Blanche beobachtete mit neugierigem Blicke diesen für sie stummen, aber nicht unverständlichen Auftritt.

Sie errieth, daß Josef ihr in diesem Augenblicke ein neues Opfer brachte, das größte, dessen seine große Seele fähig war.

Aber auch sie faßte einen unerschütterlichen Entschluß — den Entschluß, ihre Liebe zu verbergen, sie im Nothfalle zu verläugnen.

Sie wollte um keinen Preis dieses edelmüthige Herz besitzen, welche sie ja einer Anderen hätte rauben müssen.

Als daher Josef sich entfernt hatte und die Gräfin von Monte-Christo mit einem Hoffnungsstrahl in ihrem Auge zu ihrer Tochter zurückgekehrt war, um ihr das keusche Geständniß ihrer Liebe abzupressen, ergriff sie zuerst das Wort:

„Mama,“ sagte sie, „mein Bruder Josef ist sehr traurig.“

„Ja,“ antwortete die Gräfin von Monte-Christo sanft. „Ich habe es schon lange bemerkt und mich deswegen beunruhigt. Josef ist traurig, weil sein Herz leer ist. Wird er geliebt, so wird er auch wieder glücklich werden.“

„Du meinst, sein Herz sei leer?“ entgegnete Blanche mit einem Lächeln des Zweifels und wehmüthiger Ironie.

„Das sagst Du nur so, liebe Mutter. Nach meiner Ansicht ist sein Herz, anstatt leer, vielmehr zu voll.

Kennst Du das Mädchen, welches mein Bruder Josef liebt?"

Nur Mütter wissen fromme Lügen auszusprechen.

„Ja, ich kenne sie," sagte die Gräfin, „und sie ist vielleicht nicht weit von hier."

Blanche lächelte wieder auf dieselbe Weise wie vorher.

„Ein Hinderniß trennt ihn von ihr, hat er mir gesagt," fuhr sie fort. Weißt Du vielleicht, was für ein Hinderniß es ist, Mama?"

„Allerdings," antwortete Helene, „und Dein Wille wäre hinreichend, es zu beseitigen."

„Dann soll es gewiß beseitigt werden," entgegnete Blanche, „denn mein innigster Wunsch ist, meinen Bruder Josef mit seiner Cyprienne glücklich zu sehen."

„Mit seiner Cyprienne?" wiederholte die Gräfin von Monte-Christo mit verstelltem Erstaunen. „Wer ist Cyprienne?"

Plötzlich aber erstarb ihr das Wort auf der Zunge.

Blanche setzte sich in ihrem Bette auf und betrachtete ihre Mutter immer noch mit demselben sanften ironischen Lächeln.

„Du willst es mir nur nicht sagen, Mama," begann sie dann. „Ich weiß es aber schon. Das Mädchen, welches mein Bruder Josef liebt, heißt nicht Blanche, sondern Cyprienne. Was kann es der armen Pippiona, die doch sterben muß, bedeuten, ob Don José's glückliche Braut Blanche oder Cyprienne heißt? Pippiona ist ein armes Mädchen, welches es ihm niemals eingefallen wäre, zu lieben. Was Blanche betrifft, die so reich, so schön, so fabelhaft glücklich sein sollte, so wirst weder Du, noch er, noch sonst Jemand sie je kennen lernen. Ach, diese Blanche hätte vielleicht eifersüchtig sein können, die arme Pippiona aber weiß, daß sie dieses Recht nicht hat."

„Ja, da siehst Du," rief Helene verzweiflungsvoll, „daß Du Josef liebst!"

„Allerdings," entgegnete Blanche, „ich liebe ihn sehr, beinahe so sehr wie Dich; aber was ist die Liebe? Pippiona ist noch zu sehr Kind und zu armselig und unbedeutend, um wirklich zu lieben. Blanche freilich hätte geliebt und wäre geliebt worden."

„Sprich nicht so!" rief die arme Mutter; „Du brichst mir das Herz!"

In ernsterem Tone fuhr Blanche fort:

„Wenn ich meinen Bruder Josef liebte, wie eine Braut ihren Bräutigam liebt, so würde ich traurig sein, wenn ich hörte, daß er eine Andere liebt. Sieh' aber doch einmal her, ob ich weine! Im Gegentheil, ich habe mich nie so glücklich gefühlt wie im gegenwärtigen Augenblicke."

Sie ward so weiß wie der Mousselin ihres Gewandes, fuhr aber dennoch fort:

„Ja, ich bin glücklich, sehr glücklich. Ich weiß aber nicht, es wird mir auf einmal so sonderbar."

Erschöpft sank sie auf ihren Pfühl zurück und setzte wie erklärend hinzu:

„Die Freude ermüdet."

Die Gräfin von Monte-Christo betrachtete diese rührende Resignation mit stummer Betäubung.

Es kam ihr vor, als wäre diese anbetungswürdige Gestalt, die ihre Tochter gewesen, plötzlich entschwunden wie ein Duft.

Blanche's Züge hatten einen ruhigen Ausdruck angenommen, der ihr schon ein fast überirdisches Ansehen lieh.

Was in ihrem Auge glanzte, war nicht mehr der Strahl des Lebens, sondern schon ein Wiederschein des Himmels.

Durch ein Wunder dem Tode entrissen, schien sie auf's Neue die tiefe Ruhe des Grabes zu wünschen.

Helenens Verzweiflung zu schildern, wäre unmöglich.

Blanche, ihre Tochter, war noch da und ihre Hand berührte sie; ihre Lippen konnten auf ihren Wangen noch die warme Spur früherer Küsse finden; ihr Ohr vernahm den geliebten Ton ihrer Stimme und dennoch war es der unglücklichen Mutter, als umarmte sie nur noch ein Phantom, und als wäre diese Stimme fern wie ein Echo aus der andern Welt.

Blanche besaß jetzt in Helenens Augen den nebelhaften Glanz einer gespenstischen Erscheinung. Ihr starrer Blick schien hinüber in's Jenseits zu schauen — in ihren Worten zitterte der Klang himmlischer Harmonien.

Gleichzeitig lebend und todt nahm sie mit einer frommen Passivität, welche fast an Gleichgiltigkeit grenzte, die herzzerreißenden Liebkosungen ihrer Mutter hin!

Es war kein Zweifel mehr! Die Liebe hätte sie dem Leben wiedergeschenkt, der Mangel an Liebe tödtete sie.

Aber es war kein trauriger Tod — o nein! An diesem weißen Bette, welches einem Brautbette gleich, schnürte sich nicht das Herz zusammen, sondern es erweiterte sich vielmehr, und man glaubte einen leuchtenden Rand jener geheimnißvollen Welt unbekannter Freuden zu sehen, zu welcher Blanche, von Engelfittigen getragen, emporschweben sollte.

Es war eigentlich kein Tod, sondern eine Auferstehung.

Und die Lippen der Sterbenden umspielte jenes unaussprechliche Lächeln der Verbannten, die man in ihr Vaterland zurückruft.

Sie selbst tröstete ihre arme verzweifelnde Mutter.

Diese wich nicht von ihr. Es war, als wollte sie sich in dem letzten Schimmer dieser erlöschenden Seele sonnen; als wollte sie jede Stunde in einen Tag und jeden Tag in eine Woche des Genusses verwandeln, welchen

sie nur so kurze Zeit gekannt und dessen sie nun schon wieder auf immer verlustig gehen sollte.

„Siehst Du, liebe Mutter," sagte Blanche, indem sie die eisige Hand der Gräfin von Monte-Christo in ihre armen fieberglühenden drückte, „weinen darfst Du nicht! Ich leide ja nicht, ich fühle keinen Schmerz! Es ist mir, als schliefe ich ein. Ich bin blos müde, aber wie müde!"

Sie schwieg eine Weile, dann begann sie wieder:

„Das Leben ist mir eine große Last gewesen. Dennoch beklage ich mich nicht. Die zwei Monate ungetrübten Glückes, die ich bei Dir verlebt, wiegen ein ganzes Leben des Elends reichlich auf. Sie werden freilich sehr kurz gewesen sein, aber man sagt ja, daß das kürzeste Glück das schönste sei. — Warum weinst Du? Ich werde Dich ja nicht verlassen. Gott ist gut. Wenn ich einen Fehler begangen habe, so wird er ihn mir verzeihen; er wird mir sein schönes, von Weihrauch duftendes, von Sphärenklang und Lichtglanz erfülltes Paradies öffnen, ich aber werde zu ihm sagen: „Nein, mein Gott, ich will nicht in Deinen Gärten wandeln, wo die Sterne blühen. Gestatte mir, daß ich mein Paradies selbst wähle." Und mein Paradies, liebe Mutter, wird sein, bei Dir zu bleiben, bei Dir! Stets in Deinen Gedanken zu leben, Dich zu hören und Dir zu antworten und leise mit Deiner Seele zu flüstern. Wenn die Blume den Garten mit ihrem Balsamduft erfüllt, und wenn Du sie an Deine Lippen hältst, dann werde i ch die Blume sein und i ch werde den Kuß empfangen. So werde ich mich auch in den Strahl verwandeln, welcher leuchtet, in den Hauch, welcher vorüberzieht, in das Murmeln, welches an Dein Ohr schlägt. Der Wind, welcher mit Deinem Haar spielt, wird meine Liebkosung sein, der Geruch, der von den blühenden Lilien zu Deinem Fenster emporsteigt, ist mein Hauch, und der ferne Gesang, der Dich zu Thränen rührt, ist meine Stimme."

Schluchzend und mit strömenden Thränen vernahm die Gräfin von Monte-Christo diesen herzzerreißenden Trost ihrer sterbenden Tochter.

„Nein, nein!“ rief sie; „Engel des Himmels, entfliehe mir nicht! Was soll aus mir werden, wenn ich Dich nicht mehr sehen, wenn ich nicht mehr die Musik Deiner Worte hören, wenn ich nicht mehr Dein Auge küssen, Dein Lächeln trinken kann! O, himmlische Nahrung meines Herzens, Brot meiner Seele! Soll das kaum begonnene Gastmal schon enden? Ich hungere und dürste nach Deinen Liebkosungen! Ist dieser Gott, den man den Allbarmherzigen und Allgütigen nennt, vielleicht doch nur ein ungerechter, launenhafter Tyrann? Warum gab er Dich mir wieder, wenn er Dich mir sobald schon auf immer rauben will?“

Blanche erhob ihre Stimme und sagte in frommem, beinahe strengem Tone:

„Mutter, lästere nicht! Hadere nicht mit Gott! Dein Groll und Deine Lästerungen würden uns auf immer trennen. Ich weiß wohl, daß Du ohne mich nicht mehr wirst leben können, aber gerade dies macht mich in diesem Augenblick so ruhig und freudig. So lange Du noch hier auf Erden weilst, werde ich die Genossin Deiner Verbannung sein; später aber, wenn Du, dem Willen unseres Vaters im Himmel folgend, ebenfalls Deine irdischen Augen schließest, um sie nicht wieder zu öffnen, dann werde ich an Deinem Bette stehen, Deine Erlösung erwarten und dann werden unsere beiden Herzen freudetrunken, für die Ewigkeit vereint, sich zum Himmel aufschwingen.“

Es war eine schöne sternenhelle Nacht. Man sah die Sterne am schwarzen Himmel funkeln, gleich befreundeten Blicken, welche Blanche zu sich emporriefen.

Die Kranke war eingeschlafen und in ihrem Traume schien sie mit Jemandem zu sprechen, den man nicht sah,

und Stimmen zu hören, die nur sie verstand und welchen sie antwortete.

Plötzlich bewegte ein leises Zucken ihre schwachen abgezehrten Glieder, sie schlug ihre großen Augen weit auf und rief ihre Mutter, welche, auf den Ellbogen gestützt, träumend am Fenster stand.

Der Ton, in welchem sie rief, mußte ein ganz besonderer sein, denn die arme Mutter fühlte, wie ihr einige Secunden lang das Herz stillstand.

Alle Illusionen des Tages zerrannen.

Sie näherte sich dem Bette und Blanche ergriff ihre Hand mit einer, schon vom letzten Schweiße befeuchteten, indem sie mit matter Stimme sagte:

„Die Augenblicke, die ich noch bei Dir zuzubringen habe, sind kurz. Ich will, daß Ihr Alle da seiet, um mir, wie Ihr es nennt, auf ewig Lebewohl zu sagen, obschon es sich in Wirklichkeit nur um ein nahes Wiedersehen handelt. Alle — hörst Du wohl? Vor allen Dingen Du, der gute Doctor, Ursula, Cyprienne und Josef.

Dieser letzter Name ward leiser gesprochen als die andern. Es war Blanche's letzter Seufzer, ihre letzte irdische Klage.

Von diesem Augenblicke an gehörte sie ganz dem Himmel.

Sie waren Alle da, Alle, welche Blanche um ihr Sterbebett versammelt zu sehen wünschte — Helene, Doctor Ozam, Ursula, Cyprienne und Josef.

Die Gardinen waren zugezogeu, die Lampe mit einem Schirme bedeckt, das Licht gedämpft.

Man schwieg.

Blanche schien in der Haltung jener schlanken, melancholischen Statuen, welche die Renaissance auf Grabmälern von weißem Marmor ruhen ließ, mit großen, offenen Augen durch die, für sie durchsichtig gewordene Decke eine strahlende Vision im Himmel zu schauen.

Alles war still.

Blos dann und wann hörte man ein leises Aechzen, ein Schluchzen, einen Seufzer.

Blanche hatte verlangt — denn war nicht ein jeder ihrer Wünsche ein Verlangen? — daß Cyprienne ganz dicht an sie heranträte — Cyprienne und Josef, der einzige Mann, für den ihr Herz geschlagen, und ihre Nebenbuhlerin, die sie „Schwester" nannte.

Sie wendete ihre feuchten Augen nach ihnen herum und sagte mit himmlischem Lächeln:

„Euer Glück wird Euch nicht abhalten, meiner zu gedenken, nicht wahr, nicht?"

Dann sah sie Cyprienne an und seufzte:

„Du bist sehr schön!"

Lag in diesen Worten eine Klage, ein letzter Ausdruck der Eifersucht und des Neides?

Ich weiß es nicht, wenn aber dem so war, so bannte Blanche dieses Gefühl sofort wieder, denn sie setzte unmittelbar darauf hinzu:

„Ich sehe Deine Seele, sie ist noch schöner als Dein Gesicht. Du bist gut, meine Schwester und ich liebe Dich."

Sie hatte ihre abgemagerte Hand unter der Decke hervorgezogen und reichte sie Cyprienne, welche sie an ihre Lippen drückte, indem sie zugleich an dem Bette niederkniete.

„Du bist eine Heilige, Blanche!" stammelte Cyprienne.

Beide, die Lebende und die Todte — Blanche war schon so bleich, daß man sie recht wohl für todt halten konnte — bildeten eine Gruppe von rührender Anmuth. Ihr blondes, aufgelöstes Haar mischte sich und ihre Wangen, die einen rosig, die anderen weiß und durchsichtig, bildeten einen melancholischen Gegensatz.

Blanche hielt ihre bleichen Lippen dicht an Cyprienen's Ohr und sagte leise, mit einer Stimme, schwach wie ein Murmeln:

„Ich liebe Dich. Liebe ihn zu meinem Andenken.“

„Ach, theure, theure Schwester!“ rief Cyprienne, indem sie in ein lautes Schluchzen ausbrach.

„Ja,“ entgegnete Blanche mit dem Lächeln, welches schon ein Widerschein himmlischer Freude zu sein schien, „ich werde Deine Schwester sein, die im Himmel ist.“

Während dieses rührenden Gesprächs standen der Doctor und Josef am Fuße des Bettes und betrachteten die beiden jugendlichen Wesen.

Was Helene betraf, so kniete sie fast zusammensinkend im dunkelsten Winkel des Zimmers und machte vergebliche Anstrengungen, zu beten.

Doch nein, es waren keine Anstrengungen, sie hatte nicht einmal mehr die Kraft, zum Leiden, eine unermeßliche, stumme Ruhe hatte ihr ganzes Sein durchdrungen. Sie weinte nicht. Mit trockenem, beinahe gleichgiltigem Auge sah sie ihre Tochter sterben.

Sie begriff so zu sagen nicht mehr, was um sie her vorging.

Blanche's Hand ließ die Cyprienne's los und mit ihrem Blicke rief die Sterbende Josef herbei.

„Du mußt auch wissen, mein Freund,“ sagte sie dann, „daß ich Dich innig geliebt habe. Das Veilchen im Grase seufzt zuweilen, daß es nicht beachtet wird. Es grollt der gleichgiltigen Hand, die es verschmäht, dem Auge, welches es nicht zu entdecken gewußt hat. Deshalb duftet es. Es will damit sagen: „Ich bin da. Achtet doch auf mich!“ Ich war wie das kleine Veilchen, Du gingst vorüber, Du sahst mich nicht und nun sterbe ich. Dennoch sei gesegnet, Josef, daß Du mich diesen Schmerz kennen gelehrt hast — er ist sehr grausam und dennoch zugleich wie süß! — Es ist verwelkt, das kleine Veilchen; es hängt halb vertrocknet am Stengel, aber sein letzter Duft gehört noch Dir!“

Abermals ergriff sie Cypriennens Hand, zugleich auch die Josef's und legte sie beide in einander.

„Nun Sie, mein guter Doctor," fuhr sie, nachdem Cyprienne und Josef tief erschüttert auf die Seite getreten waren, fort, „Sie sind ein gelehrter Mann, ein geschickter Arzt und würden mich ohne Zweifel gerettet haben, wenn der Sitz meiner Krankheit nicht hier gewesen wäre."

Sie legte die Hand auf's Herz.

„Uebrigens würden Sie mir dadurch auch keinen guten Dienst geleistet haben. Was hätte ich hier noch thun sollen? Ich hätte blos leiden können."

Sie sah Cyprienne und Josef an und setzte dann hinzu:

„Leiden oder Leiden zufügen — eins ist so traurig als das andere. — Und nun lebt wohl, meine Freunde — die Erde scheint mir schon fern zu sein. Ich sehe Eure Gesichter nur noch durch einen Schleier. Es ist mir, als flöge ich empor wie ein Vogel, der einem Orte zueilt, den er nicht kennt, aber nach dem er sich sehnt. Lebt wohl!"

Ihre langen Augenlider zuckten, senkten sich und wieder verfiel sie in jenen ekstastischen Traum, aus welchem sie auf einige Minuten erwacht war.

Gegen ein Uhr Morgens begann sie zu röcheln.

Dieses Röcheln machte allen Hoffnungen und Illusionen Helenens ein Ende. Es war der unheimliche Vorläufer des Todes. Mit wahnsinniger Geberde stürzte die unglückliche Mutter auf das Bett zu, und rief:

„Blanche! Blanche! Sprich mit mir, sieh mich an!"

Blanche gab keine Antwort.

Sie hörte nicht mehr, sie sah nicht mehr. Ihre Hände hielten mit jener den Ärzten und Krankenwärtern wohlbekannten Geberde krampfhaft das Bettuch fest.

Von Zeit zu Zeit hob sich noch die eingefallene Brust und in diesen Augenblicken öffnete das Röcheln, das entsetzliche Röcheln, die bläulichen Lippen.

Der Engel des Todes bestreuete ihre Wangen und

Schultern mit Veilchen. Die eisige Kälte stieg unaufhaltsam von den Füßen nach der Brust herauf. Bald mußte sie auch das Herz ergreifen und dann war Alles vorbei.

Vergebens betete und schluchzte Helene, und küßte Blanche's Wangen, Hände und Schultern, um sie unter den glühenden Liebkosungen ihrer Lippen wieder zu erwärmen.

Alles war umsonst.

Doctor Ozam zog die Fenstergardine auf.

Es war noch Nacht und in der stillen Straße hörte man weiter nichts als die Tritte eines Lampenwärters, der die Laternen auslöschte.

Nach einer Weile durchbrach ein matter Schimmer die dicke Luft, der Schimmer ward stärker, weiter draußen am Horizont zeigte sich ein rosiger Schein — der Tag brach an.

Es dauerte nicht lange, so fanden die Straßenkehrer sich ein und bis in das Zimmer des Todes hinauf hörte man das Rascheln der Birkenreiser auf dem Asphalt des Trottoirs und dem Pflaster des Fahrwegs.

Der Tag, der Tag brach an, der graue Himmel ward immer heller und hoch oben schwebte die Wolke purpurn und golden und silbern, von der noch unsichtbaren Sonne umsäumt.

Noch einmal öffnete Blanche die großen, starren Augen, aus welchen die Sehkraft bereits entwichen war.

Ihre Lippen bewegten sich dreimal, dann senkten die Augenlider sich abermals.

Das bleiche himmlische Lächeln, von welchem wir schon gesprochen, umspielte mit unaussprechlicher Holdseligkeit ihren Mund und sie murmelte:

„Das ist die Morgenröthe! die —!“

Die Anwesenden fühlten etwas wie einen Hauch durch das Zimmer gehen.

Sie erriethen, daß es Blanche's Seele war, die

durch das offene Fenster entschwebte und von frommer Scheu ergriffen, sanken sie auf die Kniee nieder.

Doctor Ozam, der neben dem Bette stand, hielt die glatte Fläche eines Spiegels vor Blanche's halb geöffnete Lippen, die glatte Fläche ward aber nicht getrübt.

46. Capitel.

Der Schmerz einer Mutter.

Die Augenblicke, welche nun folgten, waren schrecklich.

Als die wenigen Minuten vollständiger Betäubung vorüber waren, warf Helene sich auf das Bett und faßte die theure Leiche in ihre Arme.

War das wirklich ihre Tochter? Dieser unbewegliche und schon starre Körper, diese Augen, welche nur das Weiße der Pupille zeigten, diese krampfhaft zusammengezogenen Hände, diese blauen, halbgeöffneten Lippen, zwischen welche hindurch man die festgeschlossenen Zähne sah.

War es wirklich ihre Tochter?

Sie drückte ihr fromm die Augen zu, welche sie so oft mit Küssen bedeckte, schloß die Lippen und stieß ein dumpfes Aezchen aus.

Dann aber ward sie wie von Wahnsinn ergriffen.

Sie wollte nicht glauben, daß Blanche wirklich todt sei, sie faßte den Arzt fieberhaft bei den Händen und bettelte ihn um eine Lüge.

„Nicht wahr, sie ist nicht todt, Doctor? Ihre Brust ist ja noch warm. — Ihr Herz schlägt unter meiner Hand — ihre Lippen haben sich bewegt, ich fühle den Hauch ihres Athems. — O, sie ist blos ohnmächtig, und Sie werden sie wieder erwecken, nicht wahr?"

Dann ließ sie wieder die Arme sinken und murmelte:

„Meine Tochter, meine angebetete Tochter, meine arme Blanche ist todt!"

Zugleich warf sie einen Blick des Hasses auf Cyprienne, einen Blick, welcher bedeutete·

„Um Deinetwillen ist sie gestorben."

Stumm standen die Zeugen dieses Auftritts einem solchen Schmerze gegenüber.

Was hätten sie auch sagen können? Welchen Trost konnten sie einem verzweifelten Herzen geben?

Wild drehte Helene sich nach ihnen herum.

„Geht fort von hier!" rief sie. „Ich will allein hier sein, allein bei ihr!"

Schweigend gehorchte man.

Als die Thüre sich hinter ihnen geschlossen hatte, brach die Gräfin in lautes Schluchzen aus.

Sie richtete die leblose Gestalt, die ihre Tochter gewesen, auf den Kissen empor und machte die Toilette der Todten.

Sie zog ihr ein feines, weißes Spitzennegligé an und steckte ihr Blumen in's Haar. Dann faßte sie die eine Hand der Leiche in die ihrige und setzte sich in der Haltung, die ihre gewöhnliche gewesen, an das Bett.

Dann sprach sie sanft mit ihr, wie sie sonst zu thun gepflegt und als ob sie noch von ihr verstanden werden könnte.

Sie sagte:

„Geh' nicht fort! hast Du es nicht gut bei uns? Wer wird Dich mehr lieben als ich? Welches Paradies wird besser sein, als die Liebe Deiner Mutter!"

Und es war ihr, als hörte sie eine ferne Stimme, welche ihr antwortete:

„Ich bin da, ich höre Dich, in bin in Dir!"

Ihre Illusion linderte einigermaßen ihren Schmerz. Die von zu gewaltiger Freude oder zu heftigen Leiden aufgeregten Seelen versinken zuweilen in diesen Schlaf.

Auf dem Sims des Kamins und bequem erreichbar lag ein schwarz gebundenes Buch mit vergoldetem Schnitt. Helene öffnete es auf's Gerathewohl und stieß auf die

ergreifende Schilderung der Nacht, welche der Gottmensch am Vorabende des großen Sühnopfers am Oelberge zubrachte.

Und in der Angst des Heilands, in seinen Zweifeln fand sie das Ebenbild ihrer eigenen Zweifel und ihrer eigenen Angst.

„Mein Vater! Ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir!“

Ach, der Kelch wird Keinem erspart. Jede Lippe muß ihn kosten, denn nur der Schmerz läutert, reinigt und heiligt. Je schwerer er ist, mit desto größerer Ergebung wird er hingenommen, desto höher wird die Seele dadurch gehoben.

Die geheiligten Worte, welche Helene las, gaben ihrer gemarterten Seele wieder einigen Halt. Wenn sie ihr nicht Trost und Hoffnung auf die Güte Gottes brachten, so brachten sie ihr doch wenigstens einen gewissen Grad von Ruhe und Fassung.

Abermals kniete sie nieder, barg die Stirn in den Händen und diesmal konnte sie beten.

Es war mittlerweile heller Tag geworden und ein heller Sonnenstrahl fiel durch das geöffnet gebliebene Fenster in das Zimmer, als die Gräfin, nachdem sie ihr Gebet beendet, die Augen aufschlug, und auf ihre theure Todte heftete.

Der Strahl, der auf Blanche's bleichgoldenem Haar spielte, umgab ihr Haupt gleichsam mit einem Heiligenschein.

Diese so natürliche Erscheinung kam Helene vor, wie eine Mahnung von oben, wie ein sicheres Zeichen des Glanzes, der ihrer Tochter im Himmel harrte.

Mittlerweile rückten die Stunden vor. Der Todtenschauarzt kam, um das Ableben zu constatiren, dann folgten die Leichenweiber.

Man wollte der Gräfin ihre Tochter zum zweiten Male nehmen.

Sie verabschiedete die geschwätzigen Weiber, sie wollte nicht, daß der keusche Leib von der Berührung einer fremden Hand besudelt würde und sie selbst hüllte sie in das Leichentuch, sie selbst legte sie in den Sarg.

Aeußerlich trug sie eine Starrheit zur Schau, die noch weit furchtbarer war, als das Schluchzen und Weinen am Abend vorher. Es gab nur eine Todte im Hause. Die, welche ging, kam, Befehle ertheilte und mit einem Wort alle äußeren Zeichen des Lebens kundgab, war aber ebenso todt als die andere.

Die Vereinsamung, von welcher Blanche's Liebe sie während einigen Wochen unaussprechlicher Freude erlöst, umgab sie nun wieder und zwar unerbittlicher als je.

Alle der Vergangenheit geltenden Schmerzen, welche während dieser kurzen Zeit des Glücks geruht, erwachten in ihrem Gemüthe von Neuem.

Ebenso wie eine neue Wunde auch ältere, bereits vernarbte wieder aufspringen macht, ebenso begann auch mit den Thränen, welche Blanche's Tod der unglücklichen Helene auspreßte, die Quelle früherer Thränen von Neuem zu rinnen.

Sie weinte über Georg, über Octav, über Alle, welche sie nacheinander geliebt und verloren, und über Alle, welche sie noch nicht gerächt hatte.

Nun waren es Drei, die in der kalten Erde ruhten. Ein neues Opfer hatte sich den theuern Todten zugesellt, deren Andenken sie fortwährend begleitete.

Helenen's Freunde wurden durch ihren tiefen, verzweiflungsvollen Kummer nicht wenig beunruhigt.

Sie fühlten, daß sie gerade in diesem schweren Augenblicke mehr als je eines Armes bedürfte, der sie stützte, und eines Herzens, in welches sie das ihrige ausschütten könnte.

Weder Josef noch Cyprienne konnte sich mit dieser Mission des Trostes befassen. Ihr Anblick erinnerte

Helene nur an die Ursache des Todes ihrer Tochter und machte ihren Schmerz um so bitterer.

Dieser Schmerz war seit zwei Tagen so zu sagen nur eine lange Krisis, aus Anwandlungen von Schluchzen und Weinen, mit Perioden vollständiger Betäubung und Erstarrung abwechselnd zusammengesetzt gewesen.

Ein solcher, allzu lange andauernder Schmerz hatte in Bezug auf weitere Entwickelung nur eine Alternative — Wahnsinn oder Tod.

Blanche ruhte schon seit langen Stunden in ihrem Sarge. Die trostlose Mutter hatte nicht gestattet, daß man denselben schlösse oder forttrüge. Diesen ganzen Tag, die ganze vorhergegangene Nacht und den gestrigen Tag hatte sie allein bei der Todten zugebracht.

Es war durchaus nothwendig, sie dieser gefährlichen Betrachtung zu entreißen.

Doctor Ozam war es, der diese Aufgabe übernahm.

Dieser Fürst der Wissenschaft und edle Mensch, von welchem im Laufe unserer Erzählung schon mehrmals die Rede gewesen ist, muß in diesem Augenblicke unsern Lesern etwas deutlicher vorgeführt werden, als es bisher geschehen ist.

Er war ein großer, starker und rüstiger Mann von etwa sechzig Jahren mit langem, weißem Lockenhaar, welches ihm bis auf die Schultern herabfiel.

Dieses schneeweiße Haar war aber das einzige äußere Zeichen seines Alters.

Seine Gestalt war noch schön, seine Schultern breit, sein ganzer Körperbau kräftig und elastisch und sein von großen, grauen Augen erleuchtetes Gesicht besaß noch einen vollkommen jugendlichen Ausdruck.

Man errieth, daß hinter dieser glatten, wie aus Marmor gemeißelten Stirne ein thätiger Gedanke, ein fester Wille und hohe Intelligenz wohnten.

Diese Falten, diese Signaturen des Gesichtes, die

sichtbaren Spuren von der verborgenen Arbeit der Leidenschaften, diese niemals trügenden Kundgebungen der inneren Seele, redeten auf dem schönen sanften Antlitz des Doctor Ozam eine beredte Sprache.

Die Krähenfüße an seinen Schläfen schienen zu lächeln und verriethen die unaussprechliche Güte seines Herzens.

Um seine Mundwinkel herum waren nicht jene tiefen Furchen zu suchen, welche ein Kennzeichen getäuschten Ehrgeizes und eifersüchtigen Kummers sind; zwischen seinen beiden Augen aber zeigte sich eine tiefe rothe Furche, die fast einer Narbe glich — die Furche fortwährenden angestrengten Nachdenkens — die edle Wunde, durch welche die gewappnete Minerva aus dem Haupte des genialen Mannes springt wie aus dem Jupiter's.

Dieser Mann hatte es übernommen, diese Mutter zu trösten, welche ebenso wie die, von der wir in der heiligen Schrift lesen, nicht getröstet sein wollte.

Als er zu Helene in's Zimmer trat, kniete sie an Blanche's Sarge. Sie hatte den Theil des Leichentuches, welcher Blanche's Stirn bedeckte, zurückgeschlagen, wie um sich nochmals zu überzeugen, daß ihre Tochter wirklich todt sei.

Der Doctor zuckte mit wehmüthigem Lächeln leicht die Achseln.

„Sind Sie," sagte er, „wirklich die muthige Frau, die ich sonst gekannt und die ich jetzt dem Schmerze gegenüber so schwach finde?"

Sie richtete sich empor und betrachtete den Doctor mit verstörtem, fast stumpfsinnigem Blicke.

Augenscheinlich waren die Worte, welche er gesprochen, für sie weiter nichts als ein undeutliches Geräusch ohne Bedeutung gewesen.

„Was will man?" fragte sie. „Was wollen Sie von mir?"

„Ich will," antwortete der Doctor mit Festigkeit, „Sie dieser Gruft entreißen und Sie von der Feigheit Ihres Schmerzens überzeugen. Ich will, daß Sie sich dessen entsinnen, was Sie früher gewesen, und daß Sie, während Sie mit Ergebung diese Prüfung, deren Schwere ich nicht verkenne, hinnehmeu, sich doch um so stärker wieder aufrichten, anstatt sich dieser düstern Versunkenheit hinzugeben, welche kein gesunder Schmerz, sondern mehr eine unwürdige Schwäche ist."

Helene richtete sich zu ihrer ganzen Höhe auf und zeigte mit erhaben einfacher Geberde auf den Sarg. Sie sprach nur vier Worte, aber diese enthielten eine vollständige Rechtfertigung.

Diese vier Worte lauteten:

„Es war meine Tochter."

„Es war," wiederholte Doctor Ozam in fast väterlichem Tone, und indem er die Gräfin freundschaftlich umarmte; „es war Ihre Tochter, aber sie ist es nicht mehr. Was wir hier noch von ihr sehen, ist ein wenig schon halbzersetztes Fleisch, Nerven, welche nicht mehr vibriren, geronnenes Blut, Augen, welche nicht mehr sehen, ein Mund, welcher nicht mehr spricht, Ohren, welche nicht mehr hören — ein Häuflein Staub."

Helene antwortete nicht, sondern hielt ihre Blicke starr auf die Leiche geheftet.

Der Doctor fuhr fort:

„Ihre Tochter ist jetzt eine Leiche, in welcher die fruchtbare Natur schon das niedere Leben keimen läßt, durch welches die Bestandtheile auseinandergestreut werden. Binnen Kurzem wird diese Leiche als Gras grünen, als Rose blühen und dem Boden alle lebendigen Kräfte zurückgeben, welche sie ihm geraubt hat. — Nein, das ist nicht mehr Ihre Tochter. Das, was wir hier noch von ihr sehen, ist nur die zarte, reizende Hülle, in welcher sie das Leben durchwandelte, ein Gewand, welches sie wie ein abgenutztes Kleid verächtlich von sich geworfen. Wenn

Sie eine lebende Erinnerung an Ihre Tochter haben wollen, so müssen Sie Ihre Blicke wo andershin und höher hinauf richten."

„Ja," antwortete die Gräfin, „ja, ich fühle, daß Sie Recht haben. Ich habe ein Werk unternommen, welches über meine Kräfte geht. Ja, Doctor, ich bin stolz gewesen; ich gestehe dies in der großen Demuth meines Herzens. Ich habe zu mir gesagt: „Du wirst die Stelle der Vorsehung vertreten. Du wirst die Abgesandte Gottes sein." Ach, ich ahnte nicht, daß ich dieser Mission nicht blos mein Leben, sondern auch das meines Kindes würde opfern müssen!"

Sie schwieg eine Weile und begann dann wieder:

„Ja, es ist wahr, ich bin Egoistin. Mein Herz ist nicht weit genug für die unermeßliche Menschenliebe, die es fassen sollte. Mein eigener Schmerz ist für mich eine größere Marter, als der, welchen zu trösten ich mir zur Aufgabe gemacht. Ja, es ist wahr, von dem Augenblicke an, wo ich dieses Werk geträumt, wo ich es unternommen, verlangte meine Pflicht, in mir jeden Ehrgeiz zu ersticken und jeder Liebe zu einem Wesen, welches mir theuerer wäre, als alle Anderen, zu entsagen. Wer die Menschheit mit der göttlichen Liebe lieben will, welche ich träumte, darf eben nur sie lieben."

Erschöpft machte die Gräfin von Monte-Christo eine kurze Pause ehe sie weiter sprach. Dann sagte sie:

„Vor einigen Tagen kam eine arme Frau, welche Madame Lamouroux unter ihren Schutz genommen, hierher. Ebenso wie ich hatte sie ihr einziges Kind verloren und ihr Herz war gebrochen. Ich dagegen lebte im Vollgenuß der Freude, meine Tochter wiedergefunden zu haben, und ich hörte die arme Frau allerdings mit Mitleid, aber mit beinahe gleichgiltigem Mitleid an. Und dennoch litt sie auch ebenso sehr als ich, ja vielleicht noch mehr, als ich in diesem Augenblicke leide, denn sie ward nicht durch den erhabenen Trost einer höheren

Pflicht aufrecht gehalten. Ja, ich gestehe es, der Schmerz jener Frau hätte in meinem Herzen ein lauteres Echo wecken sollen, da ich in meiner stolzen Ueberhebung mich nicht begnügte, Mutter zu sein, sondern auch Vergelterin werden wollte."

Die Gräfin von Monte-Christo sprach diese letzten Worte mit so aufrichtiger Demuth, daß der Doctor davon tief ergriffen ward.

Er fürchtete, zu hart gewesen zu sein.

Hatte er auch überhaupt das Recht, solche Vorwürfe auszusprechen? Hatte er das Recht, von dieser verzweifelten Mutter die Erfüllung einer übermenschlichen Aufgabe zu verlangen?

Die Demuth, womit sie seine Vorwürfe hinnahm, ging ihm zu Herzen, und indem er seinerseits sich vor der Seelengröße dieser Frau beugte, murmelte er:

„Sie sind eine Heilige."

Die Gräfin von Monte-Christo lächelte wehmüthig.

„Ja, eine Heilige, die Sie soeben daran erinnert haben, daß sie dem schwachen Menschengeschlecht angehört. Ich danke Ihnen für Ihre Worte, wenn diese mich auch nicht getröstet haben. Ich kann dies nicht werden und wünsche es auch nicht zu werden. Ihre Worte aber haben mich einsehen gelehrt, daß, wenn man den Stolz besitzt, ein Werk wie das meinige zu unternehmen, dann jedes Zurücktreten davon eine Feigheit, beinahe ein Verbrechen ist. — Bin ich nun unglücklich genug? — Selbst mein Schmerz gehört nicht mir. Ich habe nicht das Recht, daran zu denken, so lange Andere leiden. Ebenso wie dem ewigen Juden ist auch mir mein Weg vorgezeichnet; ich muß demselben folgen, mag er führen wohin er wolle, durch Dornengestrüppe hindurch und über Abgründe hinweg. Ach, wie gern möchte ich das Recht haben, allein zu leben, mich fern von jedem menschlichen Antlitz abzuschließen, mich ganz in meine Erinnerung und meinen Schmerz zu versenken! —

Aber ich muß weiter, immer weiter. Obschon ich selbst mehr als jeder Andere der Unterstützuug bedarf, muß ich doch den Schwachen die Hand reichen und fremdes Elend beweinen, obschon mein eigenes das größere ist. Ich muß wandern bis an's Ende meiner Laufbahn und bis ich müde und zum Tode ermattet endlich in das Bett sinken kann, aus welchem man nicht mehr aufsteht."

Diese letzten Worte wurden von der Sprechenden mehr geseufzt als gesprochen.

Der Arzt glaubte beinahe, es würde eine neue Krisis der Entmuthigung und Verzweiflung eintreten.

Er ergriff Helenens Hand und drückte sie in die seinigen, wie um ihr zuzurufen:

„Muth! Muth!"

Die Gräfin entzog ihm aber ihre Hand wieder und sagte:

„Sie haben mich zu meiner Pflicht zurückgerufen. Ich bin sehr traurig, aber resignirt, und schon heute Abends werde ich muthig und tapfer sein. Die Nacht, die lange Nacht am Oelberge ist vorüber. Selbst der Heiland fühlte in dem Augenblicke, wo er das Opfer brachte, daß er auch Mensch war, und er zitterte. Das Fleisch empörte sich gegen den Geist, der Schweiß troff ihm von der Stirne; er duldete im Voraus alle Qualen des Todes und fühlte sich versucht, sich dem Werke der Sühne, um dessen willen er Mensch geworden, zu entziehen. Dreimal breitete er die Arme verzweifelnd gegen Himmel und rief: „Mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir!" Dreimal weckte er seine schlafenden Jünger und bat sie, für ihn zu beten. Endlich aber gewann der Geist den Sieg über das Fleisch und lächelnd bot der Heiland seine wehrlosen Arme den Häschern. Auch zu mir können die Häscher kommen; ich bin bereit."

Von diesem Augenblicke an sah man auf Helenens schönem, friedlichem Gesichte kein Zucken mehr. Es war

so bleich, wie in weißem Marmor gemeißelt, und so ruhig, daß man es für das einer Statue der Resignation hätte halten können.

Sie vergaß keine einzige Thräne mehr und als die schwarzen Männer kamen, ließ sie ohne einen Seufzer, ohne einen Aufschrei die theure Hülle, das Einzige forttragen, was ihr bewies, das sie eine Tochter gehabt hatte.

Ihre letzte Unterredung mit Cyprienne und Don José war rührend.

Sie faßte die Liebenden bei den Händen und führte sie an den Sarg, welcher eben zugenagelt werden sollte.

„Hier," sagte sie, „liegt Alles, was von meinem Herzen noch übrig ist. Ohne es zu wollen, meine armen Kinder, habt Ihr die arme Blanche getödtet. Ich habe Euch nichts zu verzeihen, denn was war Eure Schuld? Eine Liebe, die ich selbst ermuthigt habe. Der Tod dieses Engels soll aber kein vergeblicher gewesen sein. Blanche hat Eure Hände zusammengefügt und ich will, daß dieselben auch so bleiben. Der einzige Trost, den mein Elend kennt, ist Euer Glück. Auf diesem Grabe schwöre ich, daß Blanche's letzte Wünsche gewissenhaft erfüllt werden sollen."

Noch an demselben Abende fand Doctor Ozam sich abermals bei der Gräfin von Monte-Christo ein.

Als er sie früher am Tage verlassen, hatte er den Baron Matifay besucht.

Dieser befand sich in einem Zustande von Schwäche, welcher sein nahes Ende mit Gewißheit voraussehen ließ.

„Noch eine Krisis," sagte der Arzt zu Helene, „und der Kranke ist verloren."

Nach dieser Seite hin war es also Zeit, zu handeln.

Blanche's Leiche war nach der nächsten Kirche getragen worden und man sprach, ohne daß weiter Pomp entwickelt worden wäre, über sie die Gebete für die Todten.

Nur fünf Personen, dieselben, welche Zeugen ihres Todeskampfes gewesen, wohnten der düstern Ceremonie bei.

Als man die Kirche verließ, stand einer der Wagen bereit, welche bei solchen Gelegenheiten zur Disposition der Eltern gestellt werden, um einen geliebten Todten nach seiner letzten Ruhestätte zu befördern.

Man setzte den Sarg hinein und der Wagen nahm die Richtung nach Passy.

Von diesem Augenblicke an hatte Madame Lamouroux, die Rentière, keinen Grund mehr, zu existiren, und Helene legte für immer jene dunkelfarbige Mantille ab, welche so viele Unglückliche gesegnet hatten.

Die Fenster des Hauses in der Rue Vivienne schlossen sich daher, um sich erst an dem Tage wieder zu öffnen, wo Madame Jozel oder eine Andere die Fortführung des Modemagazins übernehmen würde.

Helene kehrte in die prächtige Wohnung der Chaussée d'Antin zurück.

Sie ward wieder Aurelie.

Seit länger als drei Wochen — so lange hatte Blanche im Sterben gelegen — hatte die Gräfin keinen Fuß in diese Wohnung gesetzt und Legigant hatte keinen Tag vergehen lassen, ohne sich hier einzufinden und sich nach ihr zu erkundigen.

Im Vorzimmer fand sie auf einem Teller die Masse Karten, welche sich mittlerweile angesammelt hatten, und ein Billet erst von demselben Tage, worin Legigant sich bitterlich über diese Vernachlässigung beklagte und dringend um eine Unterredung bat.

Dieser Brief rief auf Helenens Lippen ein grausames Lächeln hervor.

„Ha," murmelte sie, „wie ungeduldig er ist. Er wünscht eine Entwickelung, was es auch für eine sei. Auch mir liegt daran, der Sache bald ein Ende zu machen."

Sie setzte sich an ihr Bureau und schrieb mit fieberhafter Hand.

Am oberen Rande des feingeglätteten rosenfarbenen Papiers las man die Worte:

„Fac et spera."

Der Rest des Tages verging für die Gräfin in einem furchtbaren Kampfe — dem letzten.

Bis jetzt war sie eine Art Vorsehung gewesen. Heute sollte sie die unerbittliche Gerechtigkeit und, wenn es sein mußte, die gefühllose Vollstreckerin ihres Urtheilsspruches werden.

Nichts destoweniger waren ihre Zweifel nicht so peinlich wie sonst.

Sie hatte Recht, als sie zu Cyprienne und Josef sagte, daß man, indem man ihre Tochter getödtet, auch ihr Herz getödtet habe.

In gewissen Augenblicken schien es ihr sogar, als würde sie in der Befriedigung ihrer Rache eine ihr bis jetzt unbekannt gewesene Freude finden.

Diese Rache, welche sie anfangs als eine schmerzliche Nothwendigkeit betrachtet, gewährte ihr heute Genuß und dies war der einzige Eindruck, der die trägen Fibern ihres Herzens beleben konnte.

47. Capitel.

Fac et spera.

(Fortsetzung.)

Das Gerücht von Matifay's Krankheit hatte sich sehr schnell verbreitet.

Seine Gemalin nahm keine Besuche mehr an.

Das prachtvolle Hotel stand traurig und verödet da.

Jeden Abend aber ward ein Lichtschimmer, der seit langer Zeit verschwunden gewesen, wieder in dem Pavillon am Ende des Gewächshauses sichtbar, obschon er sich gewissermaßen nur verstohlen durch die sorgfältig gegeschlossenen Sommerjalousien hindurch zeigte.

Dieser Lichtschimmer hatte, wie der Leser sich erin-

nern wird, einige Tage lang die Einbildungskraft der Nachbarn lebhaft beschäftigt. In dem Augenblick, wo in Folge der Abwesenheit der Gräfin Monte-Christo das Hotel leer stand, hatte man diesen Schimmer allemal zu einer und derselben Stunde in dem unbewohnten Theil der Gemächer bemerkt.

Als der Baron Matifay angefangen hatte, das Hotel zu bewohnen, war das geheimnißvolle Licht erloschen. Jetzt zeigte es sich wieder und zwar immer in dem Theile des Hotels, welcher, wie man wußte, unbewohnt war.

Paris hat seinen Aberglauben ebenso wie die Provinz und das, was den reichsten und rechtschaffensten Mann Frankreichs betraf, konnte dem Publicum nicht gleichgiltig sein.

Man erzählte sich leise, dieses Licht sei weiter nichts als die Seele Matifay's und an dem Tage, wo es erlösche, würde der Banquier todt sein.

Wenn dies wirklich der Fall war, so mußte das Licht bald erlöschen.

Doctor Ozam hatte, wie wir aus dem Briefe erfahren, den er an die Gräfin von Monte-Christo geschrieben, keine Hoffnung auf Wiederherstellung seines Patienten.

Matifay konnte jetzt nicht blos das Zimmer, sondern auch das Bett nicht mehr verlassen.

Die letzte Erscheinung, die auf dem Kinderballe, hatte ihn vollständig niedergeworfen.

Bis dahin hatte das Gespenst sich begnügt, ihm zu erscheinen, diesmal aber hatte es ihn berührt. — —

Die siebente Stunde hatte geschlagen.

Die Gräfin ihrerseits wollte nicht länger zögern, sondern den entscheidenden Streich führen.

Deshalb hatte sie ohne Zögern auf Legigant's Billet geantwortet:

„Sie sind ungerecht, aber Sie sind ungeduldig und

um Ihrer Ungeduld willen verzeihe ich Ihnen Ihre Ungerechtigkeit. Alles geht dem Ende entgegen, Alles ist bereit. Finden Sie sich heute Abend in Matifay's Hotel an der Thüre des Gartens ein. Man wird Ihnen öffnen. Folgen Sie dem Führer und fragen Sie ihn nicht aus. Heute Abend noch werden die Millionen unser und Ihnen wird Ihr Lohn."

Am Abende dieses Tages befanden sich drei Männer und eine Frau in dem Oratorium, in welches wir unsere Leser schon einmal eingeführt haben.

Die Lampe hing von der Decke herab und verbreitete wie immer einen bleichen Schimmer in dem Dunkel.

Die Wände waren noch immer schwarz ausgeschlagen.

Auf dem Altare sah man immer noch unter der Glasglocke die Reliquien der von Helene geliebten Todten, des Grafen Georg und des Grafen Octave.

Die Frau war Helene selbst, die Männer waren Josef, Louis Jacquemin und Clement.

„Es muß nun Gerechtigkeit geübt werden," murmelte die Gräfin von Rancogne mit düsterer Miene, „und wenn ich unerbittlich bin, so möge Gott mir verzeihen. Wer mein Herz getödtet hat, kann heute kein Mitleid von mir beanspruchen."

In dem Nebenzimmer schlug es Zehn. Diese Schläge waren so deutlich hörbar, als ob die Uhr sich in dem Oratorium selbst befunden hätte.

„Es ist Zeit," sagte die Gräfin, „Legigant muß da sein."

Sie zündete an der Lampe eine Kerze an, warf einen Mantel über die Schultern und ging hinaus, gefolgt von ihren drei Begleitern.

Auf der Schwelle blieb sie jedoch abermals stehen, legte den Finger an die Lippen und sagte:

„Beobachtet vollständiges Schweigen und zeigt Euch nicht. Keine Geberde! kein Wort! Dieses reißende Thier

darf uns nicht entschlüpfen, denn Ihr wißt, wie gefährlich es ist. Laßt mich Alles selbst thun. Wenn es Zeit ist, werde ich sagen: „Fac et spera" und Ihr werdet dann wissen, was Ihr zu thun habt."

Hierauf ging sie die Treppe hinunter, durchschritt einen langen Corridor und sah sich dann im Gewächshause.

Josef, Clement und Louis Jacquemin waren ihr gefolgt. Sie versteckten sich hinter den Gebüschen und nichts, nicht einmal das Rascheln eines Blattes verrieth ihre Gegenwart.

Der Himmel, an welchem große, von einem wüthenden Sturme gejagte Wolken dahinzogen, war düster, obschon zuweilen der Mond schien. Diese vom Winde gepeitschten Wolken warfen schwarze Schatten auf den Boden, die sich mit derselben schwindelnden Hast bewegten, wie die Wolken selbst.

Die Gräfin von Monte-Christo setzte das Licht auf die Marmorbank, welche die Mitte des Gewächshauses einnahm, und ging dann hinaus in den Garten.

Sie ging mit so leichtem Tritt, daß nicht einmal der Sand unter ihren Füßen knisterte.

An der Thüre angelangt, öffnete sie dieselbe und fragte mit vorsichtiger Stimme.

„Sind Sie da!"

Sofort kam eine schwarze Männergestalt auf sie zugeeilt.

„Ha, da sind Sie endlich!" rief der Mann.

„Die Parole!" entgegnete die Gräfin von Monte-Christo.

„Fac et spera!" antwortete der Mann mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Gut. Treten Sie ein."

Helene trat auf die Seite und der Mann sprang in den Garten herein. Die Thüre schloß sich geräuschlos.

„Aurelie!“ murmelte Legigant, indem er sich der Hand der Gräfin bemächtigen wollte.

Diese entzog sie ihm aber sofort wieder.

„Warten Sie,“ sagte sie; „es ist noch nicht Zeit.“

Und mit raschem Schritte ging sie, von Legigant gefolgt, weiter nach dem Gewächshause.

Der Himmel war immer noch düster und die vom Winde gejagten Wolken warfen immer noch durch das Glasdach des Gewächshauses ihre schwarzen Schatten auf den mit Sand bestreuten Boden. In der Ferne hörte man den Donner grollen.

Alle diese äußeren Bilder wirkten auf die Phantasie der Gräfin ein.

Es kam ihr vor, als bedeutete diese Stimme des Ungewitters gleichsam die Zustimmung Gottes.

Uebrigens war jetzt alles Mitleid in ihr erloschen. Wie sie zu Josef gesagt hatte — ihr Herz war todt.

Sie hätte die Vorsehung sein mögen. Die Vorsehung hat aber zwei Hände — die eine mit dem Oelzweig und stets für das Gute offen, die andere mit dem Blitzstrahl des donnernden Jupiters, der die Bösen straft.

Sie hatte lange genug Nachsicht geübt. Das Werk des Mitleids und der Verzeihung war beendet und das der Strafe begann — einer Strafe, die ebenso furchtbar war, wie das Verbrechen selbst gewesen.

Legigant seinerseits war von ganz anderen Leidenschaften beseelt. Das Rauschen von Helenens Gewand in den Gängen weckte nur wollüstige Gedanken in ihm.

Er glaubte, daß der versprochene Lohn nun nahe bevorstünde, und mit eiligem Schritte folgte er dem trügerischen Schatten und streckte die Arme nach ihm aus.

An der Marmorbank angelangt, drehte Helene sich rasch nach Legigant herum und streckte die Hand aus, um ihm Stehenbleiben zu gebieten.

Er ergriff diese Hand und drückte sie mit unbezwingbarer Leidenschaft an seine Lippen. Sie ward ihm aber sofort wieder entzogen.

„Es ist noch nicht Zeit," sagte die Gräfin von Monte-Christo wieder.

Sie war sehr bleich, im Gewächshaus aber war es dunkel und Legigant sah von dieser Blässe nichts.

„Warum," fragte er in bittendem Tone, „warum soll ich immer noch warten? Kennen Sie nicht die unauslöschliche Flamme, die Sie in mir entzündet haben? Mein Blut bewegt sich siedend und brennend wie ein Lavastrom durch meine Adern; seit sechs Wochen lebe ich in einem fortwährenden Delirium. Ich dulde Höllenqualen. Soll ich noch länger warten, so muß ich sterben!"

„Wirklich?" fragte Helene mit seltsamer Betonung. „Beruhigen Sie sich, Herkules; das Warten soll nicht mehr lange dauern."

Bei dem Namen Herkules zuckte Legigant zusammen. Woher kannte Aurelie denselben? Aber wußte sie nicht Alles?

„Kommen Sie und lassen Sie uns ein wenig plaudern," fuhr Helene in kaltblütigem Tone fort. Vor allen Dingen frage ich Sie: Sind Sie mit mir zufrieden? Ich bin es mit Ihnen."

Sie hatte, während sie dies sagte, nachlässig auf der Bank Platz genommen.

Legigant wollte sich neben sie setzen.

Sie wies ihn mit sanfter Gewalt zurück.

Es lag, wie wir schon erwähnten, eine eigenthümliche Betonung in ihrer Stimme.

War es Furcht oder Abscheu, oder das letzte sehr natürliche Zögern einer Frau, welche kämpft und besiegt zu werden fürchtet?

Man konnte sich hierin irren, und Legigant irrte sich.

Es war ja für ihn einer jener Augenblicke eingetreten, wo die Leidenschaft Alles beherrscht, wo sie den Blick irreleitet, das Ohr betäubt und den Geist lähmt.

„Warten Sie," sagte Aurelie wieder mit matterer Stimme, in welcher für Legigant eine ganze Welt wonniger Versprechungen zu liegen schien.

„Ich bin zufrieden mit Ihnen," hob sie in ernstem, festem Tone wieder an. „Die Angelegenheit mit dem Oberst Fritz ist geschickt und rasch zu Ende geführt worden. Ihr ehemaliger Mitschuldiger ist todt und Sie brauchen nun nicht mehr mit ihm zu theilen. Für Toinon bürgen Sie mir und ich muß Ihnen überdies gestehen, daß ich ihn aus ganz besonderen Gründen nicht fürchte. Was mich betrifft, so bin ich Ihnen ebenfalls Rechenschaft über meine Handlungsweise schuldig, die Ihnen vielleicht zuweilen etwas unerklärlich gewesen ist. Was ich gethan habe, ist Folgendes."

Die Gräfin von Monte Christo schien einen Augenblick lang ihre Gedanken zu sammeln und fuhr dann fort:

„Nini Moustache war uns nicht mehr nothwendig, und würde uns vielmehr hinderlich gewesen sein. Ich mußte sie deshalb aus dem Spiele bringen und die Dankbarkeit, die sie mir schuldig ist, gibt mir die erforderliche Macht über sie. Ihre Schwester Ursula wird Louis Jacquemin heiraten und dann werden alle Drei irgendwo in der Provinz leben. Sie werden glücklich sein und uns Alles zu verdanken haben. Für diese Drei bin ich gewissermaßen eine Heilige."

Helene machte eine kleine Pause und begann dann wieder:

„Matifay ist dem Tode nahe. Binnen wenigen Monaten wird seine Witwe den Namen wechseln und José de la Cruz heißen. Nun aber wissen Sie, daß ich alle nothwendigen Documente besitze, aus welchen hervorgeht, daß José Ihr Sohn und der meinige ist.

Ebenso brauche Ihnen auch nicht zu sagen, daß Don José nicht Mitschuldiger, sondern blos unser Werkzeug und zwar ein kostbares, tausendfach erprobtes Werkzeug ist. Er ist ein Findelkind, welches seine Herkunft nicht kennt und dem ich von jeher gesagt, daß das Geheimniß seiner Geburt nur mir allein bekannt ist. Wenn ich zu ihm sage: „Ich bin Deine Mutter; dieser da ist Dein Vater," so wird er mir glauben."

„Dann," rief Legigant, „trennt uns nichts mehr von unserm Ziele."

„Nein, nichts," antwortete die Gräfin kalt. „Ich glaube, Alles vorausgesehen, Alles arrangirt und alle möglichen Hindernisse im Voraus beseitigt zu haben. Wenn man aber der Entwickelung nahe kommt, so zögert und zweifelt man doch. Man fürchtet, daß noch im letzten Augenblicke Hemmnisse auftauchen. Kurz, von so vielen Personen, die ich nach meiner Weise habe gehen, denken und handeln lassen, als ob ich ihnen ihre Gedanken dictirt, gibt es nur Eine, die mir noch unbekannt ist. Diese Person sind Sie — Sie, den ich zum Mitspieler bei dieser großen Partie gewählt habe. Heute hat die Stunde der feierlichen Erklärung geschlagen. Die Beute ist da. Wir brauchen einander blos die Hand zu reichen, um sie zu ergreifen und zu theilen. Vor der Theilung aber müssen wir einander wechselseitige und ernste Bürgschaft geben, denn sonst läßt sich nichts thun. Ich bin nicht gesonnen, mich hintergehen zu lassen, auch nicht von dem Manne, den ich liebe."

Die Gräfin von Monte-Christo schwieg, da aber Legigant nichts erwiderte, so fuhr sie fort:

„Was wird, wenn ich einmal mit Ihnen verheiratet bin, aus meiner Eroberung? Dieses Vermögen, an welchem ich meinen Antheil reichlich verdient habe, fällt in Ihre Hände. Ich habe mir einen Herrn, vielleicht einen Tyrannen gegeben. Ihnen gegenüber bin ich wehrlos. Ich bin nicht ein Weib wie Andere, Legigant; ich will

im Hause kein passives, gehorchendes Weib sein. Ich verlange meinen Antheil an der Herrschaft in dem Hauswesen, welches wir durch unsern Muth und unsere Mühe gegründet haben. Ich muß Waffen gegen Sie besitzen und ich rechne deswegen auf Sie."

„Auf mich?" fragte Legigant erstaunt.

„Ja, nur auf Sie. Was kommt im Grunde genommen darauf an? Wenn ich unsern einmal besiegelten Bund verletzen wollte, würde ich dann nicht mir selbst schaden? Wollte ich Sie in's Verderben stürzen, so würde ich nur auch mir selbst dasselbe Schicksal bereiten. Ich fürchte blos, daß Sie eines Tages auf den Gedanken kommen könnten, mich unterdrücken zu wollen. Wenn ich Sie zu meinem Gatten mache, so überliefere ich mich Ihnen mit gebundenen Händen. Thun Sie dasselbe."

„Aber wie soll ich das machen?" fragte Legigant.

„Die Sache ist sehr einfach. Schenken Sie mir das Vertrauen, welches jeder gute Ehemann seiner Frau schuldig ist. Behalten Sie kein Geheimniß vor mir, erzählen Sie mir Ihre Lebensgeschichte, sagen Sie mir, wer Sie eigentlich sind, mit einem Worte, zeigen Sie mir das Gesicht, welches Ihre Maske birgt."

Ein furchtbarer Kampf fand in dem Herzen des Verworfenen statt.

Das, was Aurelie von ihm verlangte, war nichts Anderes als seine Ehre, sein Leben.

Die schwachen Ueberreste seines Verstandes wehrten sich energisch gegen seine immer mehr an Wahnsinn streifende Leidenschaft.

Die Gräfin von Monte-Christo faßte ihn bei der Hand und ließ ihn neben sich Platz nehmen.

„Sind wir," fuhr sie mit leiser, eindringlicher Stimme fort, „nicht übereingekommen, daß es kein Geheimniß zwischen uns geben, daß wir nur noch eine, durch denselben Willen gestaltete, auf ein und dasselbe Ziel gerichtete Seele in zwei Körpern sein sollen?

Alles muß fortan zwischen uns gemeinsam sein und Ihre Geständnisse werden, mögen sie lauten wie sie wollen, in meiner Gesinnung keine Veränderung herbeiführen."

„Nun, so fragen Sie?" entgegnete Legigant in dumpfem Tone.

„Vor allen Dingen," hob die Gräfin an und konnte eine Bewegung stolzer Freude über das Gefühl ihrer Stärke kaum unterdrücken, „vor allen Dingen, wie heißen Sie eigentlich?"

„Herkules Champion."

„Ach," entgegnete Aurelie, „dieser Name erklärt mir schon viel. Sie heißen Herkules Champion und sind Cousin der Gräfin von Rancogne. Ich habe diese Namen in den Proceß-Verhandlungen gelesen. — Glauben Sie, daß die Gräfin schuldig war? Nicht wahr, nicht? Matifay's Handlungsweise war eine sehr verdächtige und der Plan, den ich in Bezug auf ihn entworfen, ist zu gut gelungen, als daß ich nicht vollständige Gewißheit haben sollte. Aber Sie, was haben Sie gethan? Welchen Antheil hatten Sie an dem Tode des Grafen Georg, an dem seines Bruders Octave und an der Verurtheilung der Witwe?"

Legigant schwieg.

„Es waren drei Männer dabei beeheiligt," fuhr Aurelie in träumerisch nachdenklichem Tone fort; „ein Geldmann Matifay, ein Mann der Wissenschaft, Doctor Toinon, und ein Ehrgeiziger, nämlich Sie. Der Mann der Wissenschaft lieferte das Gift, der Geldmann brachte die Geschäfts-Angelegenheiten in Verwirrung und Sie waren jedenfalls der Kopf, der den ganzen Plan entworfen hatte."

Legigant machte eine protestirende Bewegung.

„O, Sie brauchen mir nichts zu verhehlen," fuhr Aurelie fort. „Ich bin eine eigenthümliche Frau. Ich bewundere die Kraft überall, wo ich sie finde. Um zu Ihrem Ziele zu gelangen, bedurften Sie des Todes zweier Männer und der Verurtheilung einer Unschuldigen —

was ist da weiter? Ich sehe es gern, wenn ein Mensch sich nicht durch gemeine Hindernisse aufhalten läßt, sondern gerade auf sein Ziel zugeht. Ja, ich gestehe, eben weil ich Sie einer solchen Energie fähig glaubte, habe ich Sie erkoren und liebe ich Sie."

Das sonst so süße Wort: „Ich liebe Sie," klang in Aureliens Mund fast wie ein Schrei der Empörung. Es war, als ob es ihr die Lippen versengte.

Legigant war aber nicht im Stande, es zu bemerken. Seiner Leidenschaft nicht mehr Herr, hatte er sich der Hände der schönen Frau bemächtigt und sie war nicht im Stande, dieselben seinen Liebkosungen zu entreißen.

„Ja, ja," sagte er, „da ich jener Mann sein muß, damit Sie mich lieben, so gestehe ich, daß ich es bin. Ja, ich habe das Alles gethan; ich war der Kopf, welcher sich dieser Hände als seiner Werkzeuge bediente. Matifay, welcher ein Schwächling ist, wird von Gewissensbissen gepeinigt; ich dagegen bin stark und empfinde keine Reue. Toinon ist ein gemeiner Schuft und hat weiter nichts gethan, als ein wenig Arsenik in den betreffenden Trank gemischt. Ohne mich hätten diese dummen Menschen es zu nichts gebracht, sondern ihr Leben wie ganz gewöhnliche Verbrecher auf der Galeere beschlossen."

Das Ungewitter, welches schon lange gedroht, war während dieses Gespräches zum vollständigen Ausbruch gekommen. Es stand jetzt gerade über dem Garten und der Regen goß in Strömen auf das Dach des Gewächshauses herab.

„Und Sie?" fragte Legigant, „Sie, der ich heute das Geheimniß meines Lebens offenbare, der ich diese furchtbare Waffe, durch welche ich jeden Augenblick vernichtet werden kann, in die Hand gebe, wollen Sie mir Ihr Geheimniß ebenfalls mittheilen?"

„Sie wollen mein Geheimniß kennen lernen?" sagte Aurelie mit seltsamer Betonung.

Zugleich erhob Sie sich rasch, machte ihre Hand durch einen raschen Ruck von denen Legigant's los und setzte hinzu:

„Wenn Sie mein Geheimniß kennen lernen wollen, so folgen Sie mir."

48. Capitel.

Legigant fühlt eine Hand.

Die Gräfin von Monte-Christo ging die schmale, völlig dunkle Treppe hinauf und Legigant folgte ihr auf dem Fuße.

Da er bei jedem Schritte gegen die Stufe anstieß, so reichte die Gräfin ihm die Hand, um ihn zu führen.

Die Hand war kalt wie Marmor.

Nachdem er ungefähr zwanzig Stufen erstiegen, gewahrte Legigant einen bleichen Lichtschimmer, der unter einer Thüre hervor sich zeigte.

Die Thüre öffnete sich geräuschlos und Legigant blieb erstaunt und betroffen vor dem seltsamen Schauspiele stehen, welches sich seinen Blicken darbot.

Er sah sich an der Schwelle des Oratoriums, in welches wir unsere Leser bereits zweimal eingeführt haben.

Helene drehte sich nach ihm herum.

„Da Sie wissen wollen, wer ich bin, so treten Sie ein," sagte sie.

Sie hatte ihren langen Schleier zurückgeschlagen und Legigant erkannte das blasse Gesicht, welches er eines Tages in Aurelien's Boudoir gesehen.

Er fühlte, daß er verloren war, vergebens aber versuchte er zu schreien.

Schon hatte die Thüre des Oratoriums sich hinter ihm geschlossen und in dem Augenblicke, wo er sich anschickte, sich auf die Todte, die so beharrlich immer wieder aus ihrem Grabe aufstieg, zu werfen, legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter.

Wie von einer ungeheuern Last niedergedrückt, sank er in einen Sessel.

Die Hand fuhr ihm rasch über das Gesicht und band etwas hinter seinen Kopf fest.

Legigant war geknebelt.

„Sie wollen wissen, wer ich bin," sagte die Gräfin in leisem, aber feierlichem Tone. „Sie sollen sogleich zufriedengestellt werden. — Ich bin das rächende Gespenst Ihres Verbrechens, ich bin die Reue, welche man nicht tödtet. Ich bin die Verurtheilte des Assisenhofs von Limoges, die geopferte Unschuldige, die untröstliche Witwe, welcher Sie den Gatten geraubt, die Mutter, deren Tochter todt ist. Dieser hier" — bei diesen Worten zeigte die Gräfin auf Don José, welcher stolz und ruhig neben dem Sessel stand, auf welchem Legigant gebunden und geknebelt lag — „dieser ist der schwache Knabe, welcher Ihre höllischen Pläne vereitelt, der treue Genosse meiner Leiden und meiner Rache, der zuverlässige Gehilfe, der mich stets begleitet, der mir stets gedient, der mich stets geliebt hat."

Antworten konnte Legigant nicht, seine Blicke aber verriethen die gräßliche Angst und Furcht, wovon er gemartert ward.

„Gott ist gerecht," fuhr die Gräfin von Monte-Christo fort. „Wir waren sehr schwach. Eine Frau ohne Namen, ohne Vaterland, ein armer Bauernknabe. Sie dagegen waren stark. Sie besaßen Geld, Ansehen — Alles. Dennoch stehen heute diese Frau und dieser Knabe hier, um in letzter Instanz über Ihr Schicksal zu entscheiden."

Sie hob die Hand empor und sofort verdunkelte sich das Zimmer, das Licht der Lampe verlöschte knisternd und die Personen dieser seltsamen Scene waren einige Augenblicke lang in dichte Finsterniß gehüllt.

Plötzlich sah Legigant sich gerade gegenüber einen Lichtschein dämmern, als ob die Wand durchsichtig würde.

Dieser Schein ward immer stärker, und Legigant sah dann durch die Wand hindurch ein unheimliches Gemälde.

Er blickte in ein großes, kostbar meublirtes Zimmer hinein. In diesem Zimmer, Legigant gegenüber, lag ein Kranker in einem dunkeln Alcoven.

Auf dem Kamin, in welchem ein mattes Feuer brannte, stand eine mit ihrem Schirm bedeckte, angezündete Lampe.

Die Uhr zeigte auf die zwölfte Nachtstunde.

Als ob der Kranke seinerseits einer ähnlichen Phantasmagorie wie die, welche Legigant's angsterfüllte Blicke fesselte, beigewohnt hätte, richtete er sich mühsam auf dem Ellbogen empor und streckte die Arme aus, wie um eine furchtbare Erscheinung von sich zu scheuchen.

Seine Lippen schienen einen lauten Angst- und Hilferuf ausstoßen zu wollen, vermochten aber weiter nichts zu stammeln, als das Wort:

„Gnade!"

Legigant erkannte Matifay.

Helene stand in voller Beleuchtung in dem Rahmen, der sich durch den durchsichtig gewordenen Theil der Wand geformt hatte. Sie bildete den Mittelpunct in Matifay's Spiegel, als ob dieser Spiegel sich plötzlich in ein Gemälde verwandelt hätte.

Mit feierlicher, strenger Geberde streckte sie den Arm nach dem Banquier aus und antwortete:

„Nein!"

Der Baron rang mit dem Ausdrucke immer höher steigender Angst die Hände.

Es war das erste Mal, daß die Vision, die sich stets zu dieser Stunde gezeigt, zu ihm sprach, und er erkannte die Stimme ebenso, wie er das Gesicht erkannt hatte.

„Was soll ich thun?" fragte er.

„Bekenne Dein Verbrechen!" antwortete die Erscheinung.

„Ich werde es bekennen! Ich werde es bekennen!“ rief Matifay.

„Dann thue es sofort!“ rief die Stimme wieder.

Zugleich zeigte die Hand der Erscheinung auf den Schreibtisch des Barons.

„Setze Dich und schreib!“

Matifay machte eine übermenschliche Anstrengung, um sich von seinem Bette zu erheben.

„Ich kann nicht!“ murmelte er.

„Du mußt!“ rief die Stimme wieder. „So lange Du nicht schreibst, bleibe ich hier.“

Nochmals versuchte der Baron, sich zu erheben. Nach wiederholten Versuchen gelang es ihm endlich, seine Füße auf den Teppich zu setzen. Dann klammerte er sich an die Möbel an, warf mühsam einen Schlafrock über und schleppte sich bis an den Tisch.

„Was soll ich schreiben?“ fragte er wieder.

Die unerbittliche Stimme antwortete:

„Alles, was Du gethan hast, Alles, was Deine Mitschuldigen gethan haben.“

Legigant begriff endlich die Gefahr der Situation. Stumm und zur absolutesten Ohnmacht verurtheilt, auf diesem Sessel liegend, sollte er der Abfassung seiner Anklageakte durch seinen eigenen Mitschuldigen beiwohnen.

Er machte unerhörte Anstrengungen, um sich seines Knebels zu entledigen und Matifay zuzurufen:

„Man täuscht Dich! Du glaubst, ein Gespenst, einen aus dem Grabe auferstandenen Schatten zu sehen. Diese Frau, welche diese furchtbare Rolle spielt, ist aber kein Gespenst, sondern ein lebendes Wesen. Verbanne diese eitle Furcht. Jetzt, wo wir sie kennen, wo sie die Maske abgeworfen, ist der Triumph für uns nicht mehr zweifelhaft.“

Er versuchte, sich von seinem Sessel herabzuwälzen, Don José's Hände legten sich jedoch abermals auf seine Schultern.

Und dicht an seinem Ohre murmelte die ernste Stimme des jungen Mannes:

„Höre, Herkules Champion! . . . . . .“

„Du mußt Alles offenbaren, Alles schreiben, Alles unterzeichnen,“ fuhr die Gräfin von Monte-Christo fort. „Deine Strafe, Matifay, ist schon vollständig. Die Todte hat Deine Stirne berührt. Gott hat dieses Wunder erlaubt. Wisse aber wohl, daß sie sich nicht eher ruhig wieder unter ihren Stein legen wird, als bis ihr Andecken rein gewaschen, die Ehre ihres Namens wieder hergestellt ist. Die andern Schuldigen müssen von ihrer Strafe ebenso ereilt werden, wie Du. Schreib!“

Matifay wischte sich mit dem Aermel seines Schlafrockes die schweren Schweißtropfen ab, die ihm von der Stirne rannen.

Nicht als ob er gezögert, nicht als ob er die Kraft oder den Willen gefühlt hätte, dem an ihn ergangenen geisterhaften Befehle zu widerstehen, sein Verstand empörte sich in diesem Augenblicke blos noch einmal gegen diese Vision.

Er sagte bei sich selbst:

„Es ist weiter nichts als eine durch meinen Krankheitszustand herbeigeführte Sinnestäuschung. Diese Gestalt existirt nicht wirklich, diese Stimme ist blos die meines Geistes. Noch ein wenig Muth und die Anwandlung ist vorüber.“

Dieser Mann war gewohnt, sich den reichsten und rechtschaffensten Mann Frankreichs nennen zu hören.

Und jetzt sollte er selbst sein eigenes Urtheil schreiben und mit einem einzigen Federzug in einem Tage, einer Stunde ein Werk der Ausdauer und Heuchelei vernichten, welchem er sein ganzes Leben gewidmet!

Schon hörte er, wie die Leute einander zuflüsterten:

„Wissen Sie es denn nicht? Dieser Millionär war ein Spitzbube. Seine Redlichkeit war nichts als Verstel-

lung. Dieser ehrwürdige Patriarch, dessen Name sozusagen gleichbedeutend mit dem Worte Ehre war, ist ein gemeiner Mörder."

Und die Beweise zu allen diesen Behauptungen sollte er selbst liefern; er sollte sie niederschreiben, mit seinem eigenen Namen unterzeichnen, auf den Befehl eines Phantoms, welches ohne Zweifel nur in seiner krankhaften Einbildung existirte!

„Nein," rief er, indem er plötzlich die Feder wegwarf, „das schreibe ich nicht!"

Legigant stieß einen langen Seufzer der Erleichterung aus.

49. Capitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Der Muth, welcher Matifay beseelte, war der des Feiglings, des wilden Ebers, welchen man in die Enge treibt.

Er dachte an die Ermahnungen seines Arztes, welcher ihm gesagt:

„Gehen Sie gerade auf die Erscheinung zu, überzeugen Sie sich von ihrer Nichtigkeit und dann werden Sie vielleicht gerettet."

Rasch erhob er sich, um, möchte es kosten was es wollte, dem Rathe des Doctors Ozam zu folgen.

Kaum waren seine wankenden Füße im Stande, ihn zu tragen, und er hielt, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, die Arme ausgestreckt wie ein Betrunkener.

Die physische Anstrengung, die er machte, war eine fast ebenso übermenschliche als die moralische. Bei jedem Schritte fühlte er, wie ihm die Kniee knickten; er mußte stehen bleiben, um sich die von Schweiß triefende Stirn zu trocknen.

Er ruhte dann einige Secunden lang aus und sank in einen Sessel, wenn er einen solchen auf seinem Wege fand, oder, wenn dies nicht der Fall war, auf den Fußteppich nieder.

Wenn er dann sich ein wenig erholt hatte, richtete er sich wieder auf und fuhr fort, auf die Erscheinung loszugehen.

Diese verharrte stumm und unbeweglich in derselben Stellung, und, o Glück! so wie Matifay sich ihr näherte, schien sie immer durchsichtiger und bleicher zu werden.

Der Arzt hatte also Recht. Diese Vision seines fieberkranken Hirns schwand vor der Prüfung durch einen festen, entschlossenen Geist.

Wenn Matifay sie vollends erreicht hatte, war sie wahrscheinlich gar nicht mehr zu sehen.

Plötzlich kam es dem Baron vor, als ob der untere Theil des Rahmens, in welchem Helene stand, und der einen Hintergrund von geheimnißvoller Tiefe zu haben schien, allmälig von einem schwachen Schimmer beleuchtet würde.

Dieser Schimmer, welchen man am passendsten mit der sich von dem Horizont abhebenden, funkelnden Linie der Fläche eines Teichs vergleichen konnte, stieg immer höher, indem er erst die unterste Falte von Helenens Gewand, dann ihre Knie, dann ihren Gürtel bedeckte, gerade wie eine Wasserwoge, die sich zuletzt ganz über ihr schließen wollte.

Schon sah Matifay die Erscheinung nur noch von den Schultern an, noch ein Schritt und die glänzende Fläche ließ nur noch einen darüber schwebenden Kopf sehen.

Noch ein Schritt und Alles war verschwunden.

Matifay streckte die Hand aus und fühlte die kalte, glatte Fläche des Spiegels, welcher ihm sein eigenes Bild an derselben Stelle zurückwarf, welche soeben noch von der rächenden Vision eingenommen worden war.

Seiner Brust entrang sich ein tiefer Seufzer der Erleichterung.

Eine dumpfe, nahe Stimme aber, die gleichwohl so

schwach und unbestimmt klang, als ob sie aus dem Jenseits käme, sprach dicht an dem Ohr des Barons.

Sie sagte nur ein einziges Wort:

„Schreib!“

So erschreckte das Gespenst auf der Terrasse von Hölsingör die Begleiter Hamlets durch die dumpfen Schläge unter der Steinplatte.

Matifay streckte seine zitternden Hände aus, wie um die Erscheinung nicht wieder zum Vorschein kommen zu lassen, und um sich selbst durch den Ton seiner eigenen Stimme zu beruhigen, rief er:

„Lug und Hirngespinnst! Ueberrest eines eiteln Deliriums! Das Gespenst existirt nicht mehr; ich sehe es ja nicht mehr.“

„Schreib!“ antwortete die Stimme.

Diesmal klang sie wieder laut und schallend.

Matifay prallte einen Schritt zurück und sofort zeigte sich ein ähnliches Phänomen wie das soeben stattgehabte, obschon in umgekehrter Weise.

In denselbem Maße nämlich, wie der Banquier sich entfernte, begann die glänzende Fläche, in welcher Helenens Phantom so zu sagen ertrunken war, sich wieder zu senken. Man sah nach und nach wieder den schwarzen Schleier, die bleiche Stirn, die starren Augen, den festgeschlossenen Mund, dann die Büste und die mit derselben zornig-gebieterischen Geberde ausgestreckte Hand.

Mit einem Worte, die ganze Erscheinung war wieder da.

Und in denselbem Maße, wie die Gestalt immer bestimmter und deutlicher wieder hervortrat, wich Matifay vor ihr zurück, bis er endlich vernichtet neben dem Tische in dem Sessel niedersank, aus welchem er sich vor wenigen Minuten erhoben.

„Schreib!“ sagte die Stimme zum dritten Male.

Matifay bückte sich über den Tisch und schrieb.

Dies dauerte sehr lange.

Von Zeit zu Zeit hielt er inne, um sich die Stirne zu trocknen.

Dann warf er einen Blick seitwärts, in der Hoffnung, daß die Erscheinung vielleicht verschwunden sei.

Wäre dies der Fall gewesen, so hätte er jedenfalls wie ein Knabe, welcher fühlt, daß das Auge des Lehrers nicht auf ihm weilt, die Feder fallen gelassen und das Papier weggeworfen.

Die Erscheinung war aber immer noch da und jedes Mal, wo der Baron seine Augen nach ihr wendete, schien sie mit Geberde und Blick ihm zuzurufen:

„Schreib!“

Als er endlich fertig war, ließ seine erschöpfte Hand die Feder fallen und die Stimme der Erscheinung erhob sich von Neuem, indem sie sagte:

„So ist's recht! Du hast Dein Verbrechen so weit wieder gutgemacht, als es in Deiner Macht steht. Gott verzeihe Dir ebenso, wie ich Dir verzeihe.“

Und abermals erhob sich die glänzende Fläche vom Fuße des Rahmens und die Vision verschwand allmälig wieder, so daß dieser magische Spiegel, in welchem sich die nächtlichen Erscheinungen gezeigt, nach Verlauf von wenigen Secunden wieder ein ganz einfacher Spiegel ward, der deutlich das Licht der Lampe und den Feuerschein des Kamins zurückwarf.

Die Anwandlung war vorüber.

Ein unaussprechliches Behagen, das des Halbertrunkenen, den man ohnmächtig den Wogen entrissen, der aber schon wieder das Leben in sich pulsiren fühlt, durchdrang Matifay's Seele.

War dies schon eine Wirkung der Verzeihung, welche Helene ihm verheißen?

Eine Secunde lang fühlte er sich versucht, das von ihm Niedergeschriebene zu ergreifen und in die Flammen zu werfen.

Er wagte es aber nicht, denn er erinnerte sich der Schrecknisse, die er soeben erlebt.

„Sie hat mir verziehen," sagte er bei sich selbst, „und sie wird nun nicht wiederkommen. — Ha, wenn sie wiederkäme!"

Weit entfernt, das verhängnißvolle Papier zu vernichten, faltete er es daher vielmehr sorgfältig zusammen, steckte es in ein Couvert, versiegelte dieses und legte es so auf den Tisch, daß es von jedem Eintretenden sofort gesehen werden mußte.

Dann stand er auf, um in sein Bett zurückzukehren, war aber sofort genöthigt, sich mit den Händen auf den Tisch zu stützen.

Seine Füße knickten unter ihm und Alles ging mit ihm Kreise herum.

Auf seiner Brust fühlte er einen Druck, als ob er ersticken müßte; es war ihm, als wäre er in einen Strom gefallen und würde nun mit rasender Schnelligkeit dem Meere, dem unendlichen Meere, entgegengetrieben.

Er hörte schon das dumpfe Tosen des Oceans an sein Ohr schlagen. Und die Flut stieg immer höher und unter ihrer eisigen Kälte erstarrten seine Beine, dann seine Eingeweide, seine Lunge, sein Herz.

Mühsam richtete er sich zu seiner ganzen Länge auf, breitete die Arme aus, wie um dieser Flut, die ihn der Unendlichkeit entgegenriß, Widerstand zu leisten, stieß einen heisern Schrei aus, wankte und stürzte vorwärts mit dem Oberkörper auf den Tisch.

Er war todt.

In dem Oratorium stand die Gräfin von Monte-Christo immer noch neben Josef, Jacquemin und Clement.

Obschon der jetzt dunkle Spiegel vollständig geschlossen war, so gestattete doch eine geschickte, in dem Wandgetäfel angebrachte Oeffnung, Alles zu sehen, was in dem Zimmer des Barons vorging.

Als Matifay niedersank, wendete die Gräfin sich mit ernster Miene zu den drei Zeugen dieses Auftrittes und sagte:

„Nun haben wir hier nichts mehr zu thun. Das Recht hat gesiegt.“

Legigant hatte während des letzten Theils der Scene, die wir soeben erzählt, seine Zeit nicht verloren.

Anfangs überzeugt, daß er von Helene und ihren Genossen kein Mitleid zu erwarten hätte, und daß seine Anstrengungen, Matifay aus seiner Täuschung zu reißen, vergeblich sein würden, versank er in tiefe Entmuthigung. Nun war Alles aus.

Das Spiel war verloren und anstatt Reichthum zu gewinnen, mußte er sich auf Galeere oder Schaffott gefaßt machen.

An Händen und Füßen gebunden, mit einem Knebel im Munde, war ihm jede Bewegung, jeder Schrei unmöglich.

Und wäre er auch im Stande gewesen, zu schreien, oder sich zu bewegen, hätte er auch den vollen Gebrauch seiner Glieder gehabt, welchen Widerstand hätte er allein gegen drei kräftige Männer zu leisten vermocht?

Er gab sich demzufolge in den ersten Augenblicken einer vollständigen Entmuthigung hin.

So aber wie der Auftritt sich verlängerte, zog wieder Ruhe in sein Gemüth ein, und mit dieser Ruhe erwachte zugleich eine bestimmte Hoffnung.

„Wenn ich nur noch einmal frei wäre, dann wollten wir sehen!“ sagte er bei sich selbst. „Die Partie steht verzweifelt, das gebe ich zu, aber dennoch gebe ich sie nicht eher verloren, als an dem Tage, wo man mir die Kette mit der Kanonenkugel an den Fuß schmiedet.“

Allerdings haben wir Legigant oft schwach, ja sogar feig gesehen.

Sogar Fritz, dieser Fritz, den er verachtete und als tief unter ihm stehend betrachtete, ja sogar Fritz hatte ihm oft Furcht eingeflößt.

Zugleich aber lag auch in Legigant's Seele eine unbezähmbare Kraft, sobald es sich nicht darum handelte, einer unmittelbaren und physischen Gefahr zu trotzen.

Hätte ihm Jemand mit der Faust gedroht, so wäre er bleich geworden und hätte sich gefügt. Jetzt dagegen, wo ihm Galeere und Schaffot drohte, empfand er keine Furcht mehr und seine ganze Entschlossenheit erwachte wieder.

Sobald die erste Betäubung vorüber war, sagte er bei sich selbst:

„Vor allen Dingen muß ich meine Freiheit wieder gewinnen, dann werde ich sehen, was weiter zu thun ist."

Von diesem Augenblicke an verrieth er weder Ungeduld noch Furcht mehr.

Selbst seine Hüter Louis und Clement, die zu beiden Seiten seines Sessels standen, waren erstaunt über seine Gleichgiltigkeit.

Während dieser ganzen Zeit dachte er nach, ja, er that noch mehr, er handelte.

Clement hatte ihn gebunden und sich dabei keine Mühe verdrießen lassen. Die Knoten waren fest und es wäre für Niemanden leicht gewesen, sie zu lösen.

Legigant war ein Schlaukopf.

Die Fesseln waren nicht so eng zusammengezogen, daß sie nicht der rechten Hand eine leichte Bewegung gestattet hätten.

Diese Bewegung war, obschon eine sehr beschränkte, Legigant's Hoffnung.

In der rechten Tasche seiner Weste hatte er ein Federmesser. Dieses Messer wünschte er in seine Gewalt zu bekommen, natürlich aber ohne durch eine zu schroffe Bewegung oder durch eine unkluge Geberde die Aufmerksamkeit seiner Wächter zu erregen.

Unmerklich drehte er seinen Arm so, daß er mit der äußersten Fingerspitze den oberen Theil der Tasche erreichen konnte.

Nachdem er aber so weit gelangt war, mußte er innehalten. Seine fast verrenkte Hand war nicht im Stande, sich weiter zu strecken und bis in das Innere der Tasche zu fahren.

Nun änderte Legigant seinen Plan. Anstatt in die Tasche von oben hinein zu gelangen, versuchte er dies von unten zu bewerkstelligen.

Mit seinen scharfen Fingernägeln riß und trennte er nach und nach die Naht und das Futter der Weste auf. Ein einziges Loch von dem Durchmesser des Fingers genügte ihm. Da er aber weiter kein Werkzeug hatte, als diese obendrein immer noch gefesselte Hand, so dauerte die Arbeit lange.

Um drei Stiche aufzutrennen, bedurfte er beinahe eine Stunde Zeit.

Endlich gelang es ihm und sein Zeigefinger berührte durch die Oeffnung hindurch das Heft des Federmessers.

Dann zog er es mit derselben Geduld und Ausdauer durch die Oeffnung und ließ es geschickt in seine halbgeschlossene Hand schlüpfen.

Nun war ein großer Theil der Arbeit beendet, gleichwohl aber noch viel zu thun.

Zunächst galt es, das Messer zu öffnen.

Dazu waren aber beide Hände nothwendig. Die Feder war stark und das Messer an und für sich so klein, daß es ungemein schwer zu handhaben war.

Nichtsdestoweniger war nach einer abermaligen halben Stunde geduldiger Anstrengung eine Klinge geöffnet.

Nun mußte der wenigstens fingerstarke Strick, welcher die Hände fesselte, durchschnitten, oder vielmehr durchfeilt werden.

Hatte er einmal eine Hand frei, so waren dann die anderen Bande leicht zu sprengen oder zu lösen.

Louis und Clement überwachten Legigant's Bewegungen sorgfältig; das Oratorium war aber sehr dunkel und dieser Umstand kam dem Gefangenen zu Gute.

Allemal, wenn Helene sprach oder Matifay ihr antwortete, und auf diese Weise das beinahe unhörbare Feilen der Klinge an dem Stricke übertäubt ward, machte Legigant sich wieder an die Arbeit.

Schon war die Hanfschnur zur Hälfte durchschnitten, obschon seine Hände sich kaum zu rühren geschienen hatten.

Legigant hätte, sobald er frei war und die Fesseln seiner Füße lösen konnte, mitten unter seine erschrockenen Hüter springen und ihre Ueberraschung als ein Mittel zur Flucht benützen können. Statt dessen aber hielt er sich unbeweglicher als je und seine Handgelenke so nahe zusammen, als ob sie noch gebunden wären.

Er wollte nichts dem Zufalle überlassen und wartete daher auf eine günstige Gelegenheit.

Der glückliche Erfolg seines ersten Versuchs ließ ihn hoffen, daß er sich binnen wenigen Augenblicken außerhalb dieses Hauses befinden und dann frei handeln können würde.

Was aber sollte er dann beginnen? Das wußte er nicht.

Wie konnte er die Wirkung von Matifay's Geständniß neutralisiren? Dieses Geständniß war sein Verderben und mochte er noch sinnen, wie er wollte, so fand er kein Mittel, es zu vernichten.

Uebrigens fuhr der Baron, durch den Blick der Gräfin von Monte-Christo festgebannt, fort, dieses Testament zu schreiben, welches gleichzeitig mit seiner eigenen Verdammung auch die Toinons und Legigants enthielt.

Als er fertig war, als der emporsteigende Spiegel das Oratorium in ein Dunkel gehüllt hatte, welches tiefer war, als das vorherige, wendete Helene sich zu Josef, Clement und Louis.

„Verlaßt mich,“ sagte sie, „ich bedarf Eurer nicht mehr hier. Nur Gott soll Zeuge dessen sein, was zwischen diesem Menschen und mir vorgehen wird.“

Josef wollte eine schüchterne Bemerkung machen, Helene sagte aber nochmals:

„Verlaßt mich!“

Sie sprach diese beiden Worte mit solcher Autorität, daß sie einem Befehle gleich klangen.

„Ihr könnt noch glücklich sein,“ fuhr die Gräfin mit tiefer Melancholie fort. „Denkt an Euer Glück. Mein Werk wird von heute an ein unheimliches und düsteres, und es geziemt mir nicht, Euch mit darein zu verwickeln.“

Es trat tiefes Schweigen ein, während dessen sie mit gesenkter Stirne die Gegenwart der drei jungen Leute zu vergessen schien, welche auf ihre letzten Befehle warteten.

Als sie den Kopf wieder emporrichtete, sah sie daher Josef und seine beiden Gefährten noch vor sich stehen, und zum dritten Male wiederholte sie fast mit dem Ausdrucke des Zornes.

„Verlaßt mich und kommt unter keinem Vorwande wieder hierher! Was hier vorgehen wird, dürft selbst Ihr nicht wissen, und von heute an wird diese Capelle des Todes wirklich ein Grabmal werden.“

50. Capitel.

Legigant's Rache.

Als Josef, Clement und Louis Jacqumein das Zimmer verlassen hatten, horchte Legigant aufmerksam auf das Geräusch ihrer Tritte, welches auf der Treppe allmälig verhallte.

Dennoch rührte er sich nicht, selbst dann noch nicht, als er vollständig sicher war, daß sie wirklich fort und viel zu weit entfernt waren, um ihn noch hören zu können.

Er wartete.

Seine beiden Hände, die er freiwillig dicht an ein-

ander hielt, schienen noch fest gebunden zu sein. Dennoch ließ er sie nicht unthätig, sondern löste, indem er sich so viel als möglich zusammenbog, mit den Spitzen seiner gelenkigen Finger, ohne daß eine seiner Bewegungen sichtbar ward, die Bande, welche noch seine Beine umschlossen.

Nach seiner Geschicklichkeit in dieser Arbeit zu urtheilen, war er jetzt nicht zum ersten Mal in der Lage, von dieser Geschicklichkeit Gebrauch zu machen.

Zwischen seinem Auftreten in dem Drama von Noirmont und dem Augenblicke, wo wir ihn unter dem Namen Legigant wieder erscheinen gesehen, lag ein ziemlich langer Zeitraum.

Welche Abenteuer er in dieser dunklen Periode seines Lebens bestanden, ist hier nicht der Ort, zu erzählen.

Er war überall umhergeirrt und hatte Heller um Heller, Sous um Sous, Goldstück um Goldstück das Capital zusammengebracht, dessen er bedurfte, um ein neues Unternehmen zu versuchen.

Gleichzeitig hatte er sich aber auch zum Krieg gerüstet. Er hatte, so zu sagen, im Verbrechen ausstudirt.

Unternehmer, welche auf andern als gewöhnlichen nnd erlaubten Wegen reich werden wollen, sind vielen Gefahren ausgesetzt und auch Legigant hatte wahrscheinlich damit zu kämpfen gehabt.

Wenigstens stand nach der Gewandtheit, womit er sich seiner Fesseln entledigte, zu vermuthen, daß es nicht die ersten waren, von welchen er sich auf diese Weise befreite.

Die Gräfin von Monte-Christo ließ in diesem Augenblicke das, was Legigant that, fast vollständig unbeachtet.

Nachdenklich und träumerisch saß sie eine lange Weile im düstern Schein der Hängelampe da, welche das Oratorium beleuchtete.

Endlich erhob sie sich und stellte sich starr und unbeugsam ihrem Gefangenen gegenüber.

„Entsinnen Sie sich noch, Herkules,“ fragte sie, „des Tages, wo Sie zu derselben Stunde am Leidensbett einer Frau, welche im Begriffe stand, ein armes, jetzt nicht mehr lebendes Kind zur Welt zu bringen, die Sprache eines Tyrannen führten? Sie ließen dieser Frau nur eine Wahl, entweder ein großes Verbrechen zu begehen, oder unschuldig zu bleiben, aber öffentliche Schande auf sich zu laden. Ihre Wahl war nicht zweifelhaft, sie wählte die Schande.“

Legigant antwortete durch ein dumpfes Grunzen, welches vielleicht Zustimmung bedeuten sollte.

„Seitdem,“ fuhr Helene fort, „hat diese Frau muthig gekämpft und gelitten. Sie hat noch mehr gethan, sie hat versucht, wenn auch nicht zu verzeihen, doch wenigstens zu vergessen. Es war ihr dies auch beinahe gelungen; sie hatte beinahe die Erinnerung an ihre Existenz verloren und an Rache lag ihr wenig. Welches Verhängniß hat Sie getrieben, sich ihr auf's Neue in den Weg zu stellen? Sie wollte nur verzeihen, Sie aber zwingen sie, zu strafen.

Legigant machte eine neue Bewegung, verhielt sich aber noch stumm.

Gleichwohl war in diesem Augenblicke der Knebel bereits gelöst.

„Sie sind unerbittlich gewesen,“ hob Helene wieder an, „und dennoch wäre ich vor acht Tagen vielleicht noch nachsichtig gewesen. Heute werde ich es nicht mehr sein. Wenn ich in mich blicke, so finde ich nur unerbittliche Gerechtigkeit. Ich werde durch eine höhere Macht getrieben, wie die Kugel durch das Pulver und wehe Allen, die mich aufhalten wollen. Die Zeit der Gnade ist um und jede Nachsicht wäre jetzt Schwäche, Ihr Urtheil ist gesprochen.“

Mit langsamem Schritte näherte sie sich dem Altare,

auf welchem die Reliquien ihres entschwundenen Glückes lagen, und dann wendete sie sich wieder nach dem scheinbar Gefesselten, welcher, den günstigen Augenblick erwartend, noch unbeweglich in seinem Sessel lag.

„Wenn ich Euch," sagte sie, „habe hierherbringen lassen, so ist es geschehen, weil ich nicht verzeihen will! Wenn eine Regung feigen Mitleids in meinem Herzen erwachte, so würde die Stimme der Erinnerung sich sofort erheben und mich anklagen. Ich würde die Georg's vernehmen, den Ihr vergiftet habt, die Octave's, der, von Euch gehetzt, in dem Torfmoor von Noirmont einen entsetzlichen Tod fand. Nein, nein, kein Mitleid! Ebenso wie Matifay vorhin das Gespenst Helenens von Rancogne erschien, ebenso erschienen mir die geliebten Todten und riefen mir zu: „Strafe diese Bösewichter!"

Immer noch erfolgte keine Antwort.

„Höret!" fuhr Helene fort, indem sie sich wieder vor Champion hinstellte und die Arme über der Brust kreuzte, „Gerechtigkeit und Vergeltung sind jetzt gleichbedeutend. Matifay ist auf gewaltsame Weise getödtet worden, ich habe ihn getödtet. Ihr, Champion, habt Schlimmeres gethan. Ihr habt mich gemartert, mich, die ich Euch in mein Haus aufgenommen. Ihr habt mich alle Schrecknisse des Todeskampfes durchmachen lassen. Der Tod wäre für Euch etwas zu Sanftes, zu Schnelles. Ihr werdet allerdings sterben, vorher aber auch Martern dulden. Ha! Ihr kennt nicht die Qualen der Nächte, die ich hier betend, weinend und die Hände ringend zugebracht. Ihr wißt nicht, wie oft die theuern Abgeschiedenen mir erschienen sind und gesagt haben: „Aber, Helene, wir sind immer noch nicht gerächt — hast Du uns vergessen? —" Nein, theure Schatten, ich habe Euch nicht vergessen, ich bringe Euch Eure Beute; bemächtigt Euch derselben. Da seine Seele der Reue verschlossen ist, so erfüllt dieselbe mit Angst und Furcht. Er soll gezwungen sein, seine letzten Tage in Eurer Umgebung zu ver-

leben. Diese geheiligten Spuren seiner Opfer werden ebenso viele Gegenstände des Schreckens. In dem Augenblicke, wo seine Augen im Begriffe stehen, sich für immer zu schließen, soll er sie nicht von diesen Schrecknissen abwenden können und das Letzte, was er vor seinem Tode sieht, soll eine greifbare Erinnerung an sein Verbrechen sein."

Nachdem sie diese Beschwörung in ergreifendem Tone gesprochen, wendete sie sich abermals zu Legigant und setzte mit furchtbarer Ruhe hinzu:

„Hier werdet Ihr sterben. Versucht nicht, einen Weg zur Rettung ausfindig zu machen. Ich habe alle Vorsichtsmaßregeln getroffen. Euer Knebel wird Euer Rufen ersticken. Uebrigens ist das Vorhandensein dieses Raums sämmtlichen Bewohnern dieses Hotels unbekannt. Sobald ich heraus bin und die eiserne Thüre, welche den Zugang in dieses Zimmer bildet, geschlossen ist, seid Ihr von aller menschlichen Hilfe abgeschnitten. Ihr werdet hier mit der Erinnerung an Eure Schlachtopfer allein bleiben. Ihr seid stark, Legigant; wir werden sehen, ob dieses Eisenherz selbst in dieser Nacht und in diesem Schweigen nicht bricht. Denn diese Lampe, versteht Ihr wohl, wird in demselben Maße erlöschen wie Euer Leben erlischt, und dann werdet Ihr, von Hunger und Verzweiflung gefoltert, die Schatten Eurer Opfer nahen sehen. Ich weiß, daß sie kommen werden. Sie haben stets meinem Rufe geantwortet, mir aber nie ein zorniges Antlitz gezeigt. Mir haben sie stets Trost und Muth gebracht. Euch dagegen werden sie nur die Wuth Eurer Ohnmacht, Entsetzen und Wahnsinn bringen — dieses Oratorium wird ein Kerker."

Alles dies sagte sie kalt und langsam, als ob es ihr ein herber Genuß wäre, ihrem Feinde die Qualen zu schildern, welche seiner harrten. Sie beschrieb ihm Tag für Tag, Stunde für Stunde die Marter, welche sie ihm beschieden.

Legigant seinerseits hatte sich allmälig aufgerichtet. Die gelösten Fesseln waren von seinen Händen auf seine Kniee, von seinen Knieen auf den Fußboden herabgeglitten.

Plötzlich riß er sich mit heftiger Bewegung seinen Knebel ab und sprang in die Mitte des Zimmers. Mit seinen riesigen Fäusten packte er Helenens Hände und Gesicht gegen Gesicht, Auge in Auge rief er mit funkelndem Blick:

„Der Tod, den Sie mir da geschildert haben, ist ein entsetzlicher und ich, der ich ein Bösewicht bin, hätte ihn nicht erfunden. Die Heiligen und Frommen besitzen mehr Einbildungskraft. Sie selbst sind es, die diesen Tod erleiden wird."

Betäubt von dieser unerwarteten Wendung der Dinge stand die Gräfin von Monte-Christo stumm und unbeweglich da.

Sobald der erste Schreck vorüber war, versuchte sie zu schreien.

Legigant lächelte boshaft.

„Das nützt Ihnen nichts," sagte er. „Haben Sie nicht soeben selbst die Güte gehabt, mir zu sagen, daß alle Versichtsmaßregeln getroffen seien? Ich halte Sie für viel zu klug, als das ich glauben sollte, Sie hätten auch nur eine einzige vergessen. Jetzt aber werden sich dieselben gegen Sie kehren, theure Freundin, denn wie könnte ich anders? Das Vergeltungsrecht ist, wie Sie mir eben versicherten, ein schönes Recht. Sie hatten die Absicht, mich verhungern zu lassen. Wie menschenfreundlich! Ich hatte darauf nichts zu erwidern und schwieg. Nun aber bin ich der Stärkere. Vorwärts!

Während Legigant so sprach, drängte er Helene in den Sessel, und zwang sie, sich hineinzusetzen.

Dann fesselte er sie auf dieselbe Weise, wie man ihn gefesselt.

Halbtodt vor Entsetzen ließ sie ihn machen, ohne ihm den geringsten Widerstand entgegenzusetzen.

Was hätte übrigens auch ein solcher Widerstand gegen Legigant's überlegene Kraft nützen sollen?

Der Auftritt, welcher nun folgte, war das vollkommene Seitenstück zu dem vorhergegangenen.

Ebenso wie vor wenigen Minuten Legigant, fühlte jetzt die Gräfin von Monte-Christo sich verloren.

Ihren Feind, den Mann, gegen welchen sie sich so unerbittlich gezeigt, rühren oder erweichen zu wollen, wäre ein wahnsinniges Unternehmen gewesen, und hätte sie selbst Aussicht auf Erfolg gehabt, so würde sie es dennoch nicht versucht haben.

Diesem Räuber, diesem Mörder konnte und wollte sie nichts zu verdanken haben.

Andererseits kehrten sich alle Maßnahmen, welche sie getroffen, um Legigant's Flucht unmöglich zu machen, jetzt gegen sie selbst.

Niemand außer Josef konnte das Geheimniß des Zugangs zu dem Oratorium und er hatte, wie wir wissen, strengen Befehl erhalten, nicht wieder hierherzukommen.

Stand zu erwarten, daß er durch Helenens Verschwinden beunruhigt werden und diese Befehle übertreten würde?

Helene konnte dies nicht hoffen. Sie hatte ihn schon seit langer Zeit an ihr geheimnißvolles Gebahren gewöhnt und war oft schon längere Zeit abwesend gewesen, ohne daß er Kenntniß von ihrem Aufenthaltsorte gehabt hatte.

Wenn er zuletzt doch Besorgniß schöpfte, so war es dann jedenfalls zu spät.

Alle diese Gedanken gingen der Gräfin von Monte-Christo durch den Kopf wie ein wilder Sturm.

Legigant hatte ihr mittlerweile schon den Knebel vorgebunden, welcher vorhin sein eigenes Rufen erstickt hatte, und er warf nun einen neugierigen Blick auf jene Art Altar, an welchem Helene vor wenigen Minu-

ten eine so leidenschaftliche, beschwörende Anrede gehalten.

„Also mit diesem Tand," murmelte er in verächtlichem Tone, „glaubte man einen Legigant zu schrecken!"

Trotz der Verachtung aber, welche er gegen diesen Tand zu erkennen gab, betrachtete er denselben doch genau.

Man darf nichts vernachlässigen. Vielleicht fand er unter diesen Dingen, welche Helene als Reliquien betrachtete, eine Waffe.

Während er diese Gegenstände so mit raschem Blick musterte, fielen seine Augen auf ein großes versiegeltes Couvert, dessen Adresse aus einem einzigen Worte bestand.

Dieses Wort lautete:

„Josef."

Unten am Rande des Couverts stand die Bemerkung:

„Dieses Couvert darf nicht eher geöffnet werden, als an dem Tage, wo der Erbe von Rancogne nach Noirmont zurückkehrt."

Sein erster Erfolg hatte Legigant berauscht. Nun zweifelte er an nichts mehr.

„Wenn der Teufel mich am Leben läßt, so werde ich der Erbe von Rancogne sein. Allerdings bin ich jetzt noch nicht in Noirmont, aber es kann nichts schaden, wenn wir den Ereignissen ein wenig vorgreifen."

Mit diesen Worten bemächtigte er sich des Couverts und erbrach das Siegel.

Gleich bei den ersten Zeilen des in dem Couvert enthaltenen Papiers konnte er einen Ausruf der Freude und Ueberraschung nicht unterdrücken.

„Das kann mir gute Dienste leisten," murmelte er.

Und er steckte das Papier rasch in die Tasche.

Dann kehrte er zu der Gräfin von Monte-Christo

zurück, verneigte sich mit ironischer Höflichkeit vor ihr und sagte:

„Ich danke Ihnen für die Achtung, welche Sie meinem Talente zollen. Sie gedachten also, diesen armen Legigant zu fangen wie eine Ratte in der Falle? Zum Glück hat die Ratte lange Zähne; sie hat die Falle durchnagt. Sie sind sehr klug, mein Kind, aber Sie sind auch wie alle Frauen zu sehr darauf bedacht, mit Ihrer Klugheit zu glänzen. Es ist dies Ihre Koketterie, aber es ist die Koketterie der Natter. Anstatt mich daher über diese gezwungene Unterredung zu beklagen, bleibt mir nichts übrig, als Ihnen von ganzem Herzen dafür zu danken. Hätten Sie, anstatt mich an diesen originellen, aber nicht sonderlich angenehmen Ort zu locken, um mich hier zum Zuschauer des Todeskampfes dieses Dummkopfs von Baron zu machen, ganz einfach versucht, meine Ungeduld durch ein neues Versprechen zu befriedigen, so schliefe ich jetzt auf beiden Ohren und der Dummkopf hätte mittlerweile ohne mein Vorwissen das Papier unterzeichnet, welches mein Verderben ist. Ein einfacher Brief von Ihnen oder von dem interessanten Don José, Ihrem liebenswürdigen Trabanten, an die Instructionsrichter und morgen hätte ich in Nummer Sicher gesessen. Von einer Ausrede oder Vertheidigung wäre dann meinerseits keine Rede gewesen; die Posse hätte eben ihr Ende erreicht. Dank Ihnen kenne ich nun die Gefahr, in welcher ich schwebe, ich bin gewarnt. Im Nothfalle brauche ich blos eine Erholungsreise nach Belgien zu machen, einem allerliebsten Lande, welches ich bereits kenne und wo ich einige ganz angenehme, befreundete Personen zurückgelassen habe."

Die Gräfin von Monto-Christo hörte ihn ruhig und in ihr Schicksal ergeben an.

Diese Ruhe, diese Ergebung reizte Legigant nur noch mehr. Er hätte gern auf Helenens Gesicht die

Spuren der innern Leiden verfolgt, welche er ihr zufügte, gerade wie jene blutdürstigen Thiere, die sich aus den letzten Zuckungen ihrer Beute ein Spiel machen.

Die Erinnerung an die moralischen Qualen, welche diese Frau ihn in der letzten Zeit hatte erdulden lassen, tauchte in ihm auf.

Auch er wollte sie nun martern.

Er zog einen Stuhl herbei und setzte sich.

Dann sagte er:

„Sie hatten vorhin die Güte, mich in die Pläne einzuweihen, welche Sie in Bezug auf mich entworfen hatten. Es wäre undankbar von mir, wenn ich ein so rührendes Vertrauen nicht erwidern wollte. Sagten Sie nicht vor kaum einigen Stunden unten im Gewächshause, daß zwischen zwei guten Freunden, wie wir sind, es kein Geheimniß geben dürfe?“

Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Ich gestehe, daß ich im ersten Augenblicke, wo ich mich frei sah, beinahe in einer Anwandlung von Schwäche nachgegeben hätte. Ich stand schon im Begriffe, die Flucht zu ergreifen und die Partie aufzugeben. Sie haben mir aber dadurch, daß Sie mich hierhergeführt, einen größern Dienst geleistet, als ich Anfangs glauben wollte. Sie haben mich nicht blos vor der Gefahr gewarnt, die mir drohte, sondern mir auch die Mittel, sie zu beschwören, an die Hand gegeben.“

Mit diesen Worten zog er das Papier, welches er in die Tasche gesteckt, wieder hervor und schüttelte es mit höhnischer Miene vor den Augen der Gräfin.

„Ich kann Ihnen,“ fuhr er fort, „ja Alles sagen, da Sie aller Wahrscheinlichkeit nach diesen Ort nicht wieder verlassen werden. Dieses Papier enthält erstens etwas, was das Bekenntniß des lieben Barons neutralisirt, und außerdem die Waffe, welche mich in den Stand setzen wird, den Kampf beinahe mit gleicher Aussicht auf Erfolg wieder aufzunehmen. Ja, Dank dieser

Waffe, wird es mir, wenn ich nicht siege, doch wenigstens gelingen, Ihre Pläne ein wenig in Unordnung zu bringen. Wornach trachteten Sie, frommer Engel? Sie wollten alle Welt glücklich machen, nicht wahr? Dies da aber wird, ich versichere es Ihnen, für Don José ein ziemlich harter Schlag sein, er müßte sich denn dazu verstehen, mein Oberst Fritz zu werden, wie er der Ihrige gewesen ist."

Die arme geknebelte Helene konnte nicht antworten, sie schüttelte aber langsam den Kopf, wie um zu sagen:

„Rechne nicht darauf!"

„Gut," rief Legigant, indem er sich erhob. „Sie meinen, unser Held werde nicht schwach werden. Desto schlimmer für ihn. — Doch ich plaudere, während es gilt, zu handeln. Leben Sie wohl, meine schöne Dame. Ich lasse Sie in der Gesellschaft der liebenswürdigen Schatten, deren angenehme Gegenwart Sie mir bestimmt hatten. Sie haben zeither von Ihren Erinnerungen gelebt, sagten Sie? Wohlan, versuchen Sie nun, so sanft als möglich daran zu sterben. Dies ist mein letztes Wort."

Nachdem Legigant dies gesagt, lenkte er seine Schritte nach der eisernen Thüre, von welcher Helene gesprochen, verschloß sie und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Anstatt sofort den Weg nach dem Boulevard einzuschlagen, durchschritt er zunächst die Champs Elysées in der Richtung der Quais.

Auf der Concordien-Brücke angelangt, stützte er sich mit dem Ellbogen auf das Geländer und warf den Schlüssel zu dem Oratorium in die Seine.

Er betrachtete einige Augenblicke lang mit still zufriedener Miene die Ringe, welche der Fall des schwarzen Gegenstandes auf der Fläche des Wassers erzeugte, dann nahm er den Weg nach dem Tuileriengarten, welchen er, ein lustiges Liedchen trällernd, durchschritt.

Es war jetzt heller Tag, aber in das Oratorium fiel kein Sonnenstrahl. Nur der flackernde Schein der an der Decke hängenden Lampe fiel auf die ohnmächtig in ihrem Sessel zusammengesunkene Gräfin von Monte-Christo.

51. Capitel.

Matifay's Bekenntniß.

Als Rose, der Kammerdiener, am Morgen wie gewöhnlich in das Zimmer seines Herrn trat, fand er denselben todt.

Matifay lag mit dem Oberkörper auf dem Tische und Alles bewies deutlich, daß der Tod ihn plötzlich und unversehens überrascht hatte.

Auf den lauten Ruf des Kammerdieners kam Alles herbeigeeilt. Cyprienne war fast die Erste, denn trotz dem bestimmten Verbot ihres Gemals, sie einzulassen, hatte sie sich doch in den letzten Tagen mit der größten Theilnahme fortwährend nach dem Zustande des Kranken erkundigt.

In gewissen Seelen, welche keine schlimme Regung kennen, geht das Mitleid zuweilen fast in Liebe über.

Als sie diesen alten Mann, dessen widerwärtige Zärtlichkeiten sie schon lange nicht mehr zu fürchten hatte, so leiden sah, empfand sie endlich für ihn die innigste Sympathie.

Und war sie im Grunde genommen nicht vor den Menschen, wenn auch nicht vor Gott sein Weib? Daher konnte sie ihm auch nicht gänzlich fremd und gleichgiltig bleiben.

Man erinnerte sie, daß nur ein schmaler Gang ihr Zimmer von dem des Barons trennte. Da sie wußte, daß es mit ihm sehr schlecht ging, so hatte sie sich diese Nacht nicht zu Bette gelegt und als der Kammerdiener rief, war sie sofort zur Stelle.

Man hatte den Baron bereits auf sein Bett getragen.

An derselben Stelle, welche bis jetzt die Stirne der Leiche auf dem Tische eingenommen, fand Cyprienne ein Couvert mit der Adresse:

„An die Frau Baronin von Matifay, geborene von Puysaie.“

Weiter unten standen noch die doppelt unterstrichenen Worte:

„Von ihr eigenhändig zu eröffnen.“

Dieser Brief, dessen Tinte fast noch frisch war, denn die Stirne Matifay's, welche auf der Schrift gelegen, hatte dieselben halb ausgewischt, mußte die letzten Gedanken des Barons enthalten.

Diese letzten Gedanken hatten also Cypriennen gegolten.

Sie ward dadurch gerührt und empfand jetzt fast nichts mehr von dem instinctartigen Abscheu, den ihr Gemal ihr sonst eingeflößt.

Sie klagte sich jetzt selbst an; sie bereute beinahe, daß sie sich nicht aufmerksamer und sanfter gegen ihn gezeigt.

„Ach,“ seufzte sie, „wenn er sich dazu verstanden hätte, mich nur wie eine Tochter zu betrachten.“

Die Kunde von dem Tode des Banquiers hatte sich mittlerweile mit Blitzesschnelle im ganzen Hause verbreitet.

Loredan kam ebenso herbeigeeilt, wie Hortense, und Beide versuchten, Cyprienne aus dem Gemache des Todes zu entfernen.

Cyprienne aber wollte, beseelt von der Reue, welche die Zartheit ihres Geistes in ihr erweckte, sich nicht eher zurückziehen, als bis sie noch einmal das Gesicht des Mannes gesehen, dessen Namen sie getragen und noch trug.

Der Anblick war ein furchtbarer. Die Seele hatte, indem sie entflohen, diesen Zügen gleichsam noch ein Brandmal aufgedrückt. Das Gesicht war dick, aufgedunsen, und man sah, daß die Verwesung bereits ihr Werk begonnen hatte.

Die schwarzblauen Lippen standen offen, wie um einen Angstschrei auszustoßen, und die ebenfalls weit offen stehenden Augen schienen noch mit bangem Entsetzen das rächende Gespenst Helenen's zu betrachten.

Trotz ihrem festen Entschlusse konnte Cyprienne diesen Anblick doch nicht ertragen und indem sie den an sie adressirten Brief an ihre Brust drückte, flüchtete sie sich wieder in ihr Zimmer zurück.

Hier war sie sicher, nicht überrascht zu werden, und erbrach das Siegel.

Ihr Herz pochte gewaltig. Was stand sie im Begriffe, zu erfahren?

Gleich bei den ersten Worten ward sie bleich. Zu Anfang der mit zitternder Hand beschriebenen Seite standen die vier Worte:

„Dies ist mein Bekenntniß."

Das Bekenntniß war lange. Es umfaßte acht volle Seiten und die Schrift ward immer fester, Zeile um Zeile deutlicher, gerade als ob Matifay erst unschlüssig gewesen, während des Schreibens aber zu einem bestimmten Entschlusse gekommen wäre.

Der Brief lautete:

„An Dich, Cyprienne, richte ich dieses Bekenntniß, damit Du davon den Gebrauch machst, den Dein Gewissen Dir gebieten wird.

„Du bist, ohne es zu ahnen, gleichzeitig mein Henker und mein Schlachtopfer gewesen. Meine Strafe hat von dem Tage an begonnen, wo Du gezwungen wurdest, meinen Namen zu tragen. Meine Absicht war, durch Dich Freude und Ruhe in mein Haus zu bringen; Du hast mir aber nur Reue und Verzweiflung gebracht.

„Gott ist gerecht. Durch Dich hoffte ich zu vergessen; er aber hat mich durch Dich gezwungen, mich zu erinnern.

„Dieses Zusammentreffen kann nicht das Werk des Zufalls sein. Wenn man dem Tode nahe ist, so versteht

man Vieles, was bis jetzt dem Geiste dunkel gewesen ist. Man sieht dann durch die Nebel des Todes hindurch die geheimnißvollen Wege, welche die Vorsehung uns führt.

„Noch an demselben Abende, wo Du mein Haus betratest, habe ich angefangen, zu bereuen, und Gott weiß, mit welcher unaussprechlichen Angst. Ohne Zweifel warst Du bestimmt, mein Richter zu werden. Vielleicht bin ich, so tief ich auch gesunken war, durch Deine heiligende, reine Nähe besser geworden.

„Die Schuppen fielen mir von den Augen, und indem ich mich mit dem Kleinode verglich, dessen ich mich durch List und Ueberraschung hatte bemächtigen wollen, ermaß ich endlich die ganze Tiefe meiner Verworfenheit.

„Diese Verworfenheit sollst Du jetzt kennen lernen. Wirst Du sie zur Kenntniß der Welt gelangen lassen? Ich fühle, daß ich nicht das Recht habe, diese Sühne zu verlangen, denn dieselbe würde auch auf Dich zurückfallen, weil das Unglück will, daß Du denselben Namen trägst, wie ich.

„Das, was Du thun willst, hängt nur von Dir allein ab und ich verlange nicht einen öffentlichen Schritt, der Dich entehren würde. Ich glaube auch nicht, daß dies die Absicht des überirdischen Wesens ist, welches seit vielen Monaten fortwährend an meinem Bette steht und dessen geheimnißvolle Stimme mich jetzt zwingt, dies zu schreiben.

„Ach, diese Frau, das erste meiner Opfer, wie Du mein letztes gewesen bist, hat unverdiente Leiden und ungerechte Verachtung gekannt. Es wird daher nicht ihr Wille sein, Dir ein gleiches Schicksal aufzubürden.“

Auf diese Einleitung folgte Matifay's eigentliches Geständniß, ein vollständiges Geständniß, dessen furchtbare Elemente uns bereits bekannt sind.

Sowie Cyprienne weiter las und sozusagen die traurige Geschichte Helenens von Rancogne an ihrem Blicke vorüberziehen sah, fühlte sie, daß sie immer bleicher ward.

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirne, wie um sich zu ermuntern.

Sie glaubte, in einem furchtbaren Traume befangen zu sein.

Die Kehle schnürte sich ihr zusammen.

Das einsilbige Wort „todt“ kam fast in jeder Zeile dieses entsetzlichen Berichtes vor.

Graf Georg war todt, sein Bruder Octave todt, die Gräfin Helene todt, Josef, der kleine Hirt, auch todt. Wenigstens stand dies zu vermuthen, denn man hatte ihn nicht wiedergesehen, und dem Berichte nach war er von dem Mörder Limaille verfolgt worden.

Blanche endlich, dieser Engel, diese doppelt geheiligte Waise, war ebenfalls todt.

„Todt! Alle todt!“ wiederholte Cyprienne außer sich vor Schmerz, „todt durch ihn, und ich bin das Weib dieses Mannes gewesen, ich habe seinen Namen getragen und trage ihn noch!“

Madame Jacquemin, welche ihre Functionen als Kammerfrau bei Cyprienne wieder aufgenommen hatte, trat leise mit geheimnißvoller Miene ein und überraschte ihre junge Herrin bei dieser tragischen Lectüre.

Cyprienne, deren Gedanken noch viel zu verworren waren, als daß sie in Bezug auf diese unerwartete Enthüllung schon einen Entschluß hätte fassen können, schloß Matifay's Brief rasch in das Schubfach eines in der Nähe stehenden Secretärs.

„Was gibt es?“ fragte sie, indem sie das Zittern ihrer Stimme so viel als möglich zu bezwingen suchte.

Madame Jacquemin antwortete blos dadurch, daß sie einen Namen nannte:

„Der Vicomte de la Cruz.“

Der Vicomte de la Cruz! Don José! Hatte ein höherer Instinct, eine innere Stimme ihm gesagt, daß sie leide, da er sich sofort bei ihr einfand?

„Er möge hereinkommen! Er möge hereinkommen!“ rief Cyprienne lebhaft.

Sobald er eingetreten war, stürzte sie, jede kleinliche Etikette beiseite setzend, weinend auf ihn zu.

„Ach!“ rief sie, „warum schenkte ich Ihnen nicht Gehör? Warum ergriff ich nicht, wie Sie mir riethen, die Flucht, um mich dem Asyle anzuvertrauen, welches Sie mir eröffnen wollten? Sie hatten Recht, Don José; dieser Mann war ein Ungeheuer!“

52. Capitel.

Ein Sonnenstrahl.

Im ernsten Tone antwortete Don José:

„Er ist todt und nur Gott allein hat das Recht, zu verdammen.“

Cyprienne schlug die Augen zu Boden und allmälig stieg eine schwache Röthe in ihre bleichen Wangen empor.

Endlich erhob sie ihren kindlich-frommen Blick und heftete ihn auf Don José's nachdenkliches, gerührtes Antlitz.

„Sie sind stets mein bester Freund gewesen,“ sagte sie. „Sie haben das Recht, Alles zu wissen.“

Mit diesen Worten nahm sie den Brief aus dem Behältnisse, in welches sie ihn gelegt, und reichte ihn Don José.

Dieser schob aber ihre Hand sanft zurück und sagte:

„Ich weiß Alles, was dieser Brief enthält.“

„Alles,“ wiederholte Cyprienne, indem sie wieder sehr bleich ward; „Alles? Und Sie haben nicht irgend ein Mittel, wäre es selbst das der Gewalt gewesen, angewendet, um mich zu verhindern, diesen entsetzlichen Menschen zu heiraten?“

Don José lächelte geheimnißvoll.

„Diese Heirat war nothwendig,“ sagte er.

„Nothwendig! Wie so? Warum?“

Diesmal antwortete Don José nicht, sondern fragte vielmehr:

„Was werden Sie nun thun?"

„Das fragen Sie?" entgegnete Cyprienne mit Ungestüm. „Ich werde das Bekenntniß des großeu Verbrechers, der mich zu seiner Testamentsvollstreckerin gewählt hat, öffentlich bekannt machen. Seine Sühne muß eine vollständige sein und alle seine Verbrechen müssen so viel als möglich wieder gutgemacht werden. Ist die Ehre nicht das höchste Gut? Da es nicht in meiner Macht steht, den unglücklichen Schlachtopfern das Leben wiederzugeben, so muß wenigstens dieser unglücklichen Gräfin von Rancogne die Ehre zurückgegeben werden, die man ihr geraubt hat."

„Und dann?" fragte Don José wieder.

„Dann," fuhr Cyprienne, die von dem Feuer ihres großmüthigen Enthusiasmus berauscht ward, fort, „dann werde ich die Verwandten der Schlachtopfer aufsuchen und ihnen dieses Geld, welches einer unreinen Quelle entstammt, dieses Geld, welches mir Abscheu einflößt, zurückgeben."

„Es sind keine Verwandten mehr vorhanden," sagte Don José kalt.

„Dann," entgegnete Cyprienne einfach, „soll das Geld das Erbtheil der Armen sein."

Don José gab durch Kopfnicken seine Zustimmung zu erkennen, fragte aber doch wieder:

„Und dann?"

Cyprienne schwieg, schlug die Augen nieder und erröthete abermals.

Der Kampf war von kurzer Dauer. Schon nach wenigen Minuten richtete sie sich empor und antwortete muthig und in festem Tone:

„Ich werde mich nicht wieder verheiraten, Herr Vicomte de la Cruz. Ich will Niemanden zum Genossen meiner freiwilligen Armuth machen."

„Ich bin reich," bemerkte Don José wieder lächelnd.

„Ich will auch," fuhr Cyprienne fort, „Niemandem die unverdiente Schmach aufbürden, welche in Folge des Verbrechens meines Gatten hinfort auf mir lastet. Ich würde nur einen Mann heiraten, den ich achtete, und ein solcher Mann kann und darf nicht der Gatte der Witwe eines Mörders werden."

Don José breitete die Arme aus und rief:

„Die Prüfung ist bestanden!"

Und dann, als sie, weil sie ihn nicht verstand, unbeweglich, zitternd und schüchtern dastand, setzte er, indem er die Kniee beugte, hinzu:

„O, glauben Sie nicht, daß ich jemals an Ihnen gezweifelt habe, Cyprienne. Schon vor Beginn dieser Unterredung war ich überzeugt, daß dieselbe auf diese Weise enden würde. Es war aber einmal so der Wille der Person, die über Ihnen wacht und meine Handlungsweise bestimmt. Beruhigen Sie sich jetzt, theure Cyprienne, Sie haben ohne Furcht, ohne Schwanken die lange Reihe von Prüfungen bestanden, welchen Sie unterworfen werden mußten. Ihre Leiden sind ebenso vorüber, wie die meinigen. Der herrliche Augenblick des Lohnes ist da."

Er hatte die Hand ergriffen, welche sie ihm überließ.

„Ich habe Ihnen zuerst erklärt, daß ich arm sei und daß mein Leben ein Geheimniß birgt," sagte er. „Anstatt mich zurückzustoßen, antworteten Sie mir: „Dann liebe ich Sie nur um desto mehr!" Heute komme ich, um Sie an Ihre Worte zu erinnern. Sie sind unglücklich, vereinsamt und entehrt, denn die Gesellschaft ist einmal so organisirt, daß die Fehler des Einen auch Anderen, Unschuldigen, zur Schande gereichen, und ich sage Ihnen nur meinerseits: „Cyprienne, diese Armuth und diese Schande geben mir ein Recht. Wollen Sie mein Weib sein?"

Cyprienne gab keine Antwort, welche Beredtsamkeit aber lag in ihrem Blicke!

Don José fühlte, wie die kleine schmale Hand, die er immer noch festhielt, in der seinen zitterte.

Cyprienne suchte sich zurückzuziehen. Don José hielt sie aber zärtlich fest und die kleine Hand machte weiter keine Versuche, sich dieser sanften Gewalt zu entziehen.

„Wollen Sie mein Weib sein?“ fragte der junge Mann nochmals in bittendem Tone.

„Ach,“ schien Cypriennens sanft vorwurfsvoller Blick zu sagen, „warum haben Sie diese Frage nicht eher an mich gerichtet?“

Jedenfalls verstand er den Sinn dieser stummen Frage, denn er antwortete sofort:

„Die Stunde war noch nicht gekommen, ich konnte Ihnen noch nicht vollständig ein Leben widmen, von welchem ein Theil noch einer Andern gehörte. — O, Sie haben keinen Grund, eifersüchtig zu sein,“ setzte er auf eine Bewegung von Cyprienne rasch hinzu, „Ihre Nebenbuhlerin war eine Idee, ein Unternehmen, ein Werk, dessen Geheimniß Sie später erfahren werden; denn man hat mir versprochen, daß es Ihnen offenbart werden solle. Jetzt ist das Unternehmen beinahe zu Stande gebracht; ich bin mit meinem Antheil daran fertig. Meine Freiheit ist mir wiedergegeben. Außerdem beginnt sich auch ein eigenthümliches Licht über das Geheimniß meines Lebens zu verbreiten und vielleicht —“

Er stockte, fuhr aber nach kurzem Schweigen fort:

„Als Sie mich vorhin wiedersahen, war Ihr erstes Wort ein Ausdruck der Reue, daß Sie nicht unbedingtes Vertrauen zu mir gehabt. Wohlan! Verfallen Sie nicht wieder in denselben Fehler, zweifeln Sie nicht mehr, sondern seien Sie überzeugt, daß, wenn ich Ihnen mein Herz noch nicht geöffnet, wenn ich Ihnen noch etwas verschwiegen, der Grund davon darin liegt, daß ich jetzt noch nicht anders handeln kann. Ich werde dem, was ich soeben gesagt, nichts hinzufügen, was Sie nicht schon wüßten. Cyprienne, ich liebe Sie, ich

„Und Sie," fuhr der Graf zu Don José fort, „Sie kannten dieses schmachvolle Verhältniß?"

„Ja, ich kannte es."

„Und Sie nannten sich unsern Freund, ohne uns von diesen Umständen in Kenntniß zu setzen?"

„Gebieterische Gründe, die ich Ihnen nicht offenbaren kann, machten mein Schweigen nothwendig."

„Wenn Sie mir diese Gründe nicht nennen können, so werden Sie mir wenigstens erlauben, dieselben zu errathen zu suchen."

„Ganz nach Ihrem Belieben, Herr Graf; hüten Sie sich aber wohl, ungerecht zu sein."

Der Ton, in welchem Don José sprach, war ein so ruhiger, daß Loredan dadurch fast ein wenig wankend gemacht ward.

„Mit einem solchen Blick und einer solchen Stimme lügt man nicht," dachte er. „Entweder hat man diesen Mann verleumdet, oder seine Bosheit grenzt an's Geniale."

Die frühere Sympathie des Grafen für Don José erwachte stärker als je und er hätte Alles auf der Welt darum gegeben, wenn er sich hätte von seiner Unschuld überzeugen können.

„Hören Sie mich an," sagte er in eigenthümlich sanftem Tone. „Ich habe meine Tochter in Unglück und Schande gebracht, meine Pflicht ist daher, jetzt doppelt über ihr zu wachen. Ich verdamme Sie nicht, ich klage Sie nicht einmal an. Ich wäre der glücklichste Mann, wenn Ihre Unschuld klar zu Tage träte und mir das Recht gäbe, Sie laut und vor aller Welt bei dem Namen zu nennen, den ich Ihnen schon in meinem Herzen gegeben — bei dem Namen meines Sohnes. Cyprienne liebt Sie, dies ist offenbar, und ich mache ihr keinen Vorwurf daraus. Eine Liebe, die nicht zugleich Vertrauen, wenn auch blindes Vertrauen ist, verdient nicht den Namen der Liebe. *Meine* Pflicht aber verlangt,

daß ich mich nicht blindlings von meinem Gefühle leiten lasse, und deshalb, Don José, erlauben Sie mir, Sie zu befragen und Sie im Namen dessen, was Ihnen das Heiligste und Theuerste ist, zu bitten, meine Fragen mit derselben Freimüthigkeit zu beantworten, mit welcher ich sie stellen werde."

Don José machte mit der Hand eine Geberde, welche bedeutete:

„Fragen Sie."

„Dieser Brief," fuhr der Graf von Puysaie fort, „ist mir auf dieselbe geheimnißvolle Weise zugegangen, wie früher ein anderer, welcher meine Gattin betraf. Ich erkenne die Handschrift wieder. Jener erste Brief hatte mich nicht getäuscht. Wollte Gott, daß der Inhalt des zweiten erlogen wäre. Außer den leider zu späten Aufschlüssen, die er mir über diesen unglücklichen Matifay gibt, enthält er deren auch über Sie, Herr Vicomte. Ich will in Bezug auf diese Mittheilungen Niemanden weiter befragen, als Sie selbst. Vor allen Dingen: „Ist der Name Don José de la Cruz wirklich der Ihrige?"

Cyprienne, welche fühlte, daß in diesem Augenblicke das Schicksal ihrer Liebe auf dem Spiele stand, athmete kaum und hing angstvoll an Don José's Mund.

In festem Tone antwortete Don José:

„Nein, dieser Name ist nicht der meine."

„Wo stammen Sie dann her?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Don José.

„Und wo haben Sie Ihr Vermögen her?"

„Persönliches Vermögen besitze ich nicht; mein anscheinender Reichthum gehört nicht mir. Er ist blos ein anvertrautes Gut, über dessen Anwendung der wirkliche Besitzer verfügt."

„Und wer ist dieser Besitzer?"

„Diesen kann ich nicht nennen."

Der Graf knitterte den Brief zusammen, den er noch in der Hand hielt.

liebe Sie mehr, als Alles auf der Welt, selbst mehr als die Pflicht, welcher ich mein ganzes Leben gewidmet, und die ich beinahe auf dem Punct stand, zu verrathen — zu verrathen um Ihretwillen. Ja, ich war nahe daran, dies zu thun, und nur Gott kennt die Kämpfe, welche in meinem Herzen an dem Tage tobten, wo ich Sie von jenem schändlichen Matifay zum Altare führen sah. Ich war nahe daran, meinen Schwur zu vergessen, die Ceremonie zu unterbrechen und Ihnen Alles zu sagen, dem Grafen, Ihrem Vater, Alles zu offenbaren und selbst auf die Gefahr eines ungeheuern Aufsehens hin diese Verbindung rückgängig zu machen."

„Ach, warum haben Sie dies nicht gethan?" murmelte die junge Witwe.

„Zum Glück habe ich es nicht gethan," antwortete Don José mit Festigkeit. „Ein solcher Scandal würde ein unberechenbares Unglück zur Folge gehabt haben und wir wären dadurch wahrscheinlich auf immer getrennt worden. Gott sei Dank, daß er mir die Kraft gab, mir selbst zu widerstehen und zu warten."

Cyprienne betrachtete ihn gedankenvoll.

„Alles, was Sie mir da sagen," begann sie, als er ausgeredet hatte, „ist sehr seltsam. Aber," setzte sie mit dem Ausdrucke himmlischen Vertrauens hinzu, „ich glaube Ihnen. Sie können mich weder belügen, noch mir etwas Uebles zufügen wollen. Dies sagt mir eine innere Stimme."

„O, schenken Sie dieser Stimme Gehör!" rief Don José; „diese Stimme redet die Wahrheit. Haben Sie zu mir dasselbe Vertrauen, welches ich zu Ihnen habe, und es wird bald ein Tag kommen, wo alle Geheimnisse, die noch mein Leben umgeben, zerreißen wie ein Schleier, wo ich mich Ihnen zeigen kann, wie ich bin, und wo ich Ihrer ebenso würdig dastehen werde, wie überhaupt ein Mann eines Engels sein kann."

Cyprienne überließ ihm jetzt nicht blos ihre Hand.

Er zog sie sanft an sich und mit liebendem Vertrauen sank sie an die Brust des jungen Mannes, der sie keusch, fast väterlich in seine Arme schloß.

Plötzlich ließ von der Thüre her sich eine feste, sonore Stimme vernehmen, welche rief:

„Der Vicomte wird Dir nicht sagen, Cyprienne, daß die Heirat, welcher er sich nicht widersetzte, nothwendig war, um Dich ihm zu nähern. Don Vicomte de la Cruz konnte Cyprienne von Puysaie vielleicht heiraten, aber nicht ein Abenteurer, der nicht einmal seinen Namen kennt. Sie hätte sich zu diesem Abenteuerer erniedrigen müssen. Ebenso wird er Dir auch nicht sagen, daß diese Heirat nothwendig war, damit die Braut des edeln und ritterlichen Don José durch die übel erworbenen Millionen des Barons Matifay bereichert würde."

53. Capitel.

Erklärungen.

Beim Klange dieser Stimme fuhren Cyprienne und Don José rasch aus einander.

Sie drehten sich um und sahen sich dem Grafen von Puysaie gegenüber.

„Nicht wahr," hob dieser in beißend ironischem Tone wieder an, „nicht wahr, Herr Vicomte de la Cruz, das würden Sie nicht gesagt haben?"

Don José wollte den Mund öffnen, um zu antworten, der Graf that ihm aber durch eine Geberde Einhalt und fuhr fort:

„Genug! Ich habe erst heute Morgen auf anonymem Wege die Schande des Unglücklichen erfahren, der jetzt nicht mehr unter der Zahl der Lebenden weilt, und ich gestehe, daß ich, als ich hierher ging, ein wenig hoffte, diese Mittheilung widerlegt zu hören."

„Ach," seufzte Cyprienne, „diese Mittheilung ist nur zu richtig."

„Sie haben Ihr Urtheil selbst gesprochen,“ sagte er. „Die anonyme Anklage, welcher ich keinen Glauben beimessen wollte, enthält gegen Sie keine schwereren Beschuldigungen, als die, welche Sie soeben durch Ihr eigenes Zeugniß bestätigt haben. Dennoch wollen wir sehen, ob Sie auch in Bezug auf die übrigen Puncte mit derselben Offenheit antworten. Dieser Brief behauptet, die Verheiratung meiner Tochter mit dem Baron sei nur das unmittelbare Resultat der Intrigue gewesen, welche Sie und Ihre Mitschuldigen gespielt hätten. Es wird in dem Briefe gesagt, Ihre geheime Absicht sei gewesen, Matifay's Vermögen in Cypriennens Besitz zu bringen, damit es dann später Ihnen zugänglich würde.

Don José zögerte einige Secunden, ehe er antwortete.

Auch diesmal aber entgegnete er mit festem Blick, stolz erhobener Stimme und in ruhigem Tone:

„Ich lüge nie, Herr Graf, und obschon ich fühle, wie nachtheilig meine Antwort in Bezug auf Ihre Entscheidung mir werden kann, so werde ich doch nichts verschweigen. Alle Behauptungen, welche dieser Brief enthält, sind wahr.“

„Aber dann,“ rief der Graf, der sich Don José's seltsame Haltung nicht anders erklären konnte als durch eine unwahrscheinliche Discretion oder gemeine Großsprecherei, „was soll ich dann denken! Was soll ich glauben?“

„Ich,“ entgegnete der junge Mann einfach, „kann Ihnen nicht vorschreiben, was Sie denken oder glauben sollen. Sie befragen mich in Bezug auf Thatsachen, die ich als richtig anerkenne; da ich Ihnen versprochen habe, die ganze Wahrheit zu sagen, so sage ich sie Ihnen. Was die geheimnißvollen Beweggründe betrifft, die mich bestimmen, so und nicht anders zu handeln, so gehört dieses Geheimniß nicht mir allein und es kommt mir nicht zu, es heute zu offenbaren. Ich bitte Sie vor der Hand

blos, Ihr Urtheil über mich zurückzuhalten und auf die Reinheit der Beweggründe, welche meinen ungenannten Ankläger geleitet haben, nicht allzu großes Vertrauen zu setzen. Ich wiederhole noch einmal, heute ist es mir unmöglich, mich zu rechtfertigen, obschon ich es mit leichter Mühe und mit einem einzigen Worte thun könnte. Dieses Wort darf aber nicht von mir ausgesprochen werden. Einige Tage, höchstens einige Wochen werden ohne Zweifel diese Rechtfertigung, eine glänzende Rechtfertigung herbeiführen und ich rechne dabei auf das beinahe väterliche Wohlwollen, welches Sie mir bis jetzt bewiesen; ich rechne dabei auf das rührend zu nennende Vertrauen, welches Ihre Tochter mir bis heute zu erkennen gegeben, und bitte Sie, noch diese wenigen Tage oder Wochen abzuwarten, ehe Sie über mein Schicksal entscheiden."

Bei diesen letzten Worten verneigte Don José sich tief, erst vor Cyprienne und dann vor dem Grafen, und verließ das Zimmer mit vollkommen ruhigem, festem Schritt.

Der Graf sah ihm einen Augenblick nach und da sein Hang zu leichtfertigem Spott fast stets und oft gegen seinen eigenen Willen die Oberhand behielt, so konnte er nicht umhin, die Situation dadurch zu charakterisiren, daß er jenen bekannten Ausspruch von Beaumarchais wiederholte, indem er sagte:

„Wer ist denn eigentlich hier der Angeführte?"

Dann wendete er sich zu Cyprienne.

Diese war noch ganz bleich in Folge der Wendung, welche der eben erzählte Auftritt genommen.

Mit väterlicher Wärme ergriff er sie bei der Hand und fragte:

„Wirst Du mir verzeihen, meine gute, kleine Cyprienne?"

„O, mein Vater," rief Cyprienne schluchzend; „ich bin überzeugt, daß er unschuldig ist."

„Ja, ich bemühe mich auch, es zu glauben," ant-

wortete der Graf die Stirne runzelnd, „denn ich sehe wohl ein, daß von seiner Unschuld Dein Glück abhängt. Ich sehe, daß Du ihn liebst, mein armes Kind, und wäre er blos arm und namenlos, so würde ich sofort meinem Trachten nach Reichthum und meinen ehrgeizigen Vorurtheilen entsagen. Ich würde Eure Hände zusammenfügen und sprechen: „Sei glücklich und bemühe Dich, in dem Glücke das Ueble zu vergessen, welches ich Dir zugefügt!"

Der Graf schwieg einige Secunden lang und fuhr dann fort:

„Jetzt aber kann ich es noch nicht. Dieser junge Mann sagt: er sei arm, und wirft gleichwohl das Gold mit vollen Händen weg. Er schmückt sich mit einem geborgten Titel und Namen und die Erfahrung, die ich mit dem Oberst Fritz gemacht, ist für mich eine zu harte Lehre gewesen, als daß ich dieselbe vergessen könnte. Don José hat uns versprochen, daß er sich glänzend rechtfertigen werde. Warten wir diese Rechtfertigung ab. Bis zu diesem Tage muß Deine Liebe vollständig in den Hintergrund treten. Du hast mir schon bewiesen, meine Tochter, daß Du Schmerz zu ertragen weißt, und das gibt mir den Muth, von Dir dieses neue Opfer zu verlangen. Ich kann mir dabei das Zeugniß geben, daß ich von keinem persönlichen Interesse geleitet werde, ich denke nur an Deine Ehre und an Dein Glück."

„Ja, das weiß ich, mein Vater," schluchzte Cyprienne. „Es bedarf übrigens keines Befehles von Dir, denn ich fühle selbst, daß ich keine andere Handlungsweise beobachten kann. Dennoch schwöre ich Dir, daß er unschuldig ist."

„Das gebe Gott!" murmelte der Graf.

Er ging in großer Aufregung einige Mal im Zimmer auf und ab, blieb dann wieder vor seiner Tochter stehen und sagte:

„Es ist dies aber nicht das einzige Opfer, welches ich heute von Dir zu verlangen habe, Cyprienne."

Er machte eine kleine Pause und fuhr dann fort: „Nicht wahr, meine Tochter, Du bist schon selbst zu der Ansicht gekommen, daß dieses entehrende Vermögen nicht im Besitz unsers Hauses bleiben kann? Wollten wir es, nachdem wir den Ursprung desselben kennen, behalten, so würden wir uns gewissermaßen zu Mitschuldigen dieses Elenden machen."

„Ja, das ist auch meine Ansicht, Papa," antwortete Cyprienne. „Eben als Du vorhin eintratst, sprach ich gegen Don José den Wunsch aus, dieses Vermögen in die Hände eines rechtmäßigen Erben der Familie von Rancogne zu legen, oder wenn ein solcher Erbe nicht vorhanden ist, es zu wohlthätigen Stiftungen zu verwenden."

„Und was antwortete Don José hierauf?" fragte der Graf.

„Er sagte, daß er damit vollkommen einverstanden sei. Du siehst, Papa, daß er von keinem eigennützigen Interesse geleitet wird, daß er mit einem Wort unschuldig ist."

54. Capitel.

Ein Tagewerk Legigant's.

Nachdem Legigant den Schlüssel zum Oratorium in die Seine geworfen, verlor er keine Zeit.

Was sollte er mit dem nach seiner Meinung so kostbaren Papier machen, welches er in die Tasche gesteckt hatte?

Das wußte er noch nicht. Sein Plan war noch nicht entworfen. Wohl aber wußte er, daß er das, was er thun wollte, bald thun müßte.

Er war schon zu weit gegangen, als daß es ihm möglich gewesen wäre, zu zögern oder umzukehren. Der Sieg gehört dem Schnellsten.

Die in seinem Hirn keimende Idee entwickelte sich immer deutlicher und bestimmter.

Wie ein General, der im Geiste mit den Bewegungen seiner eigenen Truppen auch zugleich die des Feindes sieht, überdachte er gleichzeitig den Angriff und die Vertheidigung.

Hätte er blos an diese letztere gedacht, so wäre seine Aufgabe eine leichte gewesen.

Er war moralich und physisch überzeugt, daß Helene aus dem Kerker, in welchen er sie gleichsam begraben, nicht wieder herauskäme.

Demzufolge hatte er nur noch Don José zu fürchten.

Dieser glaubte jedoch nicht, daß Legigant im Stande sei, etwas zu unternehmen und dachte daher sicherlich auch nicht daran, ihn zu beunruhigen.

Es war deshalb nichts einfacher, als sich der gemeinsamen Casse im Faubourg Montmartre zu bemächtigen und damit in's Ausland zu gehen.

Die Leichtigkeit des ersten Erfolges hatte aber Legigant's Ehrgeiz angestachelt. Vor wenigen Stunden verlangte er nichts als die Freiheit, jetzt wollte er kämpfen und triumphiren.

Der Gedanke an Matifay's Millionen, die so nahe lagen und die er durch einen kühnen Griff an sich reißen konnte, hatte für ihn etwas unwiderstehlich Verlockendes.

Er beschloß daher einen letzten Versuch zu machen, selbst auf die Gefahr einer vollständigen Niederlage hin.

Er glich hierin jenen eingefleischten Spielern, die ihre letzten Goldstücke auf den grünen Teppich werfen, um dann, wenn sie dieselben verloren, zum Pistol oder Strick des Selbstmörders zu greifen.

In der Mitte des Tuileriengartens angelangt, empfand er das Bedürfniß, in den Wirrwarr von Ideen, die in seinem Gehirn kreisten, ein wenig Ordnung zu bringen.

Er setzte sich auf eine Bank, zog das kostbare

Document, auf welches er seine ganze Hoffnung setzte, aus der Tasche und las es aufmerksam.

Es waren noch verschiedene Papiere beigefügt, die alle gehörig gestempelt, unterzeichnet und legalisirt waren. Sie bestanden in Geburtsscheinen, Trauungsattesten und Todtenscheinen.

Legigant las jedes dieser Papiere sorgfältig durch, legte sie dann in seine Brieftasche und richtete sich lächelnd empor.

Zugleich leckte er sich lüstern die Lippen wie ein wildes Thier, welches eine Beute wittert.

Sein Plan war gefunden.

Ohne Zögern und rasch lenkte er seine Schritte nach der Pointe Saint Eustache.

Die Bude unseres alten Freundes Gosse war geöffnet, denn das liebe Männchen, welches sich mit der angebeteten Bebelle vollständig ausgesöhnt, hatte seine gewohnte Beschäftigung auch schon längst wieder aufgenommen.

Als Herr Gosse den Speculanten kommen sah, schauderte er; er ahnte, daß er abermals die Hand zu einer schlimmen Geschichte bieten solle.

Legigant besaß jedoch den goldenen Schlüssel, welcher die Herzen öffnet und die Mittel zum Betrinken gewährt.

Der öffentliche Schreiber zögerte daher nur so lange, als es nöthig war, um seiner Nachgiebigkeit einen größeren Werth zu verleihen.

Er blieb ungefähr eine halbe Stunde mit Legigant eingeschlossen. Dann verließ Letzterer die Bude und schwenkte mit zufriedener Miene einen Brief, der an den Grafen Loredan von Puysaie adressirt war.

Dieser Brief sollte einerseits den Einfluß Don José's auf den Grafen vernichten und zweitens noch eine andere Wirkung äußern, welche unsere Leser später kennen lernen werden.

Sobald als Legigant diesen Brief frankirt und zur

Post gegeben hatte, sprang er in eine Droschke, und ließ sich zu dem Doctor Toinon führen.

Die Magd — Toinon hatte eine Magd und zwar eine sehr hübsche — öffnete und Legigant stürmte ohne Weiteres in das Schlafzimmer des Arztes hinein.

„Heda! Vorwärts!“ rief er. „Jetzt ist es nicht Zeit zu schlafen. Unsere Köpfe stehen auf dem Spiele!“

Der bei den Damen so beliebte Arzt fuhr sich mit der Hand unwillkürlich über den Körpertheil, welcher, den Worten seines Freundes zufolge, auf so unangenehme Weise bedroht war.

„Aber, mein Gott, was gibt es denn?“ fragte er.

„Kleide Dich an,“ antworte Legigant, „und mach' schnell! Wir werden später plaudern.“

Toinon streckte seine mageren Beine, um welche die flanellene Unterhose kläglich herumschlotterte, eins nach dem andern aus dem Bette.

„Aber,“ begann er wieder, „ich möchte doch erst wissen —“

Legigant warf ihm einen furchtbaren Blick zu.

„Es ist gut, mein Freund,“ stotterte der Arzt, ich will mich sogleich ankleiden.“

Er that dies auch wirklich.

O, Muse der Haarkünstler, der Schnürleibfabricanten, der Schneider und der Hühneraugen-Operateure, Dich sollten wir in dem Augenblicke anrufen, um das, was Doctor Toinon seine Toilette nannte, so zu beschreiben, wie ein solcher Gegenstand es verdient.

Der Gang der Ereignisse treibt uns aber weiter und gestattet uns nicht, bei diesem interessanten Tableau zu verweilen.

Dies war auch Legigant's Meinung.

Er ging im Zimmer auf und ab, wie ein Bär in seinem Käfig, während Doktor Toinon sich adonisirte, Haar und Bart färbte, die Nägel mit Bimsstein rieb und sich mit Eau de Cologne buchstäblich überschwemmte.

Endlich war er mit Allem zu Stande und erschien nun in seinem ganzen Glanze — in perlgrauen Pantalons, blauem Frack mit goldenen Knöpfen und einem Spazierstöckchen in den gelbbeschuhten Händen.

„Nun aber rasch vorwärts!“ rief Legigant. „Komm! Komm! Dort können wir besser plaudern. Ich habe meinen Wagen unten.“

„Dort“ bedeutete in dem Bureau der Rue du Faubourg Montmartre.

Sobald die beiden Freunde in das Allerheiligste der Firma „H. Legigant und Comp.“ eingetreten waren, schlossen sie sich sorgfältig ein, um nicht von dem kleinen Commis und dem alten Cassierer gestört zu werden. Dann ließ Legigant seinen Freund an seiner Seite Platz nehmen und begann mit leiser Stimme eine lange Geschichte.

Diese Geschichte hatte allem Anscheine nach nichts sehr Angenehmes, denn Toinons Wangen wurden trotz der Schminke aschfahl und schrumpften noch mehr zusammen.

Als Legigant fertig war, sprang Toinon wie von einer Feder geschnellt empor.

Legigant blieb ruhig in dem grünen Directionssessel sitzen, wendete sich, die Arme über der Lehne kreuzend, halb nach Toinon herum und fragte:

„Wozu werden wir uns nun entschließen?“

„Was Deine Person betrifft,“ rief der liebenswürdige Arzt, „so wirst Du Dich zu dem entschließen, was Dir beliebt, mein Freund. Was mich betrifft, so werde ich mir unverweilt Postpferde bestellen.“

Legigant zuckte die Achseln.

„Wir haben noch Zeit,“ sagte er ruhig.

„Pardieu!“ rief Toinon, indem er wüthend an dem Knopfe seines Stockes herumbiß, „Du scheinst die Sache sehr leicht zu nehmen. Weißt Du, an wen Du mich erinnerst? Du erinnerst mich ganz einfach an Jean Bart.“

„Der auf einer Pulvertonne saß und ruhig seine Pfeife rauchte, nicht wahr? Nun wohl! Er schmauchte mit großem Behagen und die Tonne flog nicht in die Luft.“

„Schmauche auch Du, so lange es Dir beliebt, mein Freund, aber schmauche allein. Ich bin kein Freund vom Tabakrauchen, es ist nicht fein.“

Und mit diesen Worten lenkte der Arzt, so rasch als seine Stelzbeine es ihm erlaubten, seine Schritte nach der Thüre.

Schon hatte er die Hand auf dem Schlosse als Legigant ihn zurückrief.

„Toinon!“

„Was gibt's?“

„Deine Idee ist nicht schlecht,“ sagte Legigant im gutmüthigen Tone und zeigte mit dem Finger auf den Cassenschrank, welcher majestätisch in einem der Winkel des Zimmers paradirte. „Hast Du den Schlüssel mit?“ setzte er hinzu.

Um der Klarheit der Erzählung willen müssen wir erwähnen, auf welche Weise das unter der Firma „H. Legigant und Comp.“ bestehende Geschäft organisirt war.

Man hätte, im Gegensatz zu den meisten andern derartigen Geschäften, von diesem sagen können, es sei auf gegenseitiges Mißtrauen gegründet worden.

Zu der Zeit, wo der Oberst Fritz noch dazu gehörte, war dieser der Haupt-Mäkler gewesen. Legigant war erster, unumschränkter Director und Toinon war nicht Cassierer, wohl aber Schließer.

Da er in Abwesenheit seiner beiden Compagnons nicht zu dieser Casse gelangen konnte, so hatte man ihm einen hohen Beweis von Vertrauen dadurch gegeben, daß man die Schlüssel seiner Obhut anvertraut hatte.

Diese Schlüssel zog er jetzt aus der Tasche seiner Weste und die beiden Associe's öffneten den Cassenschrank.

Derselbe enthielt einige hunderttausende Francs, dieselben, welche Nini Moustache eines Tages Legigant so verächtlich in's Gesicht geworfen hatte.

55. Capitel.

Das Café Badoche.

Toinon stand Anfangs wie geblendet vor dem Inhalt dieser seiner Redlichkeit anvertrauten Casse.

„Wir wollen theilen," sagte Legigant im stolzen Tone.

Toinon streckte sofort seine lange schmale Hand, die einer Gänsepfote glich, nach den Bankbilletbündeln und den Haufen blanker Goldstücke aus.

Mit einem leichten Aufschrei des Schmerzes aber zog er diese Hand sofort wieder zurück.

„Geduld!" rief Legigant, welcher den allzu begierigen Fingern des Arztes einen Hieb mit dem Lineal versetzt hatte. „Ehe wir zur wirklichen Theilung übergehen, haben wir ein paar Wörtchen mit einander zu sprechen.

Mit diesen Worten nahm Legigant wieder in dem Sessel Platz und Toinon setzte sich fügsam wieder neben ihn.

Die Thüre der Casse war offen geblieben und von Zeit zu Zeit warf der Arzt, um wieder Muth zu schöpfen, einen langen Blick nach dieser Seite, gerade wie kranke Kinder, welche, während sie die bittere Arzenei einnehmen, kein Auge von der Zuckertorte verwenden, welche ihnen den unangenehmen Geschmack vergessen machen soll.

Legigant sprach wieder in leisem, aber festem Tone, wie ein Mann, welcher Bedingungen vorschreibt und Befehle ertheilt.

Wohl versuchte der Arzt mit den Worten: „Aber dennoch, lieber Freund —" eine schüchterne Entgegnung,

jedes Mal aber ward er von Legigant's Blick gleichsam magnetisirt und schluckte seine Bemerkung wieder hinunter.

Uebrigens war ja auch die Casse da, die Casse mit ihrem schönen Inhalt.

Und dennoch, was bedeutete dieser armselige Inhalt im Vergleich zu den magischen Ziffern, von welchen Legigant seine Rede funkeln ließ! In dem Cassenschranke befanden sich höchstens einige hunderttausend Francs und Legigant sprach von Millionen.

Der Doctor war aber klug und wie Lafontaine der Meinung, daß ein Vogel in der Hand besser sei als zehn auf dem Dache. Zehn Vögel auf dem Dache sind aber wiederum immer noch besser als gar keiner.

Legigant's letztes Wort war:

„Alles oder nichts."

Der arme Doctor sah sich daher genöthigt, „Alles" zu wählen, trotz seiner angeborenen Scheu vor Gefahr und Abenteuern.

Als die beiden Compagnons sich verständigt hatten, erfolgte die Theilung auf die regelmäßigste Weise von der Welt.

Nachdem dies geschehen, ward die leere Casse geschlossen und Beide verließen das Bureau, indem sie wie gute Freunde von Diesem und Jenem plauderten. Ich glaube sogar, daß Legigant dem Commis auftrug, den Leuten, welche nach ihm fragen würden, zu sagen, er sei verreist und man würde ihn erst in acht Tagen wiedersehen.

In acht Tagen aber hoffte Legigant für den Fall, daß sein Plan nicht gelang, schon weit zu sein.

Der Wagen wartete.

Es war jetzt ungefähr eilf Uhr.

Legigant und Toinon stiegen in den Wagen und ließen sich nach der Rue de la Harpe fahren.

In dieser Straße blühte ein Etablissement, welches

den Herren Studirenden, die im so und so vielten Semester standen, unter dem Namen des Café Badoche bekannt war.

Am Tage gab dieser elegante Vergnügungsort sich dem Publicum durch die gewöhnlichen Wandgemälde, zwei gekreuzte Billardstecken mit drei pyramidenförmig über einander stehenden Bällen dazwischen und große Schaufenster zu erkennen, in welchen man lange Reihen von bunten Flaschen und allerhand Delicatessen in schlechtem Zustande sah.

Abends ward über der Thüre eine rothe Laterne angezündet, welche weithin leuchtete wie die Flamme eines Leuchtthurms.

Dieses wegen der guten Haltung seiner Kundschaft bemerkenswerthe Café war dasselbe, in welchem unser Freund Gosse früher das Bier so gut fand.

Das Innere des Etablissements entsprach seinem weitverbreiteten Rufe nur in ungenügendem Grade.

Es war ein langes schmales Zimmer, an dessen Wänden man eine Menge Bilder sah, welche von der Kunstfertigkeit und Phantasie des Malers durchaus kein rühmliches Zeugniß ablegten.

Dem Eintretenden schlug hier ein Geruch entgegen, der von einem höchst angenehmen Gemisch von Tabaksqualm, Bierhefe und Fusel herrührte.

Der Hauptvorzug aber, den dieses Café besaß und der seinen Glanz sicherte und verewigte, war Badoche der Große, der Große! der Einzige, der Einzige!

Der Mann, der diesen Namen führte, der ehemalige Stern der „Chaumière" und des „Prado," war in seiner Art ein Delacroix, ein Victor Hugo.

Von Person war er ein kleiner, hagerer Kauz, flink wie eine Fliege, runzelig wie eine alte Frau. In seinen Beinen machte sich ein krampfhaftes Zucken bemerkbar und seine Stimme klang dünn und engbrüstig. Was seine Moral betraf, so bestand dieselbe darin, daß er gar keine hatte.

Uebrigens war dieser brave Mann, der das Handwerk eines Commissärs trieb, der beste Mann von der Welt.

Er schlug nie eine Partie Billard aus, denn er war mit den Händen ebenso geschickt wie mit den Füßen, und verschmähte es nicht, seine glorreiche Vergangenheit unter den gelben, grünen, blauen und rothen Mützen der Studenten zu compromittiren.

Er ertheilte Unterricht im Cancan, ebenso wie in den Anfangsgründen der Carambolage.

Von der Dame des Comptoirs wollen wir weiter nichts sagen, als daß sie groß und dick war und zu einem Portrait der Dubarry hätte sitzen können, wie man ihr dies gleich an ihrem Schnurbart ansah.

Badoche verdunkelte Alles, gerade so wie die Sonne, wenn sie strahlend am Horizont aufsteigt, mit den Sternen thut, welche sofort bescheiden erlöschen.

Eine einzige Berühmtheit in dem Café konnte es mit Badoche aufnehmen. Diese Berühmtheit hieß Marie Josef Tarantas.

Es war dies ein großer, starker, breitschultriger Mann mit großen, blauen Augen, welche die Frauen des Quartiers latin träumen machte, denn diese sind im Stande, noch zu träumen, während sie doch aufstehen, und den Dunst von Abscheu, Scham und Selbstverachtung abschütteln sollten, der sie umhüllt, wie der Nebel den Himmel umschleiert.

Maria Josef Tarantas hatte — es mochte dies aber ein wenig lange her sein — auch einmal eine Jugend gehabt; man sah dies noch an den Spuren derselben, in den jetzt schlaffen Zügen seines Gesichts.

Damals hatte eine Mutter mit zärtlicher und stolzer Hand sein blondes Haar geglättet, welches jetzt struppig herabhing wie eine Mähne. Diese arme Mutter hatte diese Stirn geküßt, welche jetzt mit vorzeitigen Runzeln bedeckt war; ebenso wie die von Alkohol ver-

brannten Lippen und die von Schwelgerei und Hunger hohlgewordenen Wangen.

Tarantas verstand Spaß, nur sah er es nicht gern, wenn man von seiner Mutter sprach.

Zwei oder drei schlechte Spaßmacher, die von dieser Schwäche Kenntniß erhalten, waren eines Tages auf den Einfall gekommen, ihn in dieser Beziehung auf die Probe zu stellen.

An diesem Tage waren in dem Café Badoche zwei Rippen zerschlagen und ein Arm ausgerenkt worden.

Tarantas war stark, stark wie ein Stier, und auch so sanft wie ein solcher, nämlich wenn er nicht betrunken war.

Früher war er auch intelligent gewesen. Als Student hatte er mehrmals bei der großen Preisbewerbung die Prämie erhalten, und man setzte mit Recht große Hoffnungen auf ihn.

Gegenwärtig suchte er leider seine Intelligenz so viel als möglich zu ertödten und seine Seele stand ausschließlich im Dienste seines Körpers.

Dieser letztere gedieh denn auch auf merkwürdige Weise. Tarantas aß für Zehn und trank für Zwanzig, bezahlte aber im Gegensatze hierzu nicht für Einen.

Badoche, sein Freund, der nur über unbezahlte Rechnungen in Zorn gerieth, beklagte sich darüber nicht. Im Gegentheile, lieber hätte er die besten und pünctlichsten seiner Gäste verloren, als sich von Tarantas getrennt.

Tarantas war sein rechter Arm, seine Executivgewalt, mit einem Worte der Mann, ohne welchen er nicht existiren konnte. Badoche befahl, Tarantas gehorchte.

Entstand ein Streit in dem Etablissement, so hieß es: „Wo ist Tarantas?“

„Hier ist Tarantas!“ schrie dann die gellende Stimme der Dubarry des Comptoirs.

Und Alles kehrte bei diesem gefürchteten Namen zufrieden zurück.

Abgesehen von seinen delicaten Diensten als Badoche's vollziehende Gewalt leistete Tarantas auch noch andere, die ebenfalls ihren Werth hatten.

Wenn Badoche nicht selbst zugegen war, so vertrat Tarantas seine Stelle am Billard. Er war es, der gewöhnlich am Abend den „Poule“ dirigirte.

Während des Tags war sein Tisch in der Ecke, links im Hintergrund, niemals leer.

Man spielte hier zahlreiche Partien Ecarté, die in in Folge eines physikalischen Phänomens, welches in dergleichen Etablissements häufig vorkommt, sich in zahlreiche Gläser Bier oder Absynth verwandelten.

Tarantes trank für Drei und die Verlierer bezahlten.

Das beförderte den Geschäftsgang.

Wenn man uns fragt, aus welchem Grunde diese schöne Intelligenz erloschen, dieser schöne, kraftvolle Körper abgenutzt und abgestumpft, dieses von Haus aus noble Gemüth zu dieser Gemeinheit herabgesunken war, hat man darauf nur eine Antwort:

Diese moralische und physische Entwürdigung war das Werk des Lasterspeculanten Legigant.

56. Capitel.

Marie Josef Tarantas.

Marie Josef Tarantas stammte aus einer guten Familie in der Provinz.

Sein Vater, der noch ganz jung gestorben war, hatte ihm weiter nichts hinterlassen, als ein zwischen Dournazac und Saint Mathieu gelegenes Besitzthum, welches aus drei Meiereien und einem Jagdgehege bestand.

Das Ganze bildete ein sehr umfangreiches Terrain, welches aber keinen großen Werth hatte. Im Limousin

ist der Boden wohlfeil und zu jener Zeit galt er noch weniger als gegenwärtig.

Obschon also nicht reich, besaß Marie Josef Tarantas doch genug, um als Landedelmann bequem leben zu können. Er hatte acht Paar Ochsen im Stalle, zweihundert Stück Geflügel im Hofe, vier Kettenhunde und ein munteres, kleines, braunes Pferd mit behaarten Beinen.

Es war dies, wie gesagt, kein Reichthum, aber doch Wohlstand.

Außerdem besaß Marie Josef Tarantas große Kastanienwaldungen, grüne Wiesen, kühle Thäler mit lebendem Wasser, Teiche, in welchen der blaue Himmel sich spiegelte und die im hellen Sonnenscheine wie Diamanten funkelten, weitgestreckte Ebenen, auf welchen das gelbe Gold des Weizens und das rothe Gold des Roggens wogte, herrliche Buchweizenfelder, die von oben weiß und von unten roth aussahen und einer von der untergehenden Sonne beleuchteten, durchsichtigen Schneeschichte glichen.

Zuweilen des Abends, wenn Marie Josef beim Glase saß, sah er Alles dies an seinen Augen vorüberziehen.

Dann sah er auch seine Mutter wieder, sowie sie damals war, noch jung und schön, mit dem Ausdrucke der vollendetsten Herzensgüte.

Arme, verblendete Mutter! Sie wollte aus ihrem geliebten Sohn einen vornehmen Mann, einen Gelehrten machen. Marie Josef ward auf dem Gymnasium gebildet, was schon schwere Kosten verursachte und das geringe Einkommen der Witwe noch mehr reducirte.

Als aber seine Lehrer ihm bei seinen unbestreitbaren Talenten eine sichere Zukunft prophezeiten, legte die gute Frau sich noch größere Opfer auf.

Man schickte Tarantas nach Paris.

Von diesem Augenblicke an läßt sich seine verhängnißvolle Geschichte in wenige Zeilen zusammenfassen.

Er vermehrte einfach die Zahl der Existenzen, welche durch Müßiggang, Leichtsinn und Schwelgerei auf immer zu Grunde gerichtet werden.

Sein großes Besitzthum repräsentirte ein Capital von kaum sechzigtausend Francs. In einer so armen Gegend, wie das Limousin, war dies jedoch schon ein bedeutendes Vermögen.

Marie Josef Tarantas glaubte sogar, es könne niemals alle werden.

Gewöhnt, alle Wünsche, noch ehe sie ausgesprochen, erfüllt zu sehen, konnte er sich nie etwas versagen, mochte es sein, was es wollte.

Von Natur freigebig, lebten er und seine größtentheils armen Studiengenossen, als ob er der Besitzer unterirdischer, fabelhafter Schätze gewesen wäre.

Die Folge war, daß er die gute Mutter, die ihm nie etwas abschlagen konnte, fortwährend um Geld peinigte.

Als ein Jahr um war, mußte er gestehen, daß er nicht unbedeutende Schulden gemacht hatte, und am Ende des zweiten waren dieselben noch bedeutender.

Alle Ersparnisse der Witwe, alle ihre Einkünfte wurden durch dieses Danaïdenfaß verschlungen.

Tarantas selbst hatte von diesen ungeheuern Opfern keinen Nutzen.

Die Ferien brachte er bei seiner Mutter zu und ward dann empfangen wie der Herr, der König des Hauses. Die arme Mutter beklagte sich nicht. Marie Josef, der von Herzen nicht bös war, bemerkte aber recht wohl, daß es im Hause jetzt knapper zuging, als sonst.

Der Wagen war verkauft und Madame Tarantas ging jetzt zu Fuße in die Kirche.

Auch in anderen Beziehungen war es anders geworden und man suchte an Fleisch, an Brot und an Colonialwaaren so viel als möglich zu sparen.

Diese Wahrnehmungen machten auf Marie Josef mehr Eindruck, als Klagen oder Vorwürfe. Er begriff die Situation recht wohl und hätte sich vielleicht am Rande des Abgrundes noch Einhalt gethan, wenn er nicht gleich bei seiner Rückkehr nach Paris mit Legigant zusammengetroffen wäre.

Dieser öffnete ihm seine Börse und lieh jede Summe, welche der Student von ihm verlangte.

Kaum waren, nachdem Marie Josef seine guten Vorsätze gefaßt, sechs Monate vergangen, so sah er sich gezwungen, seiner Mutter ein neues Deficit anzuzeigen.

Sie beklagte sich diesmal ebenso wenig, wie vorher, aber sie verkaufte eine der Meiereien.

Acker für Acker, Wiese für Wiese hatten die andern beiden dasselbe Schicksal und bezahlten das Darlehen des Wucherers mit hundert Procent zurück.

Josef Marie, der sich nun verloren gab, suchte seine Reue im Strudel eines immer tolleren Schwelgerlebens zu vergessen, und obschon er wußte, daß ein Tag kommen würde, wo es ihm absolut unmöglich wäre, in dieser Weise fortzuleben, besaß er doch Schamgefühl genug, um seiner Mutter seine wirkliche Lage so viel als möglich zu verbergen.

Jede Woche schrieb er ihr enthusiastische Briefe, worin er von nichts sprach, als von seinen Arbeiten, von seiner Zukunft, von dem Ruhme und dem Reichthume, den er ganz gewiß einmal ernten würde.

Die gute Frau glaubte an ihren Sohn, wie man an Gott glaubt. Sie hätte es sich zum Verbrechen angerechnet, wenn sie es ihm an Etwas hätte fehlen lassen sollen, was er zur Erlangung seines künftigen Ruhmes und Reichthums bedurfte.

Dennoch sah sie sich eines Tages genöthigt, eine neue Forderung des lieben Sohnes unbefriedigt zu lassen.

Sie besaß jetzt weiter nichts als ihr Haus und, wie man zu sagen pflegt, ihre Augen, um zu weinen.

Sie weinte, die arme Frau, über den verlorenen Sohn, den sie nun seit vielen Jahren nicht wiedergesehen.

Sie weinte so sehr, daß ihre Augen sich umnachteten und sie eines Tages an Marie Josef, der fortwährend einen Besuch versprach, den er aber immer wieder hinausschob, schrieb:

„Du hast zu lange gewartet, mein Sohn, Du wirst mich nicht wiedersehen.“

Dieser in seiner Einfachheit so beredte und so erschütternde, undeutlich geschriebene, mit Thränen benetzte Brief hätte das Herz des undankbaren Sohnes beinahe aus seinem Schlafe aufgerüttelt.

Wäre er einige Jahre eher gekommen, so hätte er Tarantas vielleicht gerettet.

Jetzt aber war es zu spät. Die Fähigkeit zur Arbeit war dahin, der Verstand stumpf, das Schwelgerleben zur Gewohnheit geworden und keine Umkehr mehr möglich.

Marie Josef warf einen erschrockenen Blick in die Tiefen seiner Versunkenheit und entsagte jedem Versuche, sich daraus emporzuarbeiten. Wenigstens aber gelobte er sich, daß „die alte Frau“ bis zu ihrem Tode ihr Haus und ihren Garten behalten sollte.

Er that noch mehr. Er hatte den Muth, sich ihr gegenüber ein künstliches Leben zu schaffen.

Hungernd und frierend, fern von jedem geliebten Wesen, einsam auf dem schmutzigen Pflaster von Paris umherirrend, wollte er seiner Mutter gegenüber, wenn auch nicht reich, doch immer noch wohlhabend sein.

In den Augenblicken, wo er an sie schrieb, ward er auf einige Stunden wieder der Marie Josef, der er wirklich hätte sein können. Er erzählte ihr seine Pläne für die Zukunft, seine eingebildeten Erfolge, und da er ihr das Glück, welches er so leichtsinnig verscherzt, nicht wirklich schicken konnte, so schickte er ihr wenigstens die Illusion.

Es lebten auf diese Weise in Marie Josef Tarantas zwei ganz verschiedene Wesen: Marie Josef und Tarantas.

Marie Josef war jung, schön, liebend, geliebt, rein an Geist und Herzen, erfüllt von Ehrgeiz und Plänen für die Zukunft, beseelt von Vertrauen auf die Güte der Menschen, die Gerechtigkeit der Vorsehung.

Tarantas dagegen war vor der Zeit alt, sein Verstand ebenso abgestumpft, wie sein Herz und sein Kopf fortwährend in den Schlaf der Gleichgiltigkeit und des Rausches versunken.

Der Eine war der junge und schöne Student, der Andere der gemeine Stammgast des Café Badoche.

Eine einzige gute Seite hatte sich noch bei Tarantas erhalten. Er hegte keinen Groll. Aller Haß, den er kannte, galt einem einzigen Manne, dem Urheber seines ganzen Unglücks und seiner Gewissensbisse.

Wir haben Legigant genannt.

In dem Augenblicke, wo dieser mit Doctor Toinon vor dem Café Badoche aus dem Wagen stieg, schlug es halb Zwölf.

Im Quartier Latin pflegt man spät aufzustehen. Die Zimmer waren daher noch fast leer. Der Kellner wischte die Tische ab und die schnurbärtige Dubarry beendete auf der Ecke des Comptoirs ihr Frühstück.

Badoche übte sich im Klappstoßen und Pistoletspielen.

Allein und düster an seinem gewöhnlichen Tische sitzend, machte Marie Josef Tarantas sich ein Glas Absynth zurecht.

Niemand hätte gewagt, ihn während dieser interessanten Operation zu stören.

Der Vormittag ward ihm allein sehr schwer zu überstehen und es fiel Niemandem ein, während dieser Zeit ein Wort an ihn zu richten.

Der Grund davon lag darin, daß er noch nüchtern war, — das heißt verhältnißmäßig.

Die Aufregung des vergangenen Abends hatte sich im Schlafe gelegt. Er dachte an die Kastanienwälder, an die Wiesen, an die Teiche, an die Weizen- und Roggenfelder.

Ganz besonders dachte er an die „alte Frau."

Sowie er aber wieder sein gehöriges Quantum Alkohol im Leibe hatte, belebte sich sein Blick und sein Mund fand das Gelächter, das gemeine bestialische Gelächter der Trunkenheit wieder.

Er vergaß.

Plötzlich öffnete sich die Eingangsthüre und Marie Josef, der sein Glas Absynth schon an die Lippen hielt, setzte es mit einem dumpfen Ausruf wieder auf den Marmortisch nieder.

Er war sehr bleich. Er hatte den Mann erkannt, denn er von allen Menschen am meisten haßte.

Legigant, welchem Toinon dicht auf dem Fuße folgte, obschon er sich klüglich hinter ihm verborgen hielt, ging gerade auf Marie Josef zu.

Ein freundliches, wohlwollendes Lächeln verklärte das sonst in der Regel nicht sehr liebenswürdige Gesicht des Wucherers.

Der über diese Keckheit erstaunte Exstudent sah ihn mit offenem Munde an.

Legigant bot ihm sogar seine breite Hand.

Marie Josef ergriff mit der rechten Hand sein Glas, wie um es Legigant in's Gesicht zu werfen, brummte einige unverständliche Worte und setzte sich wieder.

„Kennen Sie denn Ihre Freunde nicht mehr?" fragte Legigant mit freimüthigem Lächeln. „Es ist freilich lange her, daß wir einander nicht gesehen haben, Herr Tarantas."

Indem Legigant dies sagte, setzte er sich Marie Josef gegenüber, wendete sich halb nach Badoche herum, der immer noch seine Billardstudien fortsetzte und rief:

„Heda, alter Freund! Zwei Glas Wermuth für mich und meinen Freund.“

Badoche beeilte sich, den verlangten Liqueur zu holen und Legigant, der immer liebenswürdiger ward, wendete sich abermals zu Tarantas, der immer noch in den Bart brummte.

„Ich sehe schon, wie es steht,“ sagte er. „Ihr seid noch böse auf mich. Ich möchte aber wissen, was das Euch nützen könnte. Mein Gott, Geschäfte sind Geschäfte. Es hat mir allemal selbst das Herz geblutet, wenn Ihr mich am Verfalltag nicht bezahlen konntet. Hätte ich blos von mir abgehangen, so hätte ich gern gewartet, denn was thut man nicht für einen Freund! — Aber es brannte mir selbst auf die Nägel, ich mußte das Geld haben und dann ist es, wie das Sprichwort sagt: Es treibt ein Keil den andern. Nicht wahr, Toinon?“

Toinon wollte antworten, die düstere Haltung des ehemaligen Studenten imponirte ihm aber. Der gute Doctor fand, daß das Abenteuer schlimm ablaufen konnte.

Daher begnügte er sich, durch eine Geberde seine Zustimmung zu erkennen zu geben.

Marie Josef schlug plötzlich und ohne daß anscheinend ein Grund dazu vorlag, mit der geballten Faust auf den Marmortisch und zwar so heftig, daß die Gläser zusammenklirrten.

„Was wollt Ihr denn noch von mir?“ fragte er Legigant.

„Da haben wir's,“ sagte Legigant in väterlich-gutmüthigem Tone. „Sagte ich es nicht, Toinon? Man thut sehr Unrecht daran, sich um gewisse Leute zu bekümmern, denn die beste Absicht wird in der Regel am schlechtesten gedeutet. Ich interessire mich für diesen jungen Mann, weil ich, ohne es zu wollen, die Ursache seines Unglücks gewesen bin. Jetzt kommt mir ein vortreffliches Geschäft in die Hand, welches ihm, wenn es ihn auch nicht geradezu reich macht, doch wenigstens das, was er

verloren, doppelt wiedererſetzen kann. Anſtatt mich nun an den erſten Beſten zu wenden, der ganz gewiß mein Anerbieten mit Dank annehmen würde, ſage ich zu mir: „Das wäre etwas für den armen, guten Tarantas, der ſo nicht weiß, was er beginnen ſoll. Ich werde ihn aufſuchen.“ Und nun werde ich auf dieſe Weiſe empfangen!“

Tarantas ſtürzte ſein Glas auf einen Zug hinunter und lächelte dann ſpöttiſch.

„Ha! ha! ha!“ rief er. „Redet doch nicht von Eurer Gutmüthigkeit, Legigant! Sie gleicht der des Wolfes gegen die Schafe.“

„Nun, wenn Ihr das glaubt, ſo will Euch nicht weiter durch meine Gegenwart beläſtigen.“

Mit dieſen Worten erhob er ſich.

„Komm', Toinon!“ fuhr er zu dem Arzte fort. „Verlaſſen wir dieſen Undankbaren. Wir werden ſchon Jemanden finden, der die hunderttauſend Francs nimmt, die ich ihm in einigen Tagen zu verdienen geben wollte.“

Tarantas machte große Augen.

„Hunderttauſend Francs!“ murmelte er.

„Vielleicht noch mehr, auf keinen Fall aber weniger,“ ſagte Legigant in peremptoriſchem Tone.

„Was für eine Büberei iſt es denn, zu der Ihr mich benutzen wollt?“ ſtotterte Marie Joſef.

Legigant zuckte die Achſeln.

„Vorurtheile!“ rief er, indem er ſpöttiſch den Mund verzog. „Es kann nichts einfacher und klarer ſein, als das Geſchäft, mit welchem ich Euch beauftragen wollte; da Ihr es aber verſchmäht —“

Und er that, als wollte er ſeine Schritte nach der Thüre lenken.

„Wartet!“ rief Marie Joſef.

Legigant drehte ſich wieder herum.

„Na,“ ſagte er lächelnd, „beſinnt Ihr Euch? Das freut mich, denn ich will lieber, daß dieſer Gewinn Euch

zufällt als einem Andern. Schlagt ein, Camerad, und sagt: „Topp, die Sache ist abgemacht!“

„Erst,“ murmelte Tarantas mit so leiser Stimme, daß er beinahe unverständlich war, „erst möchte ich wissen, um was es sich handelt.“

„Vor allen Dingen,“ antwortete Legigant, „wollen wir zusammen Frühstücken gehen. Dann werde ich Euch erklären, was man von Euch erwartet. Vorher sind gewisse Vorbereitungen nöthig. Toinon, lass' den Wagen vorfahren.“

„Er ist schon da,“ antwortete Toinon, der, als er sah, welche neue Wendung die Dinge nahmen, sich auf einige Minuten entfernt hatte.

In der That hielt die Droschke jetzt vor der Thüre des Café.

„Nun denn vorwärts!“ rief Legigant in ermunterndem Tone. „Steigt ein, Camerad Tarantas, und nun fahrt zu, Kutscher!“

Zehn Minuten später hielt der Wagen vor der Thüre eines Friseurs und eine halbe Stunde darauf vor der eines Kleidermagazins.

Dann fuhr man noch zu einem Hutmacher, einem Wäschehändler, einem Schuhmacher, und zuletzt nach einem berühmten Speiselocale des Palais Royal.

Als die drei Genossen in eines der hier zur Verfügung stehenden Privatcabinets traten, war Marie Josef Tarantas vollständig umgestaltet.

Er war jetzt ein eleganter Cavalier, etwas alt und abgelebt, wie ein Mann, der viel mitgemacht hat, trotz dieser anticipirten Abgelebtheit aber immer noch schön.

Er trug seine aus zweiter Hand gekauften Kleider mit einem Anstand, der sie ebenso elegant erscheinen ließ, als wenn sie soeben aus der Werkstatt des ersten Modeschneiders hervorgegangen wären.

Seine fein beschuhte Hand schwenkte ein zierliches Stöckchen mit goldenem Knopf und sein in Lackstiefeln

steckender Fuß schien gewöhnt, nur auf Teppichen einherzuwandeln.

Er war mit einem Worte das Urbild eines Gentlemann.

Legigant bewunderte mit stolzem Blicke sein Werk und sagte bei sich selbst:

„Mit einem solchen Helfershelfer kann das Gelingen keinen Augenblick zweifelhaft sein.“

Fühlte Tarantas sich vielleicht wieder in seinem Elemente, in dem Elemente, welches er niemals hätte verlassen sollen? Das wissen wir nicht, gewiß aber ist, daß ein Theil der Runzeln, die gewöhnlich auf der Stirne des jungen Mannes zu bemerken waren, sich geglättet hatten.

Stolz und ruhig, mit aufgerichteter Stirn und sicherem Blicke ging er einher, als ob er während der letzten zehn Jahre kein anderes Costüm getragen hätte, als das, welches er heute Legigant's seltsamer Freigebigkeit verdankte.

Während ihrer letzten Fahrt hatte Legigant, der sich heute vorgenommen zu haben schien, sich wahrhaft fürstlich zu zeigen, einen Commissionär vorangeschickt.

Demgemäß erwartete ein bereits servirtes Frühstück die Gäste in dem bestellten Privatcabinet.

Beim Anblick des feinen weißen Tafeltuchs, der Damast-Servietten, der Champagnerflaschen mit versilberten Hälsen in den Eiskübeln und aller dieser luxuriösen Dinge, die er nur so kurze Zeit gekannt und seit so langer Zeit wieder aus den Augen verloren, heiterte Marie Josefs Stirne sich noch mehr auf undein Lächeln, das fröhliche sorglose Lächeln der vergangenen Tage, kehrte auf seine Lippen zurück.

„Wohlan,“ sagte er bei sich selbst, „wenn wir auch kein Geschäft machen, so habe ich doch wenigstens einen neuen Anzug und ein gutes Frühstück weggebracht.“

Dann setzte er laut hinzu:

„Ich fange wirklich an, zu glauben, Legigant, daß ich Euch früher nicht richtig beurtheilt habe!“

„Und ich hoffe,“ entgegnete Legigant mit zweifelhafter Betonung, „daß Ihr Euch bald vollständig davon überzeugen werdet. Doch setzen wir uns zu Tische. Beim Dessert werden wir zum Plaudern Zeit genug haben.“

Diese Bemerkung war von einem bedeutsamen Lächeln und von einem heimtückischen Blick begleitet, welcher letztere speciell an Toinon gerichtet war, während Tarantas den Rücken wendete, um seinen Hut aufzuheben.

Der gute Doctor verstand ohne Zweifel dieses Lächeln und diesen Blick, denn er antwortete durch eine langsame Verneigung des Kopfes.

Man setzte sich zu Tische, Marie Josef Tarantas zwischen Legigant und Toinon auf den Divan.

Und nun begann das Frühstück in fröhlicher Weise.

Die Champagnerpfropfen knallten, das köstliche Naß perlte und knisterte in den langen, spitzen Krystallgläsern, denn die Mode, die sich so oft irrt, hatte damals noch nicht jene Bastardbecher erfunden, aus welchem man jetzt moussirende Weine zu trinken pflegt.

Marie Josefs Glas war nicht leer, denn seine beiden Nachbarn schänkten ihm unaufhörlich ein.

Die Wirkung dieses Verfahrens war eine ganz andere, als man vorausgesetzt hatte, denn so wie dem ehemaligen Studenten der Wein zu Kopfe stieg, ward er schweigsam und düster und zuweilen warf er einen versteckten Blick auf Legigant — einen Blick, aus welchem unversöhnlicher Haß leuchtete.

Offenbar trat Marie Josef Tarantas, wenn man ihn immer noch mehr trinken ließ, in das wüthende Stadium der Trunkenheit und suchte dann mit Legigant Streit anzufangen.

Der Wucherer hatte die Absicht gehabt, den ehegen Studenten zu betäuben, um dann desto leichter

von ihm das Versprechen der Mitwirkung bei einem Unternehmen zu erlangen, welches dem Leser zur Zeit noch unbekannt ist.

Er kannte jedoch die Gefahr, das wilde Thier zu reizen, welches in Marie Josef schlummerte und welches durch den Alkohol geweckt ward.

Deshalb. faßte er einen bestimmten Entschluß.

Er klingelte dem Kellner, zeigte auf die in dem Eiskübel liegenden, halb geleerten Flaschen Champagner und sagte:

„Nehmt diesen Wein weg.“

Tarantas gab die Unzufriedenheit, womit er diesen Befehl hörte, durch ein Grunzen kund und versuchte die Flasche, die ihm am nächsten zu erreichen war, festzuhalten.

Legigant nahm sie ihm aber ebenso wie das Glas weg und sagte im Tone eines Professors, welcher einen Schüler coramirt.

„Wir müssen hübsch bei Verstande bleiben. Wir haben wichtige Dinge zu besprechen.“

Tarantas fuhr sich mit der Hand über die Stirne, wie um den Schleier zu beseitigen, der seine Ideen zu umhüllen begann.

„Ach ja,“ sagte er: „Hattet Ihr mir nicht einen Vorschlag zu machen?

„Ja wohl, und zwar einen ganz famosen!“ rief Legigant.

Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Lieber Freund, Ihr sitzt jetzt ein wenig auf den Hefen, aber wenn man jung, intelligent und muthig ist, wie Ihr, so hat dies weiter nichts zu sagen. Man findet dann immer noch Mittel und Wege, sein Glück zu machen. Ich habe Eure bedrängte Lage freilich erst später erfahren, denn hätte ich dieselbe gleich Anfangs gekannt, so würde ich Euren Thorheiten nicht Vorschub geleistet haben. Dadurch, daß Ihr Euch selbst ruinirtet, habt Ihr auch Eure Mutter ruinirt.“

Legigant packte, wie dies stets seine Gewohnheit war, den Stier bei den Hörnern. Er wußte allerdings im Voraus, daß er, wenn er die Verhandlung auf diese Weise begann, sich der Gefahr aussetzte, Marie Josef's Zorn rege zu machen.

Er wußte aber auch ferner, daß auf diesen Zorn eine Entmuthigung folgen würde, die um so vollständiger wäre, je größer die Erbitterung gewesen, und er rechnete auf diesen Zustand, um Tarantas zur Annahme seines Vorschlages zu bewegen.

Mit funkelndem Auge und zitternder Lippe richtete Marie Josef sich auf dem Divan halb in die Höhe.

„Warum sagt Ihr mir das?“ fragte er. „Kommt es wohl Euch zu, mir dergleichen Vorwürfe zu machen?“

„Ihr seid,“ fuhr Legigant mit unerschütterlicher Ruhe fort, „gegenwärtig ganz herunter. Ihr habt keine Hilfsquelle und keine Hoffnung mehr. Wenn es mit dem Menschen einmal abwärts geht, so geht es in der Regel immer rascher und ich bin fest überzeugt, binnen zwei Jahren wäret Ihr ein Gauner oder ein Bettler.“

Es waren dies harte Worte, dennoch aber machten sie auf Marie Josef weniger Eindruck, als die, welche sich vorhin auf seine Mutter bezogen hatten.

„Nun und?“ fragte er mit der ganzen Kälte, deren er fähig war. „Ihr seid doch wahrscheinlich nicht hierhergekommen, um mich über eine Situation aufzuklären, die mir längst bekannt ist.“

„Nun so hört!“ fuhr Legigant fort. „Ich bin gekommen, um Euch, der Ihr nichts seid, der Ihr keine Hoffnungen mehr auf die Zukunft, keinen Rang in der Welt habt, einen Namen, einen Titel, ein Vermögen zu geben. Gebt ein Zeichen der Zustimmung und ich mache Euch zum Grafen. Sagt Ja und ich mache Euch reich.“

Tarantas glaubte zu träumen. Er fuhr sich wieder mit der Hand über die Augen, wie um diese trügerische Vision von Reichthum und hohem Stand zu verscheuchen.

„Ihr zweifelt wohl noch?“ rief Legigant. „Wohlan, hier ist etwas, was alle Zweifel heben wird.“

Mit diesen Worten zog er aus seiner Tasche das große Couvert, dessen Inhalt er mit zufriedener Miene durchblätterte.

„Hier ist der Geburtsschein Eures Vaters sowie der Eurer Mutter — nämlich des Vaters und der Mutter, die ich Euch geben will — hier ist ihr Ehecontract, und hier ist endlich das Testament des Einen und der Todtenschein des Andern.“

„Und wenn ich nun auf dieses Anerbieten einginge,“ fragte Tarantas, „wie würde ich dann heißen?“

„Graf Josef von Rancogne,“ antwortete Legigant mit der größten Einfachheit.

Marie Josef hatte sich erhoben und ging mit großen Schritten in dem kleinen Zimmer auf und ab. Er trocknete sich die Stirne, welche durch die Aufregung feucht gemacht ward.

Sein Rausch verflog allmälig und er begann zu begreifen, wie ernst der Act war, welchen man von ihm verlangte.

„Dann,“ sagte er, „handelt es sich also um einen Betrug, um die Unterschiebung einer falschen Person.“

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte Legigant mit dem liebenswürdigsten Lächeln. „Ich muß Euch bemerklich machen, lieber Freund, daß unsere Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, und daß ich Euch von dem Augenblicke an, wo Ihr mir gestattet, Euch so weit in mein Vertrauen einzuweihen, als betheiligt betrachte. Wenn Ihr Euern Beistand verweigert, wißt Ihr, was dann geschehen wird? Ich habe noch einen Wechsel auf Euch, dessen Bezahlung ich bis jetzt noch nicht verlangt habe, weil ich weiß, daß Ihr nicht bei Cassa seid. Dies aber ist der Faden, an dem ich Euch halte. Dieser Wechsel repräsentirt die Ruhe der letzten Lebenstage Eurer Mutter. Wenn ich will, so ist binnen vierzehn Tagen

die alte Frau, wie Ihr sie zu nennen pflegt, ärmer als die letzte Bettlerin im ganzen Limousin. Ihr selbst würdet die äußerste Armuth mit Philosophie ertragen, das weiß ich, wenn es sich aber um Eure Mutter handelt, so werdet Ihr doch wohl einige Rücksicht nehmen. Ihr habt sonach die Wahl. Entweder wird Euer väterliches Haus verkauft und das letzte Stück des dazu gehörigen Bodens verauctionirt, oder Ihr kommt in den Besitz einer anständigen Summe, ich kann sagen eines kleinen Vermögens — denn wir sind nicht gewohnt, mit Denen, die uns dienen, zu knausern — eines Vermögens, welches Ihr durch eine Lüge verdient, die nur einige Stunden dauern wird. So wählet denn."

Marie Josef raufte sich vor Wuth und Verzweiflung das Haar aus.

„Ha," rief er, „Ihr seid ein Teufel!"

Legigant's Lippen umspielte wieder jenes Lächeln, welches zu bedeuten schien:

„Macht doch nicht erst lange Umstände."

Tarantas blieb mit über der Brust verschränkten Armen vor Legigant stehen und fragte:

„Wie theuer werdet Ihr mir diese Infamie bezahlen?"

„Infamie ist ein hartes Wort," sagte Legigant. „Begreift doch, lieber Freund, daß —"

„Ich mag nichts wissen," unterbrach Marie Josef. „Ich will in Euern Händen weiter nichts sein, als ein willenloses Werkzeug. Ich kenne Eure Berechnung nicht und mag sie nicht kennen. Was Ihr mich thun heißt, werde ich thun — damit ist Alles gesagt. — Wieviel werdet Ihr mir bezahlen?"

„Ich glaube," entgegnete Legigant in einschmeichelndem Tone, „ich hatte von hunderttausend Francs gesprochen.

„Nein, das ist zu viel. So viel mag ich nicht. Ich bin ein Schurke, daß ich mich überhaupt in diesen Han-

del einlasse; bis zu einem gewissen Punct aber rechtfertigt der Grund, aus welchem ich auf Euer Anerbieten eingehe, mich in meinen eigenen Augen. Ich würde mich mir gegenüber vollständig entehrt fühlen, wenn ich aus dieser Affaire auch nur den geringsten persönlichen Vortheil zöge. Ich will, daß meine Mutter in Frieden sterbe, weiter nichts. Sie soll glauben, meine Anstrengungen seien endlich von Erfolg gekrönt worden, sie soll wieder in den Besitz des Grundeigenthums gelangen, welches sie mit blutendem Herzen Stück für Stück um meinetwillen verkauft hat. Was mich Elenden betrifft, so werde ich mich in irgend einen Winkel verkriechen. Sind wir aber einmal mit einander fertig, Legigant, so hütet Euch, mir wieder unter die Augen zu kommen. Ich stehe Euch nicht dafür, daß ich nicht Gewalt gegen Euch brauchen würde, denn nun habt Ihr mir Alles genommen, selbst den Rest von Achtung, den ich noch vor mir hatte."

Legigant schnippte in die Finger, als wenn er sagen wollte:

„Du wirst Dich schon noch anders besinnen, Freund!"

Dann erhob er sich und zog seine Uhr.

„Jetzt ist es halb Drei," sagte er. „Das Rendezvous ist auf sechs Uhr festgesetzt. Wir haben daher eben nur noch Zeit, den Herrn Grafen von Rancogne von der Geschichte seiner Familie zu unterrichten, ehe der Graf von Puysaie sich einfindet. Also rasch!"

Einige Secunden später saßen die drei Herren wieder in einem Wagen, der rasch in der Richtung des Triumphbogens de l'Etoile dahinrollte.

Zu jener Zeit war der Raum zwischen der Allee der Champs Elysées, der Avenue de Friedland und der Rue de l'Oratoire, ein Raum, der gegenwärtig fast vollständig bebaut ist, fast noch ganz frei und man sah blos hier und da einige kleine Landhäuser, die vereinzelt mitten in grünen Gärten standen.

Zu diesen Gebäuden gehörte auch ein kleiner Pavillon, der, glaube ich, noch existirt und halb verfallen in dem dreieckigen Gartengrundstück steht, welches von der seit jener Zeit hier angelegten neuen Straße, ich weiß nicht warum, respectirt worden ist.

Diese nicht durch die Zeit, sondern durch Vernachlässigung entstandene Ruine bildet zugleich die Ecke eines engen Gäßchens, welches, so viel ich mich entsinne, die Rue du Bel Respiro heißt.

Früher war dieser im Geschmack des Zeitalters Ludwigs XVI. erbaute Pavillon Zeuge und Schauplatz der Gelage, die irgend ein vornehmer Herr hier feierte.

Jetzt, wo er vom Regen schwarz geworden ist und bei jedem Windstoß ein Stück Dach oder Schornstein verliert, gleicht er einer alten Kokette, welche sich mit sechzig Jahren immer noch jugendlich herauszuputzen versucht.

Zu der Zeit, wo unsere Geschichte spielt, war dieser Pavillon noch bewohnbar und diente den Lastern des guten Doctors Toinon zum Buen Retiro.

Dieses Haus war es, nach welchem der Wagen die Richtung nahm.

57. Capitel.

Matifay's Seele.

Während Legigant seinen Vormittag mit so eifriger Thätigkeit ausfüllte, war der schwarze Schwarm der Begräbnißofficianten in das Hotel Matifay eingedrungen.

Die Thüren dieses prachtvollen Hauses standen weit geöffnet und das Publicum kam schaarenweise herbei, um den großen Bürger, der dem Vaterland, dessen Stolz er war, so plötzlich und unerwartet entrissen worden, auf dem Paradebett zu sehen.

Das Treppenhaus war mit schwarzem, mit silbernen Thränen besäetem Tuch ausgeschlagen.

Das Sterbezimmer glich einer Capelle und strahlte im Glanze von mehreren hundert Kerzen.

Der Tod eines Geldmannes von solcher Bedeutung machte wenigstens ebenso viel Aufsehen wie der eines Fürsten.

Alle Course sanken an der Börse. Der Verlust, den die Bank in der Person des reichsten und rechtschaffensten Mannes von Frankreich erlitt, ward mit als ein öffentliches Unglück betrachtet.

Am nächstfolgenden Morgen sollten die irdischen Ueberreste des großen und guten Mannes zur Erde bestattet werden.

Schon waren die fünf Reden, welche an diesem Grabe gesprochen werden sollten, mit allen schnarchenden Perioden fertig ausgearbeitet.

Schon wurden sie von den fünf Rednern, die man gewählt, um diesem geliebten, treuen und vielbeweinten Collegen das letzte Lebewohl in die Gruft nachzurufen, vor dem Spiegel memorirt und mit allen dazu gehörigen Krokodilsthränen und andern Effecten sorgfältig eingeübt.

Schon putzten die Militärmusikchöre ihre Messinginstrumente und probirten in den Casernen die beliebtesten Trauermärsche.

Die Kirche stellte ihre Sänger mit den hohlsten Stimmen und ihre geschicktesten Organisten.

Nichts war schön und kostbar genug, um die allgemeine Trauer kundzugeben, welche der vorzeitige Hintritt des Barons Matifay erweckte.

Die neugierige Menge defilirte an dem Katafalk vorüber, auf welchem die Leiche ruhte.

„Der Reichthum macht nicht immer glücklich."

„Vor dem Tode sind wir Alle gleich."

In diesen und andern ähnlichen, ebenso neuen als geistreichen Bemerkungen ergingen sich die den Sarg umwandelnden Zuschauer.

Dennoch mangelte diesem pomphaften Schauspiele etwas — etwas, was kostbarer ist, als schwarze mit Silberflor eingefaßte Draperieen, als ellenlange Wachskerzen in Lustern von massivem Gold, als emporsteigende köstliche Weihrauchdüfte.

Aufrichtige Thränen, wahrer Schmerz, eine am Sarge knieende Gattin, ein trauerndes Kind — dies war es, was dem Katafalk des Barons Matifay fehlte.

Der Grund des Eifers, mit welchem man sich zu diesem Schauspiele herbeidrängte, lag ganz gewiß weit mehr in Neugierde, als in wirklicher Sympathie und Popularität. Man sah eben nur ein beredtes Bild der menschlichen Eitelkeit, welche selbst vor der furchtbaren, Alles gleich machenden Hand des Todes nicht zurückweicht.

Freilich kam aber hier auch Alles zusammen, was die Neugier reizen konnte.

Erstens das kolossale Vermögen des Mannes, welcher trotz seinem Grundbesitzthum und trotz seiner Million doch hatte sterben müssen, und zweitens die eigenthümliche Beschaffenheit der Krankheit, welche ihn dahingerafft.

Diese Krankheit war selbst für die Personen, welche ihm am nächsten gestanden, ein Geheimniß geblieben.

In den Augen des Publicums, welches die Reichen so gerne beneidet und verleumdet, erschien dieser Umstand beinahe im Licht einer Sühne oder Buße.

Seit achtzehnhundert Jahren ist das Gleichniß von Lazarus und dem reichen Manne eines der beliebtesten.

Trotz der Sorgfalt, die man angewendet, um die Einzelnheiten in Bezug auf den Wahnsinn des Banquiers nicht in die Oeffentlichkeit dringen zu lassen, waren doch die Anfälle, die er vor den Augen seiner Gäste gehabt, weitererzählt und besprochen worden.

Die Einbildungskraft des Volkes sieht in den meisten

Fällen weit und richtig, und unter der Hand, und vorsichtig gemurmelte Anklagen sind oft nur die Vorläufer der Enthüllungen, welche die Justiz bringt.

Dieser einsame Tod ohne Zeugen, mitten in der Nacht, hatte etwas Unheimliches, was Stoff zu allerhand Sagen gab.

Eine dieser Sagen haben wir bereits erwähnt.

Jeden Abend zeigte sich den vorübergehenden Nachbarn durch die Bäume des Parkes hindurch jenes einsame Licht, dessen Ort man nicht genau ermitteln konnte und welches man schon seit langer Zeit mit dem Namen „Matifay's Seele" bezeichnete.

Während der ersten Tage war das Licht immer bleicher geworden, in der vorigen Nacht leuchtete es kaum noch und die Nachbarinnen sagten, indem sie sich bekreuzten, eine zur Andern:

„Der Baron wird sterben."

Nun war der Baron aber wirklich gestorben und während die Nachbarinnen eine nach der andern an dem Sarge vorübergingen, war ihr Hauptgedanke darauf gerichtet, zu wissen, ob den nächstfolgenden Abend das Licht wieder sichtbar sein würde.

Mittlerweile waren die Personen, die der Tod des Barons Matifay, wenn er wirklich der große und rechtschaffene Mann gewesen wäre, welcher er zu sein im Rufe gestanden, am meisten hätte betrüben müssen, das heißt Cyprienne, seine Gattin, und der Graf von Puysaie, sein Schwiegervater, mit ganz andern Gedanken beschäftigt.

Cyprienne fühlte ihr Gemüth abermals von der Ungewißheit erfüllt, von welcher sie früher so viel gelitten. Ihr Herz allerdings zweifelte nicht an Don José, wohl aber ihr Verstand.

Hatte er am Morgen dieses Tages nicht selbst gestanden, daß er dadurch, daß er ihre Heirat nicht, wie er doch gekonnt, verhindert hatte, der Urheber ihres Un-

glückes geworden? Und aus welchem Grunde war dies geschehen? Aus elenden Geldrücksichten.

Allerdings sagte sie sich auch, daß Don José versprochen hatte, sich zu rechtfertigen.

Dieses Versprechen war jedoch ein so unbestimmtes gewesen, daß Cyprienne nicht auf diese Rechtfertigung zu zählen wagte.

Vielleicht war dieses Versprechen blos ein Mittel gewesen, dessen Don José sich bedient, um aus der falschen Stellung herauszukommen, in welche er sich, nachdem er sich demaskirt, versetzt sah.

Der Graf von Puysaie seinerseits las die eigenthümliche, anonyme Mittheilung, welche ihn gleichzeitig über Don José de la Cruz und den Baron Matifay aufgeklärt, immer und immer wieder.

Der Brief schloß mit einigen Zeilen, welche der Graf für gerathen gehalten, Niemandem mitzutheilen.

Diese Zeilen lauteten:

„Die Beweise für meine Behauptungen, Herr Graf, werden Sie in Ihrem eigenen Hause finden, ohne daß ich mir die Mühe zu nehmen brauche, sie Ihnen zu verschaffen.

„Das Vermögen des Barons Matifay, welches durch dessen Tod in die Hände Ihrer Tochter übergegangen ist, gehört seinem ganzen Umfange nach der Familie Rancogne. Nun aber besitzt diese — und diese Thatsache wird Ihnen zu jeder beliebigen Stunde bewiesen werden — einen Repräsentanten, dessen Identität Ihnen klar dargethan werden wird.

„Wollen Sie, daß dieser Beweis vor der Behörde geführt werde?

„Ich glaube — und ich zweifle nicht, daß Sie ebenso denken — daß das Bekanntwerden eines so lange bewahrten Geheimnisses ein sehr unangenehmes Licht, um nicht mehr zu sagen, auf die Familie Puysaie werfen würde, weil sie zu einem Unwürdigen in ein so nahes Verhältniß getreten ist.

„Wenn Sie daher denken, wie ich, Herr Graf, und einem freundschaftlichen, geheimen Arrangement vor einer öffentlichen Untersuchung den Vorzug geben, so finden Sie sich heute Abends sechs Uhr im Rondpoint der Champs Elysées ein. Ein Wagen wird Sie erwarten, um Sie zu uns zu bringen. Sie werden denselben leicht an der hellblauen, mit silbernen Tressen besetzten Livrée des Kutschers erkennen.

„Heute Abend also, oder wenn Sie das Rendezvous, welches ich Ihnen im Namen des letzten Rancogne gebe, nicht annehmen, das Weitere morgen.“

Obschon der Graf von Puysaie sonst nicht so leicht Jemandem traute, zögerte er doch keinen Augenblick, sich zu dem Rendezvous zu begeben, welches der Brief ihm vorschlug.

Er fürchtete dabei nicht, in einen Hinterhalt zu fallen.

Wenn der geheimnißvolle Correspondent vielleicht die Absicht hatte, dem Grafen eine Unterschrift abzupressen, so hatte ja diese durchaus keine Giltigkeit. Das streitige Vermögen gehörte nicht ihm, sondern Cyprienne, und folglich hatte auch diese allein ein gesetzliches Recht, darüber zu verfügen.

Demgemäß verließ er Schlag halb Sechs das Haus und lenkte seine Schritte nach dem bezeichneten Orte.

Zu derselben Stunde erhielt Cyprienne von Madame Jozel ein Billet.

Dieses enthielt nur folgende wenige Worte:

„Cyprienne, ich kann mich nicht mit dem Gedanken aussöhnen, daß Sie an mir gezweifelt haben, wäre es auch nur eine Stunde.

„Wollen Sie mir erlauben, mich Ihnen allein gegenüber zu rechtfertigen? Versprechen Sie mir, das, was ich Ihnen im Vertrauen mittheilen werde, geheim zu halten?

„Wenn Sie dies wollen, so seien Sie heute Abend

im Gewächshause an derselben Stelle, wo wir uns zum ersten Male sprachen, und Sie sollen Alles erfahren."

Cyprienne drückte mit leidenschaftlicher Bewegung das Papier an ihre Lippen und rief:

„Nein, nein, er ist nicht strafbar!"

58. Capitel.

Im Pavillon der Rue du Bel Respiro.

Das Innere des kleinen Hauses in der Rue du Bel Respiro war weit schöner, als die Außenseite vermuthen ließ.

Die noch an den Wänden hängenden Gemälde machten ebenso wie die, obschon etwas vergilbten, alten Tapeten gar keinen üblen Effect und die Möbel waren noch ziemlich gut erhalten.

Auf dem Kamine standen einige kleine Statuen und daneben hingen die Porträts der fünf oder sechs zweifelhaften Damen, welche eine nach der andern dieses kleine Haus bewohnt hatten.

Die drei Herren saßen um den Kamin herum, in welchem man schnell ein Feuer angezündet hatte, denn trotz der warmen Jahreszeit war es in diesem feuchten, lange geschlossen gewesenen Raume ziemlich kalt.

Man sprach nur leise, das heißt Legigant sprach, denn Toinon begnügte sich, seiner Gewohnheit gemäß, von Zeit zu Zeit zustimmend mit dem Kopfe zu nicken und Marie Josef hörte aufmerksam zu.

Legigant erzählte ihm Alles, was er wissen mußte, um die Rolle des Letzten der Raucogne mit Wahrscheinlichkeit zu spielen.

Die Fabel, welche Legigant ersonnen, war durchaus nicht schlecht ausgedacht, namentlich weil die Gräfin von Monte-Christo nicht mehr da war und nicht widersprechen konnte.

Wir wollen diese Fabel in ihrer einfachsten Form

und ohne die Ausschmückung mittheilen, welche Legigant's fruchtbare Phantasie ihr zu geben gewußt hatte.

Zunächst war sie darauf gerichtet, Herkules Champion und den Doctor Toinon vollständig rein zu waschen und die ganze Last des Verbrechens auf Matifay zu wälzen.

„Suchet vor allen Dingen den, welchem das Verbrechen Nutzen gebracht hat," sagt eine alte Regel des Criminalrechtes. Nun aber hatte das Verbrechen weder Champion, noch dem Doctor, sondern nur Matifay Nutzen gebracht.

Folglich war Matifay auch der alleinige Schuldige.

Von dieser Grundhypothese ausgehend, baute Legigant die Geschichte der Schreckensnacht, in welcher der Tod des Grafen Octave und die Anklage der Gräfin Helene erfolgt war, in seiner Weise auf und mischte dabei Lüge und Wahrheit mit solcher Kunst, daß es beinahe unmöglich war, die eine von der andern zu unterscheiden.

So blieb zum Beispiel in seiner Erzählung Herkules bis auf den letzten Augenblick ein treu ergebener Verwandter. Er und Doctor Toinon waren es, welche Octave auf dem Pferde des Arztes nach dem Torfmoore entkommen ließen. Er hatte auch die tödtliche Gefahr vorausgesehen, in welcher der junge Graf schwebte, und da er den Hinterhalt Limaille's auf der Straße von Limoges erst im letzten Augenblicke erfahren, in aller Eile Josef abgeschickt, um ihn zu warnen.

Der arme Knabe kam aber zu spät; er war blos noch Augenzeuge des Todes seines Herrn und hörte die Stimme des teuflischen Matifay, welcher dreimal rief:

„Schießt ihn nieder, Limaille! Schießt ihn nieder!"

Warum aber hatte Legigant oder vielmehr Herkules Champion — denn auch wir können ihm diesen Namen wiedergeben, den er von nun an wieder zu führen gedachte — diese Mittheilungen, welche seine unglückliche

Cousine rechtfertigen und vielleicht retten konnten, nicht der Behörde gemacht?

Er hatte dies nicht gethan, weil Matifay stark und er, Champion, schwach war. Auch hatte er Josef nicht wieder von seiner gefährlichen Mission zurückkommen gesehen und mußte daher glauben, derselbe sei mit seinem Herrn auf immer in die bodenlose Tiefe des Torfmoors versunken.

Matifay hatte auch übrigens alle Beweise mit so teuflischer Kunst zu arrangiren gewußt, daß die öffentliche Meinung der Gräfin Helene entschieden ungünstig war, und Herkules Champion's alleinstehende, durch nichts unterstützte Aussage hätte vielleicht nur dazu gedient, ihn als falschen Zeugen erscheinen zu lassen und zum Mitschuldigen zu stempeln.

Und wer hätte dann für die arme, kleine Blanche von Rancogne sorgen sollen, welche der Obhut Matifay's, ihres grausamsten Feindes, überlassen war?

Ach, die Gräfin Helene wußte es wohl und wenn sie wieder hätte aus ihrem Grabe zurückkommen können, so würde sie laut die Unschuld und Treue dieses musterhaften Verwandten und Freundes gepriesen haben, welcher den Namen Herkules Champion führte.

Sie hätte gewiß gesagt, daß sie selbst von ihm verlangt, sich nicht dadurch, daß er sie noch energischer zu vertheidigen suchte, zu compromittiren, daß sie ihn auf den Knieen gebeten, sich nicht um ihretwillen in's Verderben zu stürzen, sondern lieber frei zu bleiben, um über ihrer Tochter zu wachen.

Leider hatte er diese heilige Mission nicht vollständig erfüllen können. Durch Matifay falsch angeklagt und ruinirt, hatte er sich genöthigt gesehen, Frankreich zu verlassen, wenn er nicht selbst durch eine entehrende Verurtheilung gebrandmarkt werden wollte.

Dennoch hatte er auch in der Ferne nicht aufgehört, das Schicksal der armen Waise im Auge zu be-

halten. Durch ein Wunderwerk von Ausdauer war es ihm, Josef und Toinon, den einzigen Freunden, welche das Schicksal dem Namen Rancogne gelassen, gelungen, die Spur des verlassenen Kindes ausfindig zu machen. Es lebte in Paris im äußersten Elend und befand sich in der Gewalt eines gemeinen Italieners, Namens Cinella.

Hier ward Legigants Fabel ein wenig verwickelt.

In dem Augenblicke, wo die drei uneigennützigen Vertheidiger des Namens Rancogne das arme Kind seinem verfaßten Beschützer entreißen, die Beweise für Blanche's Identität sammeln und Matifay unter der unerwarteten Last der Beweise zermalmen wollten, stießen sie auf ein unvorhergesehenes, geheimnißvolles Hinderniß.

Dieses Hinderniß hieß Don Josê de la Cruz, welcher sein Augenmerk ebenfalls auf die Millionen des Banquiers gerichtet hatte.

Blanche verschwand plötzlich und war nicht wieder aufzufinden. Wäre sie nicht verschwunden, so wäre das Vermögen des Barons ohne Zweifel auf gesetzlichem Wege wieder in die Hände des regelmäßigen Erben gefallen und Matifay hätte nicht Cyprienne von Puysaie reich gemacht, indem er sie geheiratet.

Mit einem Worte, Don José de la Cruz, dem es durch seine Lügen und Intriguen gelungen war, sich Cypriennens Liebe zu erwerben, hätte nun blos ein armes Mädchen anstatt einer reichen Witwe heiraten können.

Man sieht, Legigant's Roman war mit der wirklichen Art und Weise, auf welche die Ereignisse geschehen waren, durch zu viele Fäden verknüpft, als daß es leicht gewesen wäre, das Wahre, welches er enthielt, von dem Falschen zu unterscheiden.

Was Josef, diesen jungen und muthigen Vertheidiger der Ehre der Familie Rancogne betraf, so wollte Legigant, dessen Uneigennützigkeit in diesem Falle no-

torisch war, da er ja bei dieser ganzen Affaire nichts zu gewinnen hatte, die Beweise sprechen lassen, die er in den Händen hatte — Beweise, die hundertmal beredter waren als alle Behauptungen.

Durch diese Beweise ward festgestellt, daß außer der ältesten Linie Rancogne, die in der Person Georg's, seiner Tochter Blanche und seines Bruders Octave erloschen war, noch eine jüngere Linie existirte, welche durch Wilhelm oder Guillaume, den zweiten Sohn des Grafen Juan, repräsentirt ward.

Dieser Wilhelm hatte durch eine Mésalliance den Zorn des alten Grafen auf sich geladen. Sein Vater hatte ihn aus dem Schlosse verbannt und man hatte nie wieder etwas von ihm gehört.

Nun aber stellte es sich heraus, daß er einen Enkel hinterlassen und daß dieser Enkel Josef war.

Alles dies ward kategorisch und außer allem Zweifel festgestellt, erstens durch das Testament Wilhelms, den man in der ganzen Gegend nicht anders als Biassou nannte; zweitens durch seinen Geburtsschein und das Attest seiner Verheiratung mit Jeanne, drittens endlich durch den Geburtsschein und das Trauungsattest von Josefs Vater, der ganz jung gestorben war, und durch den Geburtsschein Josef's selbst.

Diese Documente waren die, welche Legigant im Oratorium unter der Adresse des wirklichen Josef gefunden hatte.

Jetzt sollten sie dazu dienen, die Identität des falschen Josef, das heißt, des ehemaligen Studenten Marie Josef Tarantas festzustellen.

Dieser war jetzt vollkommen wieder nüchtern. Aufmerksam und kaltblütig hörte er alle Andeutungen an, welche Legigant ihm machte, und prägte sie seinem Gedächtniß ein.

Wohl fühlte er die ganze Schwere der That, zu deren Mitschuldigen er sich machte. Es handelte sich aber

um seine Mutter, die „alte Frau,“ wie er sie nannte und die, wenn er den Befehlen Legigants nicht gehorchte, unerbittlich aus ihrem letzten Asyl getrieben ward.

Schon sah er im Geiste die arme Blinde, auf ihren Stock gestützt, unter der Last ihres Brotsackes taumelnd, von Thüre zu Thüre wandern und ihre runzelige Hand ausstrecken.

Gehorchte Tarantas aber, so bekam sie ihre Meiereien und Alles wieder. Sie konnte wieder wie früher in der buntangestrichenen Chaise Sonntags in die Messe fahren und starb einmal ruhig in dem großen geblümten Bett, worin sie geboren war.

Was ihn, Marie Josef betraf, der die schimpfliche Quelle dieses Geldes kannte, so sollte es seine Hände nicht besudeln. Da er, um seine Mutter zu retten, ein Verbrechen begehen mußte, so wollte er es begehen, aber er selbst wollte keinen Nutzen davon haben. Er wollte Gerechtigkeit gegen sich selbst üben. Es gab dann einen in dem schlammigen Wasser der Seine treibenden Cadaver, oder einen von einer Pistolenkugel zerschmetterten Kopf mehr. Was kam weiter darauf an?

Das Rollen eines Wagens ließ sich in der an ein solches Geräusch nicht gewöhnten Straße vernehmen.

Toinon öffnete das Fenster und neigte sich hinaus, um zu sehen.

„Er ist es,“ sagte er zu Legigant.

„In diesem Falle,“ sagte Legigant rasch, indem er Marie Josef in ein Nebenzimmer schob, „geht hier herein, überlegt Eure Rolle und laßt mich den ersten Streich führen.“

Toinon war hinaus dem Grafen entgegen gegangen und trat gleich darauf wieder mit ihm herein.

Der Graf von Puysaie betrachtete mit Erstaunen die beiden Gesichter, die ihm übrigens vollkommen unbekannt waren.

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“ fragte er endlich.

Legigant lud ihn durch eine Geberde ein, Platz zu nehmen und antwortete mit vollkommener Ungezwungenheit:

„Sie werden unsere Namen in dem Bekenntniß Ihres Herrn Schwiegersohnes gelesen haben. Mein Freund hier ist der Doctor Toinon und ich heiße Herkules Champion.“

59. Capitel.

Die Seele Matifay's.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zwei Stunden später nahm der Graf von Puysaie wieder Abschied von Legigant und dem Doctor Toinon.

Schon eine flüchtige Durchsicht hatte ihn von der vollkommenen Echtheit der ihm vorgelegten Documente überzeugt. Das nähere Studium dieser Papiere wollte er morgen vornehmen.

Es ward verabredet, daß der falsche Josef selbst, von Toinon und Legigant begleitet, sie ihm überbringen sollte.

„Na,“ sagte Legigant, als die äußere Thüre sich hinter dem Grafen geschlossen hatte, „die Sache macht sich ja! Die erste Partie ist gewonnen.“

„Ja, aber die zweite?“ murmelte der Doctor unruhig.

„Die zweite und letzte,“ entgegnete Legigant mit sicherer Miene, „werden wir morgen spielen und ebenfalls gewinnen.“

Mittlerweile kehrte der Graf, durch die ihm gewordenen Mittheilungen nachdenklich gemacht, in sein Hotel zurück.

Um ungestört nachdenken zu können, ging er zu Fuße die Allee des Champs Elysées hinab.

Legigant's Erzählung stand mit Matifay's Bekenntniß blos in einem Puncte in Widerspruch.

Freilich war dieser Punct ein hauptsächlicher.

Welche Behauptung beruhte in Wahrheit, die jenes Verbrechers, der im Begriffe stand, vor Gott zu erscheinen, oder die Herkules Champion's, welcher, indem er seine Identität entschleierte, seinen Kopf auf's Spiel setzte?

Nur die Unschuld, — wenigstens dachte dies der Graf — kann so rücksichtslos und verwegen sein.

Champion's Schuld oder Unschuld war aber der eigentliche Knoten der Frage.

War er unschuldig, so war sein ganzes Verhalten klar, alle seine Behauptungen waren glaubwürdig und es blieb dem Grafen weiter nichts zu thun übrig, als das von Matifay geerbte Vermögen durch Cyprienne dem Letzten der Rancogne wieder zuzustellen.

„Wenn Herkules Champion und Doctor Toinon schuldig wären, so würden sie nicht so heitern Muthes sein," dachte der Graf.

Gleichwohl konnte er sich eines gewissen Zweifels nicht erwehren und es drängte sich ihm fortwährend noch eine zweite Frage auf, die ebenso schwer zu beantworten war, als die erste.

„Warum," lautete diese Frage, „warum sollte Matifay, der in Bezug auf sich die ganze Wahrheit gesagt, hinsichtlich Anderer gelogen haben? Er, ein Mann, der dem Tode nahe war?"

Ohne die Lösung eines dieser beiden Probleme gefunden zu haben, langte der Graf vor dem Hotel der Champs Elysées an.

Er rechnete, um die genügende Aufklärung zu gewinnen, nur noch auf das, was sich bei der morgigen Unterredung herausstellen würde, und vielleicht auch auf

einen der Blitze, welche zuweilen in dem Augenblicke, wo man es am wenigsten erwartet, den Geist durchzucken und erleuchten, wie eine Offenbarung.

Dicht vor dem Gitterthore des Hotels hatte sich eine sehr lebhafte Gruppe versammelt.

Dorn, der Kutscher, stand gestikulirend mitten unter dieser Gruppe und Aller Augen waren auf einen einzigen Punct der schwarzen Masse der Gebäude gerichtet.

Durch eine schmale Oeffnung hindurch, die einer Schießscharte glich und den Tag über durch einen dichten Epheumantel verborgen ward, schimmerte ein Licht.

Es war dies das Licht, welches man in der Nachbarschaft die „Seele Matifay's“ nannte.

In dem Augenblicke, wo der Graf sich näherte, hörte er eine Frau ausrufen:

„Wenn ich Euch aber sage, daß es seine Seele ist, welche verlangt, daß man für sie bete! Ganz gewiß wird sie nicht eher erlöschen, als bis man die gehörige Anzahl Messen hat für sie lesen lassen.“

„Still! Still!“ rief eine andere Stimme, „der Herr Graf ist da und hört uns.“

Man schwieg.

Der Graf näherte sich der Gruppe, unter welcher er auch Rose, seinen Kammerdiener, erkannt hatte und sagte:

„Was soll dieser Zusammenlauf bedeuten?“

Rose gab weiter keine Antwort, als daß er mit dem Zeigefinger auf das geheimnißvolle Licht deutete.

„In der That,“ sagte der Graf von Puysaie, welcher nun erst das Licht bemerkte, „das ist sonderbar. Woher kann dieser Lichtschein kommen? Ich weiß nichts davon, daß in diesem Theile des Hotels eine Oeffnung angebracht wäre.“

Der Kammerdiener stammelte einige Worte mit gedämpfter Stimme.

„Was!“ rief der Graf zusammenfahrend. „Sagt

keinem Menschen ein Wort davon und kommt jetzt mit, um mir zu erzählen, was Ihr gesehen und gehört habt."

Mit diesen Worten trat er, während Rose ihm folgte, in den Park, dessen Gitterthor er vor der Nase der Neugierigen zuschlug.

„Was ist aber diese ganze Geschichte?"

„Es ist keine Geschichte," antwortete der Diener, der vor Furcht mit den Zähnen klapperte: „es ist die reine Wahrheit. Erstens werden Sie bemerken, Herr Graf, daß dieses Licht wenigstens wirklich vorhanden ist; nun aber, Herr Graf, bitte ich Sie, den Ort zu errathen, an welchem dieses Licht brennt. Seit einem Monate kommt es alle Abende zum Vorschein und wir haben schon überall herumgesucht, ohne es entdecken zu können."

Der Graf von Puysaie versank in Gedanken.

„In der That," sagte er nach einigen Augenblicken, indem er die Façade des Hauses aufmerksam betrachtete und den inneren Plan des Gebäudes mit der äußeren Form verglich, „dieses Licht läßt sich nicht anders erklären, als wenn man annimmt, daß die Oeffnung, an der es sich zeigt, mit dem Zimmer des Barons selbst in Verbindung steht."

„Aber," wendete der Kammerdiener ein, „Sie wissen ebenso gut als ich, Herr Graf, daß das Zimmer des seligen Herrn Barons nach dieser Seite heraus keine Fenster hat."

„Eigenthümlich! eigenthümlich!" murmelte der Graf.

Dann warf er plötzlich den Kopf empor und fuhr fort:

„Nach den wenigen Worten, die Ihr mir vorhin sagtet, zu urtheilen, wißt Ihr noch mehr."

Herr Rose war der frömmste Christ, aber er war furchtsam. Er machte daher das Zeichen des Kreuzes und murmelte:

„Ja, ich weiß noch mehr."

„Aber was denn?“ fragte der Graf ungeduldig. Sagt es schnell.“

„Ich weiß — ich weiß,“ stammelte der Kammerdiener, „daß es in dem Zimmer des seligen Herrn Barons umgeht — das weiß ich.“

„Dummes Zeug!“ entgegnete der Graf in verächtlichem Tone. „Wo habt Ihr denn diese schöne Entdeckung gemacht, Rose?“

„Befehlen Sie, daß ich es Ihnen sage, Herr Graf?“

„Ja wohl, ich befehle es.“

„Nun denn, die Geschichte ist folgende: Heute Abend sechs Uhr hat man den Anordnungen des Ceremonienmeisters gemäß die Kerzen in der Leichencapelle ausgelöscht. Gegen neun Uhr war Alles finster und ich ging in das Zimmer des seligen Herrn Barons hinauf.“

„Um neun Uhr?“ fragte der Graf verwundert. „Was hattet Ihr denn um neun Uhr dort zu thun?“

Zum Glück für Rose war es finster. Die mitleidige Dunkelheit der Nacht verschleierte die Röthe, welche die Wangen des Kammerdieners überzog.

„Ich wollte,“ sagte er in etwas verlegenem Tone, „nachsehen, ob zufällig vielleicht etwas vergessen worden wäre —“

„Auf dem Tische oder in den Schubfächern, nicht wahr? Erzählt weiter! Eure Geschichte interessirt mich!“

„Kaum,“ fuhr der Kammerdiener fort, während seine Beine wie von einem wüthenden Sturmwind bewegt zu zittern begannen, „kaum hatte ich die Thüre geöffnet und angefangen herumzutasten, um ein Zündhölzchen oder eine Kerze zu finden, als ich plötzlich einen schweren Seufzer oder vielmehr eine Art Röcheln hörte, welches von der Richtung herzukommen schien, in welcher das Bett des seligen Herrn Barons steht.“

„Ja, ja,“ sagte der Graf, „wenn man in das Zimmer eines Todten tritt, so muß man ein gutes Gewissen haben.“

„Meine erste Bewegung," fuhr der Kammerdiener, ohne wie es schien diese Bemerkung seines Herrn zu beachten, fort, „war, die Kerze, welche ich endlich gefunden, fallen zu lassen und die Flucht zu ergreifen. Da es aber nicht mehr seufzte oder röchelte, so sagte ich bei mir selbst: „Ich will doch sehen, was es eigentlich ist, und zündete das Licht an."

„Nun und?" fragte der Graf von Puysaie, den die Erzählung allmälig zu interessiren begann. „Was fandet Ihr?"

„Nichts," entgegnete der Kammerdiener, „nichts, durchaus nichts. Ich schaute unter das Bett, unter die Möbel, in die Winkel, aber nirgends war etwas zu sehen. Als ich aber meine Nachforschungen beendet hatte und im Begriff stand, das Zimmer zu verlassen, hörte ich ganz dicht an meinem Ohre wieder etwas."

„Was denn?" fragte der Graf, dessen Nerven ebenfalls ein wenig in Spannung geriethen.

„Was es wirklich war, weiß ich nicht. Es klang wie ein Seufzer, ein hohler, erstickter, furchtbarer Seufzer. Wenn ich nur daran denke, so tritt mir schon der kalte Schweiß auf die Stirn und die Haare stehen mir zu Berge. Uebrigens gehen schon seit langer Zeit merkwürdige Dinge im Hause vor. Der selige Herr Baron sprach immer von einem Gespenste, welches er fortwährend vor oder neben sich zu sehen glaubte, und vielleicht ist es eben dieses Gespenst, welches so seufzt."

„Gut, gut!" sagte der Graf, dem dieses Geschwätz unangenehm ward. „Schweigt von dieser Geschichte gegen Jedermann; Ihr würdet mit dieser Spuckgeschichte das ganze Hotel in Alarm bringen. Wenn ein Gespenst da ist, so wird man es wohl zu sehen bekommen. Holt aus meinem Zimmer einige Bücher, Schreibmaterialien, eine fertig zugerichtete Lampe und tragt Alles in das Zimmer des Barons. Wir wollen doch sehen, ob die Herren Gespenster auch mir die Ohren vollseufzen."

„Wie, Herr Graf? Sie wollen —" rief der Kammerdiener, welcher wieder an allen Gliedern zu zittern begann.

„Geht!" sagte der Graf in einem Tone, welcher verrieth, daß jede weitere Bemerkung übel aufgenommen werden würde.

Der Kammerdiener ließ sich den ihm ertheilten Befehl nicht zweimal wiederholen.

Der Graf folgte ihm langsam und sagte bei sich selbst:

„Wenn diese abergläubischen Menschen doch Recht hätten! Wenn es der abgeschiedenen Seele gestattet wäre, auf die Erde zurückzukehren und die Ausführung ihres letzten Willens zu überwachen! Ich könnte mir dann in der Verlegenheit, worin ich mich jetzt befinde, einen guten Rath erbitten und von Matifay's Seele selbst die Wahrheit hören."

* * *

Cyprienne saß auf der weißen Marmorbank des Gewächshauses und wartete.

Der Sand der Allee begann unter einem behutsamen Tritt zu knistern.

Sie erhob sich und sah Don José, welcher sich tief vor ihr verneigte.

„Sie sind gekommen, Cyprienne; Sie haben Vertrauen. Ich danke," sagte er.

„Sie sind mir keinen Dank schuldig," antwortete sie; „mein Vertrauen zu Ihnen ist kein Verdienst. Dem Vertrauen läßt sich nicht befehlen, es kommt von selbst."

„Ach, wie gut Sie sind, Cyprienne!" rief Don José. „Die anscheinenden Widersprüche meines Handelns, das Räthselhafte meiner Antworten — nichts hat Sie wankend gemacht. Sie sind ruhig und unerschütterlich geblieben und selbst jedes Verraths unfähig, können Sie nicht glauben, daß irgend Jemand Sie verrathe."

Don José schwieg einige Augenblicke und fuhr dann fort:

„Und das soll auch nicht geschehen. Nein, Cyprienne, Sie sollen nicht verrathen werden. Sie thun recht daran, daß Sie sich mit Vertrauen auf meinen Arm stützen, denn er wird nicht ermatten, wenn es gilt, Sie zu vertheidigen. Sie thun recht daran, an die Aufrichtigkeit meines Herzens zu glauben, denn dieses Herz kann nicht lügen; es besitzt keine Faser, die nicht für Sie zuckt und keinen Tropfen Blut, den es nicht mit Freuden für Sie vergießen würde."

„Ich weiß es," entgegnete Cyprienne einfach, „ich weiß es und weil ich davon überzeugt bin, habe ich mich Ihnen ebenso gegeben, wie Sie sich mir. Wohin Sie mich führen, weiß ich nicht. Dies Geheimniß ist das Ihrige, nicht das meinige. Sie sind mein Herr und Gebieter, Sie werden mir es offenbaren, wenn Sie mich für stark genug halten, es zu tragen und für würdig, es kennen zu lernen. Bis zu diesem Tage, mein Freund, befehlen Sie, und ich werde Ihnen gehorchen, selbst wenn Ihre Befehle mir unverständlich sein sollen. Ihnen gegenüber schweigt die Ueberlegung, ich vertraue und gehorche."

Wie sanft, mild und herrlich war die Luft! Wie funkelten die Sterne am tiefblauen Himmel! Wie harmonisch war das Geräusch des leichten Windes in den hohen Bäumen und wie noch viel harmonischer war der Gesang der Nachtigallen, die in diesen beiden, durch das erhabene Vertrauen der Liebe vereinigten Herzen sangen.

Sie traten miteinander aus dem Gewächshaus und verloren sich in dem Labyrinth des Parks. Beide versanken in Schweigen, in jenes ekstatische Schweigen, welches ihren Herzen gestattete, eines das andere seine himmlische Freude murmeln zu hören.

Don José brach endlich dieses Schweigen.

„Cyprienne," sagte er, „von diesem Abend an bist Du mein Weib vor Gottes Augen. Du hast das Recht,

in meinem Leben zu lesen, wie ich in dem Deinigen gelesen habe. Von nun an darf es keine Geheimnisse, keine Räthsel mehr zwischen uns geben."

Sie unterbrach ihn lebhaft.

„Deshalb bin ich nicht gekommen," sagte sie. „Ich war sehr betrübt, als ich bedachte, daß Du mir auch nur einen einzigen Zweifel an Dir zutrauen könntest, und um Dir zu sagen, daß ich nicht an Dir zweifle, bin ich hier. Bewahre daher Dein Geheimniß, wenn Du glaubst, daß die Kenntniß desselben mir nichts nütze. Ich sage Dir noch einmal, ich kehre mich nie an den Schein, ich lese in Deinem Herzen so deutlich, als ob es mir erschlossen wäre. Ich lese darin eine Zärtlichkeit, die sich noch nie verläugnet hat und sich auch nie verläugnen wird. Was brauche ich weiter zu wissen?"

Er drückte sie leidenschaftlich an seine Brust.

„Wenn ich nun aber das Bedürfniß fühle, es Dir zu sagen, wenn mir die Last meiner Einsamkeit und meiner Mission zu schwer wird und ich diese Last theilen möchte, wenn es mir mit einem Worte zu peinlich ist, etwas Dir Unbekanntes zu haben?"

„O dann," rief Cyprienne, „dann sage mir Alles! Ich bin bereit, es zu hören; wie schmerzlich die Mittheilung auch sein möge, so sei doch überzeugt, daß sie meine Gesinnung nicht ändern, daß sie mich nie hindern wird, Dich zu lieben."

Ein anderer Stern, ein bleicher Stern sendete seinen schwachen Strahl durch das Dickicht der Bäume.

Es war das Licht im Oratorium.

Josef machte die erstaunte Cyprienne darauf aufmerksam.

„Nicht ich," fuhr er fort, „werde Dir dieses Geheimniß entschleiern, dies wird vielmehr durch sie geschehen, welche da oben weint und betet, sie, die uns beschützt und gerettet hat, sie, der wir diesen Augenblick ungetrübten Glücks verdanken, die in wenigen Augen-

blicken Dir ihre Arme öffnen und Dich ihre Tochter nennen wird, wie sie mich schon ihren Sohn nennt, mit einem Wort die Beschützerin aller Leidenden, die Trösterin aller Weinenden, die Gräfin von Monte-Christo."

Er schwieg einige Secunden und begann dann wieder:

„Ja, sie wird Dir dieses Geheimniß offenbaren, denn es gehört ihr und nur sie allein hat das Recht, dieses Schweigen zu brechen. O, wenn Du wüßtest, wie dieses Schweigen auf mir lastet! Glaubst Du, daß ich, als ich Dich von Zweifeln, Angst und Schmerz gefoltert sah, nicht auch litt? Ein Wort, ein einziges Wort und alle unsere Leiden wären zu Ende gewesen, unser Beider Leben hätte klar vor Dir gelegen und wir wären sofort in den gesegneten Hafen der Liebe eingelaufen. Sie wollte es aber einmal so und wir mußten ihr gehorchen. Heute aber werden wir zu ihr gehen und ich werde ihr sagen: „Mutter, ich bringe Dir Deine Tochter, öffne ihr Deine Seele; enthülle ihr das Werk, welches Du Dir aufgelegt, in seiner ganzen Erhabenheit. Und ich bin überzeugt, sie wird mit Dir sprechen, Cyprienne, und Du wirst den Grund meines Handelns und meines Schweigens Deinem Vater gegenüber erfahren und dann kannst Du Dich bei ihm für meine Ehre verbürgen."

Die Liebenden waren während dieses Gesprächs in das Gewächshaus zurückgekehrt und Don José geleitete Cyprienne mit raschem Schritte nach der geheimen Treppe des Oratoriums.

Sie erstiegen dieselbe ohne Verzug.

Oben angelangt, stieß er auf das unüberwindliche Hinderniß der geschlossenen Thüre.

An derselben war eine nur ihm bekannte geheime Vorrichtung angebracht.

Dieselbe bestand in einem Knopfe, der mit einer innern Klingel in Verbindung stand.

Mit Hilfe dieser Vorrichtung benachrichtigte Don

José die Gräfin allemal, daß ein unerwartetes Ereigniß ihre Gegenwart während der langen Zurückgezogenheit nothwendig machte, die sie sich zuweilen auflegte.

Da Don José dieses Signal noch niemals gemißbraucht, so hatte die Gräfin auch stets darauf geantwortet.

Diesmal aber konnte er an der Klingel ziehen, wie er wollte, in dem Oratorium blieb Alles unbeweglich.

Eine unbestimmte Unruhe schnürte ihm das Herz zusammen.

Mit Händen und Füßen pochte er nun heftig an die dick mit Eisen beschlagene Thüre.

Auch das war vergebens.

„Mein Gott! mein Gott!“ murmelte er, indem er sich zweimal mit der Hand über die feuchte Stirne fuhr. „Was ist da drinnen geschehen?“

Rasch ging er wieder in den Garten hinunter und schaute nach der Luke des Oratoriums.

Das Licht schien immer noch, aber so schwach, daß es nur noch einen nebelhaften Schein verbreitete.

Dieser Schein ward schwächer, flackerte wieder auf, erbleichte von Neuem und verlosch endlich wie eine Lampe, die man ausbläst.

Don José's Unruhe kannte nun keine Grenzen.

Nicht blos um von der Gräfin von Monte-Christo die Mittheilung zu erlangen, welche er Cyprienne versprochen, wollte er in das Oratorium.

Er ahnte eine furchtbare, unbekannte Gefahr, die ihn um so mehr ängstigte, als er sich von der Beschaffenheit derselben keinen Begriff machen konnte.

Warum er Furcht empfand, wußte er nicht, aber es war so.

In das Oratorium mußte er.

Aber wie?

Don José wußte, daß die Thüre selbst der Anwendung eines Pfahls, eines Hebels oder irgend eines In-

struments widerstehen würde, und er hatte nicht einmal ein solches Werkzeug.

Je mehr er aber die Ueberzeugung gewann, daß es ihm unmöglich sein würde, in das geheimnißvolle Zimmer zu gelangen, desto unwiderstehlicher ward sein Wunsch, dies zu thun.

Plötzlich fiel ihm etwas ein.

Der Spiegel in dem Zimmer des Barons war ein weniger widerstandfähiges Hinderniß als die mit Eisen beschlagene Thüre.

Selbst vorausgesetzt, daß er von Matifay's Zimmer aus nicht zu der Feder gelangen konnte, mittelst deren der Spiegel sich senkte und hob, konnte er denselben ja mit dem ersten besten Gegenstand, der ihm in die Hände fiel, zertrümmern.

Hätte er sich die Sache genauer überlegt, so wäre er von einem solchen Unternehmen gewiß wieder zurückgetreten.

Hatte Helene ihm nicht ein für allemal untersagt, in das Oratorium einzudringen zu versuchen?

Wenn sie auf sein Signal nicht geantwortet, wenn sie seine Hartnäckigkeit lästig gefunden und die Lampe ausgelöscht hatte, so lag der Grund wahrscheinlich darin, daß sie nicht öffnen *wollte*.

Dies Alles hätte Don José sich sagen können, aber er dachte daran nicht.

Jene innere Stimme, welche man Ahnung nennt und die nur zu oft überhört wird, sprach lauter als seine Vernunft und rief ihm zu:

„Du mußt hinein, möge es kosten, was es wolle!"

60. Capitel.

Eine Nachtwache.

Zu derselben Stunde, wo Don José und Cyprienne zum ersten Male aus dem Gewächshaus in den Park

gingen, trat der Graf Loredan von Puysaie in das Zimmer des Barons Matifay.

Die Leiche lag noch auf ihrem prachtvollen Paradebett, die Hunderte von Wachskerzen aber waren ausgelöscht und über das Gesicht des Todten hatte man den Zipfel von dem schwarzen Tuch des Katafalk's geworfen.

Der Graf von Puysaie setzte die Lampe auf den Tisch und nahm auf demselben Stuhle Platz, wo am Abend vorher Matifay sein furchtbares Geständniß niedergeschrieben hatte.

Diese Erinnerung erweckte in dem Grafen wieder alle Zweifel, welche die seltsame Mittheilung seines Dieners einen Augenblick lang aus seinem Gemüthe verscheucht hatte.

Wer war der Lügner, Champion oder Matifay, deren Berichte in vielen Puncten übereinstimmten, in mehreren andern aber einander widersprachen?

Es gibt gewisse Stunden, wo, so wenig man auch zum Aberglauben geneigt ist, man sich doch versucht fühlt, an übernatürliche Dinge zu glauben.

Der düstere Ort und die unheimliche Stunde, das große, schwarz ausgeschlagene Zimmer, wo das Licht der Lampe von den silbernen Thränen des schwarzen Stoffes mit einem eigenthümlich rothen Schein zurückgeworfen ward, diese Leiche, deren starre Formen in ihren Umrissen durch die Draperien hindurch sichtbar waren, der phantastische Eindruck, den der Anblick des geheimnißvollen Lichtes und die Erzählung des Kammerdieners in dem Gemüthe des Grafen zurückgelassen — Alles trug nothwendig dazu bei, eine eigenthümliche Unruhe in ihm zu erwecken.

Eigentliche Furcht war es nicht. Es war vielmehr eine neugierige Aufregung, die ahnungsvolle Ueberzeugung, daß etwas geschehen werde, und der leidenschaftliche Wunsch, daß dieses Etwas geschehen möchte.

Wer konnte wissen — der Mensch kommt manch-

mal auf seltsame Gedanken — ob nicht der leblose Körper des Barons sich plötzlich aufrichtete, ob nicht die Lippen sich öffneten und eine Stimme sich hören ließe, eine Stimme aus einer andern Welt, welche sein unvollkommenes Bekenntniß vollständig machte?

Der Graf von Puysaie hatte sein Buch aufgeschlagen, aber er las nur mit den Augen. Nachdem er zwanzig Blätter gelesen, wußte er nicht einmal mehr den Titel des Buches, in welchem er mechanisch herumblätterte.

Das Licht der Lampe warf große, ungeheuerliche Schatten an die Wand. Zuweilen kam ein Lufthauch unter der Thüre hindurch, oder durch die Ritzen der Fenster herein und bewegte die Flamme des Lichtes.

Dann schienen die an den Wänden hängenden Porträts sich zu verneigen, sich zu bewegen und die Plätze zu wechseln, als ob das Zimmer mit Wesen ohne bestimmte Formen, oder solchen, die sich mit leiblichen Augen nicht deutlich erkennen ließen, bevölkert gewesen wäre.

Zuweilen ließ sich auch ein dumpfes Geräusch, ein Knistern und Knarren vernehmen, welches aus den dunkeln Winkeln des Zimmers zu kommen schien, wahrscheinlich aber auch nur in der Einbildung des Grafen existirte.

Er richtete dann die Augen von seinem Buch auf und ließ seinen Blick rund um sich herumschweifen. Alles war aber wieder ruhig und er sah weiter nichts als die starren Falten der wieder unbeweglich gewordenen Draperie.

Seltsame Wirkung der überreizten Phantasie, wenn sie im Schweigen der Nacht im grenzenlosen Reiche des Uebernatürlichen umherschweift.

Sowie die Stunden weiter vorrückten und eben, weil er nichts Außerordentliches sah oder hörte, ward er immer mehr und mehr überzeugt, daß der Augenblick, wo ihm eine Vision beschieden sein würde, herannahte.

Vielleicht war es eben der Eifer dieses Wunsches, was diese Ueberzeugung in ihm hervorrief.

Bei seinem Eintritte in das Zimmer war er zu ruhig und kaltblütig gewesen, als daß er sofort etwas hätte sehen können. Jetzt dagegen war er für eine Sinnestäuschung zugänglich. Seine Augen wurden von jenem eigenthümlichen Delirium getrübt, welches im Halbdunkel den wirklichen Gegenständen, selbst denen, mit welchen wir ganz vertraut sind, eine eingebildete Form gibt, so daß man zum Beispiel in dem Schatten einer jeden Stuhllehne eine sitzende Gestalt, hinter jedem Vorhange eine knöcherne Hand und in jedem das Licht zurückwerfenden Puncte ein hohles, stier blickendes Auge zu sehen glaubt.

Plötzlich ließ sich in der herrschenden Todtenstille, einer Stille, die so absolut war, daß der Graf nicht mehr das Geräusch seines eigenen Athemzuges hörte, ein deutlicher, langsamer Ton vernehmen.

Der Graf fuhr halb von seinem Stuhle empor, setzte sich aber, über seine Schwäche lächelnd, sogleich wieder.

Die Uhr hatte halb Zwölf geschlagen.

Gleich darauf aber fuhr er wieder empor, als ob ihn ein elektrischer Schlag berührt hätte.

Diesmal war er fest überzeugt, daß er einen langen, schmerzlichen, furchtbaren Seufzer gehört hatte.

Er stand vom Tische auf und ging mit festem Schritt auf das Paradebett zu.

Die Leiche lag noch unbeweglich da.

Mit einer Hand, die trotz seinem Muth ein wenig zitterte, hob der Graf den Zipfel empor, der das Gesicht der Leiche bedeckte.

Matifay's Augen waren geschlossen, seine Lippen blau und dick, aber ebenfalls geschlossen. Sie hatten diesen Seufzer nicht ausgestoßen.

Dennoch aber wußte der Graf von Puysaie gewiß, daß er einen solchen gehört hatte.

Er machte die Runde durch das Zimmer, schaute überall hin, selbst unter die Möbel und ließ keinen Winkel ununtersucht. Ja, er pochte sogar mit dem Finger hier und da an die Wand, um sich zu überzeugen, daß dieselbe massiv sei.

Er konnte durchaus nichts entdecken.

„Ich muß mich doch getäuscht haben," sagte er bei sich selbst.

Und damit setzte er sich wieder an den Tisch.

Nur versuchte er jetzt nicht einmal zu lesen.

Er machte vielmehr das Buch zu, stemmte entschlossen den Ellbogen auf den Tisch, stützte das Kinn in die Hand und wartete:

Dieser Augenblick war der, wo Don José vor der eisernen Thüre stehend, vergebens die Klingel zog, welche die Gräfin von Monte-Christo von seiner Nähe unterrichten sollte.

Ein langer Zeitraum verging, ein Zeitraum, der aber vielleicht nur einige Minuten dauerte.

In solchen Augenblicken mißt der Geist die Zeit nur nach der ungeheuren Menge von Empfindungen, wovon er bestürmt wird, und glaubt auf diese Weise in einer Stunde ein Jahrzehent zu durchleben.

Es ist dies ganz dasselbe Phänomen, in Folge dessen wir im Traume weite Reisen machen, ein ganzes Menschenleben an uns vorüberziehen sehen und Kind, Jüngling, Gatte, Vater und Greis mit grauem Haar zu sein glauben — Alles während eines Traumes, der vielleicht nur einige Secunden gedauert hat.

Dem Grafen ward die Zeit lang, furchtbar lang.

Alles war still; weder draußen noch im Innern ließ sich das mindeste Geräusch vernehmen.

Nachdem er auf diese Weise ein Jahrhundert, wie es ihm vorkam, gewartet, ließ sich abermals ein Seufzer hören, der aber schwach war, wie der eines schlafenden Kindes.

Dieser Seufzer war ein lang anhaltender.

Es war, als ob er sich in einen lauten Aufschrei verwandeln wollte, aber von einer jener gespenstischen Hände erstickt würde, die sich, wenn uns im Schlafe der Alp drückt, uns auf den Mund legen, um uns am Athmen zu hindern.

Das Seufzen dauerte immer noch fort und ging endlich wirklich in lautes Schluchzen und Schreien über.

Dennoch aber schien es immer noch aus der gewaltigen Tiefe und gleichsam unter dem Fußboden hervorzukommen.

So ungefähr mag der Ruf eines lebendig Begrabenen durch den Boden hindurch zu den Ohren des erschrockenen Todtengräbers dringen.

Und so wie dieser Klageton immer herzzerreißender und lauter ward, richtete sich der Graf von Puysaie, die Hand auf den Tisch stützend, mit offenem Munde und stierem Blicke empor.

Diesmal war von einer Sinnestäuschung keine Rede mehr!

Woher aber kam dieser Schrei, dieses Schluchzen, dieses Etwas, was so schrecklich war, daß die menschliche Sprache keine Worte hatte, um es zu schildern?

Woher?

Das war eben die Frage.

Der Graf begann von Neuem das ganze Zimmer zu durchsuchen, diesmal aber in wilder Hast. Er riß die Draperie herunter, stürzte die Möbel um, warf die Thüre auf und entweihte sogar das Trauerbett, auf welchem der reichste und rechtschaffenste Mann Frankreichs im ewigen Schlafe lag.

Nichts, nichts, nichts!

Und dennoch dauerte das furchtbare, immer lauter werdende Klagegeschrei fort.

Es erfüllte das Zimmer und brachte den Grafen fast zur Verzweiflung.

Umsonst hielt er sich die Ohren zu.

Er fühlte, daß er, wenn diese entsetzliche Marter noch eine Viertelstunde dauerte, den Verstand verlieren müßte.

Erschöpft sank er in einen Sessel nieder, schloß die Augen, um nicht mehr zu sehen, und wünschte den Tod herbei, denn Alles war besser, als diese für menschliche Kräfte geradezu unerträgliche Qual.

Er fuhr von Neuem zusammen. Eine Thüre hatte sich hinter ihm geöffnet, ein fester Tritt hallte auf dem Fußboden und zugleich ließ sich das Rauschen eines weiblichen Gewandes vernehmen.

Der Graf wagte nicht, sich umzusehen, denn er fürchtete das sagenhafte Gespenst im langen weißen Leichentuch zu erblicken.

Eine Hand legte sich auf seine Schulter und eine ruhige Stimme, die nur einen ganz leisen Anflug von Aufregung verrieth, fragte:

„Was geht hier vor, Herr Graf?“

Es war die Stimme Don José's de la Cruz.

61. Capitel.

Die Rettung.

In der Gemüthsverfassung, in welcher der Graf sich jetzt befand, würde er selbst seinen Todfeind mit Freuden begrüßt haben.

Wie athmete er daher auf, als er das bekannte, so schöne und gute Gesicht des Vicomte erblickte!

Er wunderte sich nicht einmal, wie es kam, daß der junge Mann zu dieser Stunde in Begleitung Cyprien-nen's im Hotel erschien.

Don José befreite ihn von der furchtbaren Angst, die ihn zu ersticken drohte, und deshalb war er willkommen.

„Was hier vorgeht, weiß ich selbst nicht,“ antwortete

der Graf auf Don José's Frage. „Es ist etwas Dämonisches und Unerklärliches. Hören Sie nur!“

Alle Drei — Don José, Cyprienne und der Graf — schwiegen und horchten.

Es dauerte nicht lange, so vernahmen sie wieder das Seufzen und Röcheln, welches nur durch die Ermüdung auf einige Zeit unterbrochen worden zu sein schien.

Don José ward bleich.

„In der That,“ sagte er, „das ist seltsam. Man sollte meinen, es wäre eine Frauenstimme.“

Er näherte sich dem Spiegel, erhob die Stimme und rief, eine unsichtbare Person anredend:

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihre Befehle übertrete; ich halte es aber für meine Pflicht, es zu thun.“

Er schwieg und horchte aufmerksam, als ob er eine Antwort erwartete.

Diese Antwort bestand aber blos in der Fortsetzung des heiseren Geschreies, welches die ganze Beredtsamkeit eines Hilferufes hatte.

„An's Werk!“ rief Don José, indem er sich nach dem Grafen und dessen Tochter herumdrehte. „Eine Ahnung sagt mir, daß wir gerade noch Zeit genug haben, um ein großes Unglück und ein großes Verbrechen zu verhüten. Ein Werkzeug! Einen Hebel! Einen Hammer! Gleichviel was!“

Und mit wilder Hast ließ er seinen Blick im Zimmer umherirren.

Er fand weiter nichts, als die Feuerschaufel. Er stemmte den Fuß auf das breite, untere Ende und drehte die den Griff bildende Stange mit solcher Energie, daß sie von der Schaufel abbrach.

Nun näherte er sich dem Spiegel, besah genau die Fugen des Rahmens, und als er mit dieser Besichtigung zu einer gewissen Höhe gekommen war, murmelte er:

„Hier muß es sein.“

Die Feder, mit deren Hilfe man den Spiegel sich senken und heben lassen konnte, war blos vom Innern des Oratoriums aus zugänglich.

Don José hoffte aber mit Hilfe seiner eisernen Stange den Mechanismus sprengen zu können.

Eifrig machte er sich an's Werk, indem er die Spitze seines improvisirten Meißels zwischen den Rahmen und die Wand zwängte und dann mit der ganzen Kraft seines Armes und der ganzen Wucht seines Körpers von oben nach unten drückte.

Der Graf und Cyprienne sahen ihm zu und wußten nicht, was sie denken sollten. Dennoch versuchten sie nicht, ihm Einhalt zu thun, ja, sie wagten nicht einmal, ihn durch Fragen zu belästigen.

Sie sahen ein, daß der Augenblick ein ernsthafter war.

Endlich ließ sich ein Klirren wie das einer zerbrochenen Stahlklinge vernehmen und die eiserne Stange entschlüpfte emporschnellend den Händen des Vicomte.

Der Graf und Cyprienne stießen einen Ruf des Erstaunens und Schreckens aus.

Mit donnerndem Gekrache, so daß das ganze Haus erbebte, fuhr der Spiegel in die Tiefen des Fußbodens hinab und ließ das jetzt vollständig dunkle Innere des Oratoriums sichtbar werden.

In der Mitte desselben, auf dem Boden sich krümmend, lag eine menschliche Gestalt, die Gestalt einer Frau, welche sich auf den Ellbogen emporrichtete, einen letzten Schrei, diesmal aber einen Freudenschrei ausstieß und dann ohnmächtig wieder auf den Boden zurückfiel.

Don José eilte nach dem Kamine, ergriff hier ein Holzscheit und zerschlug dann die dicke Glastafel, welche durch das Verschwinden des in den Boden hinabgesunkenen Spiegels sichtbar geworden war.

* *
*

Eine Stunde später erwachte die Gräfin von Monte-Christo, in Cypriennens Bett liegend, wieder zum Bewußtsein.

Ihre Retter standen um sie herum und mit einem Lächeln unendlicher Dankbarkeit sagte sie zu Don José:

„Dies ist das zweite Mal, mein Sohn, daß Du mir das Grab öffnest, welches sich auf immer über mir geschlossen zu haben schien.“

Der Graf von Puysaie sagte nichts, seine Blicke aber baten um eine nähere Erklärung.

Er empfing dieselbe und zwar vollständig, aber nicht aus Don José's Munde, sondern aus dem der Gräfin Helene von Rancogne selbst.

Sie stellte ihm das Drama von Noirmont in das rechte Licht; sie erzählte ihm die Bosheit des schändlichen Herkules Champion, der neuerdings auch dem Grafen von Puysaie eine Schlinge gelegt, in welche dieser in seiner Arglosigkeit und Biederkeit beinahe gegangen wäre.

Als die Gräfin Helene mit ihrer Erzählung zu Ende war, gab sie den Wunsch zu erkennen, mit dem Grafen von Puysaie allein zu sein, und nun schilderte sie ihm Don José's Seelengröße, seine unwandelbare Treue und Hingebung und die Aufrichtigkeit seiner Liebe zu Cyprienne — einer Liebe, deren einzige Vertraute sie, Helene, so lange Zeit gewesen, und die sie selbst ermuthigt hatte.

Sie ging noch weiter. Sie sagte dem Grafen, der sich jetzt ein wenig schämte, sich in Bezug auf Don José so gewaltig geirrt zu haben, daß es Don José und kein Anderer sei, dem er die Züchtigung des Obersten Fritz und das Scheitern der Machinationen Legigant's verdanke, welcher Letztere in Nini Moustache ein nur allzu gelehriges Werkzeug besessen.

Sie sagte ihm, daß die Rettung der armen Bereuenden mit dem Gelde von Rancogne bewirkt worden, dem Gelde, welches eigentlich Don José gehöre, denn er allein

war es, der den Schatz in der unterirdischen Höhle entdeckt, worin derselbe außerdem aller Wahrscheinlichkeit nach auf immer begraben geblieben wäre.

„Dieser Schatz gebührt ihm mit noch größerem Rechte, als Sie selbst glauben," rief der Graf von Puysaie enthusiastisch. „Ich zweifle nicht, daß das, was ich mir denke, auch in Wirklichkeit begründet ist."

Und nun erzählte er seinerseits der Gräfin von Monte-Christo seine neuliche Unterredung mit Herkules Champion und die unerwartete Mittheilung, welche dieser ihm in Bezug auf einen legitimen Erben von Rancogne gemacht, welcher Josef heiße.

So besprachen sich der Graf von Puysaie und die Gräfin von Monte-Christo bis zu Tagesanbruch, combinirten ihre Pläne und beriethen sich über das sicherste und rascheste Mittel, den Betrug zu entlarven, die Schuldigen zu ergreifen und die Mörder zur verdienten Strafe zu bringen.

Der Tag, dessen Morgenröthe sie jetzt anbrechen sahen, sollte der des letzten Kampfes sein und die unbefleckte Ehre des Hauses Rancogne klar zu Tage treten lassen wie das Licht der Sonne.

Schon am frühen Morgen begann es in dem Hotel von einer unheimlichen Menge zu wimmeln, denn heute sollte das Begräbniß des Barons Matifay stattfinden.

Alles geschah so, wie der Ceremonienmeister es angeordnet hatte.

Man sang Trauerhymnen, man spielte Trauermärsche, man blendete die gaffende Menge durch den Glanz des Zuges und man hielt ein halbes Dutzend Reden, deren wohlklingende Perioden alle darauf gerichtet waren, die bescheidenen Tugenden des reichsten und rechtschaffensten Mannes Frankreichs zu rühmen.

Mittlerweile traf der Graf von Puysaie, dessen Abwesenheit von der Ceremonie ebenso bemerkt ward, wie die aller Mitglieder seiner Familie, die Anstalten, welche

er mit der Gräfin von Monte-Christo verabredet, um den Besuch Legigant's und seiner beiden Genossen auf würdige Weise zu empfangen.

Don José und Cyprienne, die nun Beide so glücklich waren, als man, wenn man aus einer schwarzen Nacht, die man für ewig gehalten, unter den blauen Himmel nnd in den hellen Sonnenschein hinaustritt, sein kann, knieten zu beiden Seiten des Sessels, in welchem Helene, deren Kräfte noch sehr erschöpft waren, ruhte.

Die Hände der Liebenden in die ihren schließend, betrachtete die fromme Märtyrerin, der sie ihr Glück verdankten, sie mit einer Zärtlichkeit, die nicht ohne einen Anflug von Melancholie war.

Die Mittheilungen des Grafen von Puysaie hatten ihr Aufschluß über den Werth des versiegelten Couverts gegeben, welches Herkules Champion von dem Altare des Oratoriums geraubt hatte.

Den Versicherungen dieses Elenden gemäß enthielt dieses Couvert das Geheimniß der Geburt Josefs und dieser war ein Sprößling des edeln Geschlechts, dessen letzte Repräsentanten sie so sehr geliebt hatte.

Josef war ein Neffe Georgs und Octave's, Josef war ein Rancogne!

Ebenso wie früher die kleine Rosa murmelte jetzt Helene:

„Die Todten haben einen prophetischen Blick.“

Und als sie sich die Scene zurückrief, welche Josef, ohne besonderes Gewicht darauf zu legen, so oft erzählt hatte, wiederholte sie die Prophezeiung Biassou's:

„Selbst wenn Graf Octave in die Schlingen seiner Feinde fallen sollte, selbst wenn die Gräfin Helene und das unschuldige Kind, welches sie noch nicht zur Welt geboren, ihnen zum Opfer fallen würden, so ist Rancogne doch gerettet.“

Ja, leider war das an jenem Unglückstage geborene Kind, die arme Blanche, dem Verhängnisse zum Opfer

gefallen, denn sie hätte jetzt, anstatt Cypriennens, hier zu den Füßen ihrer Mutter knieen, sie hätte ihre weichen weißen Hände in die biedern und treuen des Grafen Josef von Rancogne legen sollen.

Helenens Augen füllten sich mit Thränen, als sie bedachte, daß dies die mögliche Entwicklung hätte sein können. Als sie aber Cypriennens sanften Blick sich auf ihre zu ihr herabgeneigte Stirne heften sah, da gebot sie ihrer Trauer Schweigen und setzte leise hinzu:

„Wir sind die Sühnopfer; doch es mag sein, ist doch Rancogne gerettet!“

62. Capitel.

Die Vergeltung.

Zu der mit Legigant verabredeten Stunde erwartete der Graf von Puysaie ihn in seinem Cabinet.

Vor ihm auf dem Tische aufgeschlagen lag das umfangreiche Conto, welches die Berechnung des Privatvermögens des Barons Matifay enthielt.

Rechts daneben bildeten die für Grund- und Rentenbesitz bezüglichen Documente einen ansehnlichen Stoß. Links machten dicke Bündel Bankbillets und Werthpapiere au porteur einen noch ansehnlicheren aus.

Der Graf war bereit, Rechenschaft abzulegen. In diesem Augenblicke las er mit zerstreutem Blick noch einmal die von seiner Tochter unterzeichnete Schrift durch, welche ihm in dieser Beziehung unumschränkte Vollmacht ertheilte.

Der Graf war allein, zuweilen aber hörte man durch die halb zurückgeschlagene Portière eines Nebenzimmers hindurch das Flüstern einer leise geführten Conversation.

Dann drehte der Graf sich halb nach der Seite herum, von welcher diese Conversation kam, legte den Finger an die Lippen und ließ ein geheimnißvolles „Bst!“ hören.

Sofort war Alles still.

Plötzlich ward von dem Kammerdiener leise an die Thüre geklopft. Dann öffnete er dieselbe ein wenig und meldete, als ein Diener, der sein Handwerk versteht:

„Die Herren, welche der Herr Graf erwartet.“

Die Herren traten ein.

Marie Josef bildete zu seinen Begleitern einen auffallenden Gegensatz. Er allein, der am wenigsten Schuldige, schien jetzt, wo der Augenblick des Kampfes da war, entschlossen zu sein, denselben um jeden Preis durchzuführen.

Toinon versteckte sich schüchtern hinter Legigant, der es für diese Gelegenheit gerathen gefunden hatte, seine Augen durch eine große grüne Brille zu maskiren.

Der Graf erhob sich, ohne deswegen seinen Sessel zu verlassen, und indem er mit nobel gleichgiltiger Geberde auf das kolossale Vermögen zeigte, welches er ohne Bedauern zu restituiren im Begriffe stand, sagte er:

„Sie sehen, meine Herren, daß ich Sie erwarte.“

Legigant konnte eine Bewegung der Freude nicht unterdrücken.

Toinon streckte schon instinctartig seine langen Hände aus.

Was Marie Josef betraf, so fühlte er, wie ihm die Schamröthe in die Wangen stieg; durch Aufbietung seiner Willenskraft aber gelang es ihm, das Pochen seines Herzens zu beschwichtigen und er ward wieder bleich.

„Es bleibt nur noch,“ fuhr der Graf fort, indem er sich speciell zu Herkules Champion wendete, „eine ganz einfache Formalität zu erfüllen. Ihre so klare und von der edelsten Freimüthigkeit durchdrungene Darlegung des Falles hat mich vollständig überzeugt. Nur kennt, wie ich aus dieser Darlegung selbst abnehme, Herr Josef von Rancogne das Document, welches Ihren Reclamationen zur Basis dient, unvollkommen und erst seit wenigen

Tagen. Erlauben Sie mir vielleicht, es ihm noch einmal vorzulesen?"

„Dagegen habe ich durchaus nichts einzuwenden," sagte Legigant, indem er das kostbare Papier aus der Tasche zog und dem Grafen reichte.

Dieser faßte es mit den Fingerspitzen, riß es mit einer so zu sagen verächtlichen Geberde, die er nicht ganz unterdrücken konnte, an sich, schlug das vierfach zusammengefaltete Blatt aus einander und begann zu lesen.

Sonderbarerweise erhob er, der bis jetzt in jenem gedämpften Tone gesprochen, welcher Leuten von guter Erziehung eigen zu sein pflegt, plötzlich die Stimme und las in lautschallendem Tone das Testament, welches so viele Millionen werth war.

Es war, als läse er es nicht blos für die sichtbaren Zeugen dieses Auftritts, sondern auch für die im Nebenzimmer versteckten Zuhörer.

Dieses Papier, welches nichts Anderes war als das Testament Biassou's, enthielt Folgendes:

„Josef, mein Sohn, das Werk, welches ich Dir aufgetragen, ist vollbracht, die Uebelthäter sind bestraft und Rancogne ist gerettet, denn Du liesest heute diese Zeilen, welche ich geschrieben und die ich Dir als den kostbarsten Lohn vermache, während sie auch zugleich mir selbst zur Rehabilitation dienen sollen.

„Der Fluch ist von mir genommen. Den schweren Kummer, den ich dem Grafen Jean, meinem Vater und Deinem Großvater, bereitet, hast Du, mein Sohn, durch Deinen Heldenmuth und Deine Selbstverleugnuug wieder gutgemacht.

„Heute kannst Du am Familienherd den Platz einnehmen, der durch meine Verbannung leer geworden; denn Du bist es, der diese Familie wiederhergestellt hat.

„Ich bin geborener Edelmann. Der Wille meines Vaters hat einen Bauer aus mir gemacht. Dn bist als

Bauer geboren, aber Deine Selbstverleugnung macht Dich wieder zum Edelmann.

„Und Du, das in Angst und Trauer geborene Kind, Du, den schon vor seiner Geburt Fallstricke umlagerten, öffne Deine Arme dem Erben des enterbten Geschlechts, tilge durch ein Wort, durch einen Blick, durch einen Händedruck, durch einen kindlichen Kuß das Brandmal, welches mein verbrecherischer Ungehorsam ihm aufgedrückt hat, und erkenne in dem demüthigen Diener, der Dich auferzogen und gerettet hat, einen würdigen Sprößling der alten Grafen.

„Wilhelm von Rancogne."

Indem der Graf von Puysaie diese letzten Worte in einem Tone las, der immer eindringlicher ward, drehte er den Kopf halb nach der ein wenig geöffneten Portière herum.

Als er fertig war, heftete er einen forschenden Blick auf das unbewegliche Gesicht des ehemaligen Studenten, Marie Josef Tarantas und setzte hinzu:

„Sie, Herr Graf, können stolz sein auf das Wappen, welches Sie nun zu führen berechtigt sind, denn ich kenne keines, welches ihm den Rang streitig machen könnte. Sie ganz allein haben unter den schwierigsten Umständen das Werk Ihrer großen Ahnen wiederhergestellt. Diese hatten unsern Adel geschaffen, Sie haben die Ihrigen wieder vom Tode auferweckt und mit Freude übergebe ich in Ihre, durch die hartnäckige Energie der Arbeit doppelt geadelten Hände dieses Vermögen, auf welches Ihnen allein ein Recht zusteht."

Seltsamerweise erhoben sich Legigant und Toinon, um auf das Bureau zuzueilen, während Marie Josef Tarantas, an welchen doch die Worte des Grafen gerichtet waren, sich nicht von seinem Sessel rührte.

Der Graf legte seine beiden flachen Hände auf die Werthpapiere.

„Noch ein Wort," sagte er mit feinem Lächeln.

Dann wendete er sich wieder zu Marie Josef und fuhr fort:

„Was ich am meisten an Ihnen bewundere, ist Ihre Bescheidenheit. Diese wahren Freunde“ — hier verneigte er sich tief gegen die beiden andern Herren — „diese beiden Freunde, welche Ihnen bei allen Ihren Arbeiten zur Seite gestanden und alle Ihre Prüfungen und Anfechtungen mit durchgemacht, haben gleichwohl keine Kenntniß von einer gewissen Seite Ihres Werkes, nämlich der, welche ich als die rühmlichste und — wenn ich mich, ohne Ihre Bescheidenheit zu verletzen, so ausdrücken darf — als die heldenmüthigste betrachte.“

Der Graf von Puysaie schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Diese guten Freunde wissen nicht, daß Sie, indem Sie heute hierherkommen, um ein Vermögen zu reclamiren, auf welches Ihnen, wie ich mich beeile zu sagen, das begründetste Recht zusteht, im Grunde genommen blos eine Pflicht der allgemeinen Gerechtigkeit erfüllen — eine Pflicht, bei welcher Ihr persönliches Interesse gar nicht in Frage kommt.“

Legigant und Toinon spitzten die Ohren.

Der Graf fuhr jedoch, ohne wie es schien hierauf zu achten, fort:

„Diese Herren wissen nicht, daß Ihr persönliches Vermögen, Herr Graf von Rancogne, da Sie von diesem Tage an der einzige und rechtmäßige Erbe sind, sich auf einen Betrag beläuft, im Verhältniß zu welchem diese Werthpapiere hier nur Wische zu nennen sind. Sie haben keine Kenntniß von Ihrem wunderbaren Unternehmen, jener unterirdischen Wanderung in den schauerlichen Höhlen von Rancogne, von der Entdeckung des Schatzes, den Sie trotz den Schrecknissen der Finsterniß, der Einsamkeit und des Hungers erobert haben.

Toinon und Legigant wußten nicht, was das heißen sollte. Sie warfen einander scheue, fragende Blicke zu.

Was Tarantas betraf, so senkte er bei dieser Flut von Lobsprüchen, deren er, wie er recht wohl wußte, gänzlich unwürdig war, verlegen die Augen und heftete seine Anfangs so kühnen Blicke auf den Boden.

„Ich aber," begann der Graf von Puysaie mit Enthusiasmus wieder, „ich kenne die Arbeiten, welche einem modernen Jason Ehre gemacht haben würden, und ich weiß auch, in welcher uneigennützigen Absicht dieselben unternommen wurden. Ich habe aber auch noch mehr gethan. Ich habe einen unbekannten Zeugen jenes riesigen Unternehmens ausfindig gemacht, einen Helden, wie Sie, der Ihnen treulich beigestanden, der Sie seit langer Zeit aus den Augen verloren hat und Sie sucht — einen Freund, einen Pylades, ja mehr als dies, einen Bruder. Dies ist die Ueberraschung, die ich Ihnen vorbehalten, und deshalb habe ich Sie hierherkommen lassen. Indem ich Ihnen Ihr Vermögen zurückgebe, wollte ich zugleich diese andere Hälfte Ihres Wesens in Ihre Arme zurückführen. Nicht wahr, Sie werden mir dies verzeihen? Das Schauspiel dieses Wiedersehens ist der einzige Lohn, den ich für eine Restitution verlange, die so natürlich ist, daß sie eigentlich gar keinen Lohn verdient."

Dann wendete er sich abermals nach der Portière und rief:

„Sie brauchen sich nicht länger zu verstecken, Clement. Kommen Sie schnell!"

„Ich glaube, die Sache geht schief!" murmelte Toinon seinem Genossen in's Ohr.

Dieser aber antwortete blos damit, daß er Toinon einen heimlichen Rippenstoß versetzte.

63. Capitel.

Der Trumpf wird ausgespielt.

Clement trat wirklich ein und warf sich zur großen Ueberraschung des Doctors, zur Bestürzung Legigant's

und zum förmlichen Entsetzen des ehemaligen Studenten, welcher wie von einer Feder emporgeschnellt aufgesprungen war, diesem Letztern an den Hals.

„Josef, mein wackerer Josef, endlich finde ich Dich wieder!“

Marie Josef Tarantas, der über diese unerwartete Erkennung nicht wenig erschrack, stammelte mit Mühe einige unverständliche Worte.

„Er kann vor Gemüthsbewegung nicht sprechen,“ sagte der Graf von Puysaie zu den beiden verblüfften Genossen. „In der That, meine Herren, ein so rührendes Schauspiel ist etwas Herrliches; man darf aber nicht egoistisch sein und wenn es Ihnen recht ist, so wollen wir diese beiden Freunde, die einander so lange nicht gesehen, allein lassen.“

Legigant gab durch eine Geberde seine Zustimmung zu erkennen, leise aber wiederholte er die Worte, die vorhin Toinon geäußert:

„Ich glaube, die Sache geht schief.“

Mit der ausgezeichneten Höflichkeit eines vornehmen Herrn führte der Graf Legigant und Toinon in ein Nebenzimmer. Er leistete ihnen jedoch nur kurze Zeit Gesellschaft, denn er kehrte fast sofort durch eine andere Thüre in sein Cabinet zurück.

Clement und Tarantas hatten diese kurze Zeit des Alleinseins benutzt, um ihre Umarmung zu lösen, und standen dann schweigend einander in einer Entfernung von einigen Schritten gegenüber.

„Nun wollen wir miteinander sprechen,“ begann der Graf in kaltblütigem Tone. „Die beiden Verworfenen, mit welchen Sie, mein Herr, den ich nicht kenne, hierhergekommen sind, verdienen kein Mitleid. Auch Sie selbst verdienen, wie ich Ihnen gerade heraussage, ein nur gemäßigtes. Indessen, Sie sind noch jung und es ist vielleicht noch nicht jeder gute Trieb in Ihnen erloschen. Ich für meine Person würde Ihnen nicht ver-

ziehen haben; Andere aber, gerade Die, welchen Sie dieses Vermögen stehlen wollten, wünschen, daß Ihnen die Umkehr zum Guten nicht abgeschnitten werde. Haben Sie uns etwas zu sagen? Sprechen Sie!"

Die Portière des Nebenzimmers hatte sich vollständig gehoben und auf der Schwelle stand die Gräfin von Monte-Christo, die an der einen Hand Don José, an der andern Cyprienne — ihre beiden Kinder — hielt.

Tarantas hielt sich wie geblendet die Hände vor die Augen, sank dann auf die Kniee nieder, streckte die Hände aus und rief:

„Gnade! Tödten Sie mich, wenn Sie wollen, aber entehren Sie mich nicht! Haben Sie Mitleid um meiner armen Mutter willen!"

Die Gräfin von Monte-Christo ließ Don José's und Cypriennen's Hände los, ging langsam auf Tarantas zu, berührte ihn mit einer Geberde sanfter Autorität an der Stirne und sagte:

„Dieser junge Mann gehört mir."

Dann fuhr sie zu ihm gewendet fort:

„Sie wußten, daß Ihre Mutter, wenn sie dies erführe, sich zu Tode betrüben würde und dennoch haben Sie so gehandelt, unglücklicher Sohn?"

Diese Worte, in welchen kein Zorn, sondern blos unendliches Mitleid lag, erschütterte Marie Josef bis in's Innerste.

„Ich that dies Alles um meiner Mutter willen!" stammelte er. „O, wenn Sie wüßten!"

„Ich weiß Alles," antwortete die Gräfin von Monte-Christo. „Wir wissen Alles, nicht wahr, Josef? Während Sie, unglücklicher junger Mann, mit der Absicht umgingen, ihn seines Erbtheils zu berauben, war er seinerseits bemüht, Entschuldigungsgründe für Ihre That ausfindig zu machen. Legigant war der Faden und mußte uns unvermeidlich zu Ihnen führen. Ja, wir kennen Ihre beklagenswerthe Geschichte. Wir kennen die Flecken,

womit Sie Ihr von Haus aus reines Gemüth besudelt haben. Wir wissen, daß Sie in der schönen Gegend, die auch unsere Heimat ist, eine Mutter haben und um dieser willen, verstehen Sie wohl, um dieser willen verzeihen wir Ihnen. Heute gilt es die schwierige Aufgabe zu lösen, Sie wieder zu einem ehrlichen Manne zu machen. Wir werden Sie dabei nicht unterstützen, denn jede Beihilfe von unserer Seite würde das Verdienst Ihrer Buße beeinträchtigen. Ihre Mutter aber soll Ihre letzten Tage in Ruhe und Wohlstand verleben und das, was der Preis des Verbrechens sein sollte, wird nun der Preis des Geständnisses und der Reue sein."

Marie Josef war nicht im Stande, das Schluchzen, welches ihm die Brust zu sprengen drohte, länger niederzukämpfen. Er, der so lange keine Thräne mehr gekannt, weinte wie ein Kind. Er ergriff die herabhängenden Hände der Gräfin, konnte aber weiter nichts sagen als:

„O Madame, der Himmel segne Sie! Der Himmel segne Sie!"

„Gehen Sie," sagte sie, indem sie ihn huldvoll aufhob.

Dann zeigte sie mit milder Geberde auf die Thüre und setzte hinzu:

„Gehen Sie und sündigen Sie hinfort nicht mehr!"

Sobald er das Zimmer verlassen hatte, warf der Graf von Puysaie die Thüre des Nebenzimmers, in welchem sich die beiden Mitschuldigen befanden, weit auf.

„Kommen Sie, meine Herren," sagte er zu Legigant mit so liebenswürdigem Lächeln, daß dieser seine ganze Unruhe gehoben fühlte; „kommen Sie, man erwartet Sie."

Dann ging er an sein Bureau und sagte zu Don José, dessen Gesicht Legigant nicht deutlich sehen konnte:

„Also, Herr Graf, fünf Millionen in Werthpapieren von verschiedenen Gattungen, ebensoviel in Bankbillets oder klingender Münze und dann das auf fünfzehnhun-

derttausend Francs taxirte Hotel — das ist Alles, nicht wahr!"

„Ja wohl, Alles," antwortete Josef.

Der Klang dieser Stimme machte Legigant stutzig.

Die Gräfin von Monte-Christo war übrigens eben so wie Cyprienne nicht mehr da.

Das Mißtrauen Legigants erwachte wieder stärker als vorher, dennoch galt es, die Fassung nicht zu verlieren und er rührte sich daher nicht von der Stelle und zuckte keine Miene.

„Dann," fuhr der Graf fort, „haben Sie weiter nichts mehr zu thun, als diese Quittung zu unterzeichnen."

„In meinem Namen," fragte Don José, „oder in dem der verwitweten Gräfin von Rancogne?"

Von der andern Seite der Portière erhob sich eine klare Stimme, bei deren Klange Legigant ein eisiger Schauder durchrieselte.

„In Deinem Namen, geliebter Sohn," sagte die Stimme. „In dieser Welt gehört mir nichts mehr."

Als Don José immer noch zögerte, trat die Gräfin Helene von Rancogne selbst in das Cabinet, ging auf das Bureau zu und reichte Don José die Feder.

Alles dies geschah so einfach und unbefangen, als ob Legigant und Toinon gar nicht zugegen gewesen wären.

Man schien ihre Anwesenheit förmlich vergessen zu haben.

„Ha, da ist sie wieder!" rief Legigant, als er das bleiche Antlitz der Frau sah, welche er auf immer aus der Welt der Lebenden verschwunden glaubte. „Da ist sie wieder! Steht sie denn mit der Hölle im Bunde?"

Er sah ein, daß er verloren war, und als man sich endlich die Mühe nahm, sich mit ihm zu beschäftigen, antwortete er nur durch eine Geberde der Ohnmacht und Entmuthigung.

Als jedoch der erste Schreck vorüber war, richtete

dieser Mann, der eine förmliche Verkörperung des Bösen zu sein schien, mit einer Bewegung wilden Stolzes den Kopf empor.

„Es ist gut," sagte er. „Sie haben gesiegt und ich unterliege. Stellen Sie mich vor Gericht, bringen Sie mich in's Gefängniß, was kommt weiter darauf an? So weit, daß die Sache mir den Kopf kostet, werden Sie es nicht treiben, denn dann müßten Sie auch das Andenken Matifay's entehren und zwei Criminalprocesse in einer Familie wären doch wohl zu viel. Aus der Galeere mache ich mir weiter nichts, davon kommt man schon wieder los."

Dann ergriff er den Arm des guten Doctors Toinon und setzte die für Letzteren nicht gerade sonderlich beruhigenden Worte hinzu:

„Wir sind in die Falle gegangen, alter Freund. Alles Klagen kann uns weiter nichts nützen. Komm'; die Gendarmen stehen schon vor der Thüre; wir dürfen diese Herren nicht lange warten lassen."

Und mit diesen Worten ergriff er seinen Mitschuldigen beim Arme und zog ihn nach dem Ausgange, der in der That von Polizeibeamten bewacht ward.

Was Josef und die Gräfin von Monte-Christo betraf, so hatten diese kein Wort gesprochen, sondern vielmehr den Grafen von Puysaie und Clement, die sich auf die Elenden stürzen wollten, durch eine Geberde zurückgehalten.

Ihre Mission war nicht, zu strafen, sondern zu retten.

Sobald als diese häusliche Tragödie beendet war, sank der Graf von Puysaie, den bis jetzt nur eine künstliche und krampfhafte Kraft aufrecht erhalten, erschöpft und ohnmächtig in einen Sessel nieder.

Cyprienne eilte auf ihn zu, kniete vor ihm nieder und rieb ihm die Hand, die aber, als sie dieselbe losließ, schlaff und kraftlos herabhing.

Binnen wenigen Minuten war dieser Mann, den wir zu Anfang dieses Auftritts so stark, so gewandt, so jung und so klug gesehen, bis auf sein schwarz gebliebenes Haar beinahe ein Greis geworden.

Seine Unterlippe hing schlaff herab, seine von inneren Zuckungen verzerrten Züge bildeten um die Augen und um den Mund herum lange, entsetzliche Falten und als er auf die leidenschaftlichen Liebkosungen seiner Tochter zu antworten suchte, entrang sich seinen Lippen blos ein kindisches Stammeln.

Seine Augen jedoch waren lebendig und beredt gegeblieben, so beredt, daß seine Blicke einen fast gebieterischen Ausdruck gewannen, während sie unabläßig zwischen Don José und Cyprienne hin- und herschweiften.

Sie beruhigten sich auch nicht eher, als bis Letztere, dieser stummen Aufforderung gehorchend, die Hand Don José's ergriff und in die ihre schloß.

„Der arme Vater!“ seufzte sie; „soll er denn allein bleiben?“

In diesem Augenblicke trat die Gräfin von Monte-Christo, die vor wenigen Minuten verschwunden war, wieder ein.

Sie führte die kleine Lilia an der Hand und näherte sich mit ihr dem Lehnsessel, in welchem der Graf saß.

„Nein, er soll nicht allein bleiben,“ sagte sie, „hat dieses Kind nicht die Sünde seines unglücklichen Vaters zu sühnen?“

Ende der dritten Abtheilung.

Epilog.

Die Schwestern vom Asyl.

Es gibt keine Entwickelung im Leben.

Die Ereignisse, welche das Leben des Kindes trüben oder beglücken, sind die unmittelbare und verhängnißvolle Folge Derjenigen, welche das Leben des Vaters getrübt oder beglückt haben.

Für jede Generation beginnt das Leben von Neuem und bewegt sich durch dieselben Perioden und Alternativen.

Dieselben Leidenschaften kommen in's Spiel; dieselben Kräfte kämpfen gegen einander, dieselben Schwächlinge sinken in die Erde, gerade wie jene ermatteten Nachzügler, welche die Armeen auf ihren Zügen von Etappe zu Etappe hinter sich lassen.

Der geniale Mann, welcher die Geschichte nur eines Jahrhunderts in ihrer ganzen und vollen Wirklichkeit schreiben könnte, würde zugleich die Geschichte der ganzen Menschheit geschrieben haben.

In gleicher Weise fühlen wir, die wir ein Blatt aus dem gewaltigen Buche des Lebens zu reißen versucht haben, uns jetzt, wo wir das von dem Autor und auch vielleicht von dem Leser längst ersehnte Wort „Ende" schreiben sollen, in nicht geringer Verlegenheit.

Ist dieses Wort „Ende“ nicht zugleich der Anfang eines anderen Buches, welches tausendmal interessanter ist, weil es das ist, welches man träumt?

An einem und demselben Tage und in einer und derselben Kirche wurden an verschiedenen Altären drei Vermälungen vollzogen.

Die erste war die Josef's von Rancogne mit Cyprienne von Puysaie, der Witwe des Barons Matifay.

Die zweite war die Clement's mit Rosa oder Madame Jozel.

Die dritte war die Louis Jacquemin mit Ursula.

Jede der drei Bräute hatte diesen Morgen einen Brief erhalten, der mit einem andern Namen unterzeichnet war.

Der an Cyprienne war mit „Gräfin von Monte-Christo“ unterschrieben.

Die Unterschrift dessen, welchen Madame Jozel erhielt, lautete: „Witwe Lamouroux.“

Der an Ursula war „Aurelia“ unterzeichnet.

Der Inhalt dieser drei Briefe aber war ein und derselbe, denn die drei Adressatinnen wurden darin aufgefordert, sich nach der Trauungs-Ceremonie an einem und demselben Orte einzufinden.

Drei Wagen erwarteten die Neuvermälten am Ausgange der Kirche und alle Drei schlugen dann die Richtung nach den Höhen von Passy ein.

Sie hielten vor dem grünen Gitterthor eines umfangreichen Parkes mit großen Bäumen, in deren dichtem Schatten man durch die Aeste hindurch vereinzelte kleine Häuser und Pavillons sah.

Das Gitterthor öffnete sich geräuschlos und die ebenso geräuschlos über den feinen Sand rollenden Wagen machten vor der Terrasse eines Hauses halt, welches bedeutend größer war, als das der andern.

Auf der obersten Stufe der Terrassentreppe stand eine Frau, der Ankömmlinge harrend.

Es war Madame Jacquemin.

Cyprienne fragte nach der Gräfin von Monte-Christo.

Ursula nach Aurelie.

Madame Jozel nach der Witwe Lamouroux.

Madame Jacquemin beantwortete diese dreifache Frage durch eine langsame Verneigung und forderte dann die drei jungen Frauen durch eine Geberde auf, ihr zu folgen.

Das Zimmer, in welches man trat, enthielt keine Möbel. Man sah weiter nichts, als einen Mosaik-Fußboden, welcher dem einer Capelle glich, bunte Glasfenster, welche dem Raume eine geheimnißvolle Beleuchtung gaben, und im Hintergrund ein Grabmal von weißem Marmor, das Meisterwerk irgend eines großen unbekannten Bildhauers.

Dieses Monument hatte die Form eines Ruhebettes und auf den steinernen Kissen, die so naturtreu nachgeahmt waren, daß man sie mit der Hand zusammendrücken zu können glaubte, lag die schlanke Gestalt eines jungen Mädchens.

Diese liegende Statue trug die Züge einer Frühverblichenen, der engelgleichen und jetzt unter Engeln weilenden Blanche.

In der Mitte der Capelle, auf dem nackten Fußboden, lagen zwei in lange Trauerschleier gehüllte Frauen auf den Knieen und beteten.

Beim Geräusch der Tritte der Eintretenden hoben sie das Haupt empor.

Ursula erkannte Nini Moustache, ihre ältere Schwester.

Cyprienne erkannte ihre Mutter.

Die Knieenden erhoben sich und breiteten die Arme aus, in welche die beiden jungen Frauen sich warfen.

Diese doppelte Umarmung war jedoch von kurzer Dauer.

Eine neue Person war eingetreten.

Die Gräfin von Monte-Christo, Madame Lamouroux, Aurelie — diese drei verschiedenen Personen, die sich in einem einzigen Wesen verkörperten, welches fortan nur noch einen Namen hatte, den Namen Helene.

Wie verschieden aber war sie von dem, als was wir sie in ihren drei verschiedenen Rollen gesehen haben!

Eine unbeschreibliche Ruhe sprach aus ihrem verklärten Antlitz, als ob sie, frei von allen Kümmernissen, von allen Wünschen und allen Aengsten des menschlichen Lebens, schon einer andern Welt angehörte, wo diese Kümmernisse, diese Wünsche, diese Qualen unbekannt wären.

„Ihr seid," sagte sie mit einer Stimme, in welcher alle himmlischen Harmonieen ihrer Seele widerhallten, „Ihr seid meine geliebten Töchter, die auserwählten Seelen, in welchen ich mich wieder aufleben fühle, die ich vor allen Anderen erkoren, um mein Wort auszubreiten und mein Werk der Barmherzigkeit fortzusetzen. Deshalb habe ich gesagt: Kommt zu mir!"

Sie machte eine kurze Pause und fuhr dann fort:

„Der Geist ist von mir gewichen. Meine Mission ist erfüllt. Indem der himmlische Vater mir diesen Engel nahm" — hier zeigte sie mit der ausgestreckten Hand auf das Grabmal — „nahm er mir zugleich meinen ganzen Muth. Um eines Herzens willen aber, dem die Kraft gebricht, darf ein gutes Werk nicht untergehen. Deshalb mache ich Euch heute dazu, meine Töchter, und beauftrage Euch, es weiter fortzusetzen. So geht denn hinaus in das Leben und spendet mit vollen Händen das Licht des Glaubens, die Segnungen der Liebe, die Schätze der Hoffnung. Geht und thut das, was ich für Euch gethan, thut zu meinem Andenken für unsere armen, enterbten Schwestern, für die, welche mit Mangel und Laster kämpfen. Das sociale Leben hat uns, dem Anscheine nach, sehr schwach gemacht, die Frau aber, welche Tochter, Gattin und Mutter ist, besitzt eine Stärke,

die an Allmacht grenzt. Unsere Stärke ist die Liebe. Liebe und Hingebung scheinen auf den ersten Blick gleichbedeutend mit Entsagung zu sein, in der That aber beruht in diesen beiden die umfassendste Macht, welche ein menschliches Wesen sich träumen kann. Durch Liebe und Hingebung vollbringen wir die Umgestaltung der Welt. Steht nicht geschrieben, daß der Fuß des Weibes es ist, welcher der Schlange den Kopf zertreten wird?"

Wieder schwieg Helene einige Secunden und setzte dann hinzu:

„Die Aufgabe, welche ich jahrelang allein im Verborgenen, stumm und geduldig, zu erfüllen gesucht, theile ich nun unter Euch. Du, Cyprienne, Gräfin von Rancogne, bist die Nachfolgerin der Gräfin von Monte-Christo. Du wirst Dich mit dem Elend der Reichen und Glücklichen, mit den Thränen, die stumm in der Nacht auf seidenen Kissen geweint werden, und mit den Seufzern beschäftigen, die man hinter einem Lächeln zu verbergen sucht. — Dir, Ursula, und Dir, Rosa, empfehle ich die muthigeren, aber nicht weniger Mitleid verdienenden Bekümmerten, welche früher von der Witwe Lamouroux getröstet wurden. Die Armen haben ihre geheimnißvolle Beschützerin verloren; ich kenne aber Eure Herzen und weiß, daß die Armen nichts verlieren werden."

Hierauf wendete Helene sich zu Nini Moustache.

„Nun spreche ich zu Dir, Celine, die Du am schwersten gefehlt, mir aber nicht die am wenigsten Theuere bist. Du wirst in ihrer koketten Wohnung der Chaussee d'Antin sie ersetzen, welche früher die schöne, brillante, excentrische Aurelie war!"

„O Gnade, Gnade!" seufzte die bereuende Courtisane, indem sie der Gräfin die Hände entgegenstreckte. „Verurtheilen Sie mich nicht zu dieser Marter; lassen Sie mich bei Ihnen bleiben!"

„Es muß geschehen!" antwortete Helene in strengem Tone. „Du wirst jetzt die Komödie dessen spielen, was

Deine Schmach war. Obschon keusch, wirst Du Dich darein fügen, verworfen zu erscheinen, und auf's Neue durch die Höllen wandeln, aus welchen Du früher Dein Paradies machtest. Ich, die ich jetzt mit Dir spreche, habe dasselbe gethan und dennoch habe ich nichts zu sühnen. Ja, ich weiß es wohl, meine Tochter," setzte sie nach einem Augenblick des Schweigens mit überwallender Zärtlichkeit hinzu, „die Aufgabe, welche ich Dir stelle, ist die peinlichste, aber auch die verdienstlichste. Deine Mitarbeiterinnen werden nur mit Stolz, Eitelkeit und Armuth zu ringen haben, Dir aber gebe ich den gefährlichsten Feind, das Laster, zu bekämpfen. Läutere sie durch die Reue, die armen Seelen, die durch das, was ihre Tugend und Macht sein sollte, die durch die Liebe in's Verderben gestürzt werden."

Dann wendete sie sich an die sämmtlichen Missionärinnen, welche sie im Begriffe stand, in die Welt hinauszusenden, zugleich und sagte:

„Wenn es unter Denen, welche Ihr aufgerichtet und gerettet habt, Untröstliche gibt, so schickt sie hierher in das Asyl, welches Ihnen niemals verschlossen sein soll. Lernt Ihr aber Andere kennen, die muthig und stark sind, so lehret sie das Wort, wie ich es Euch heute lehre, und schickt sie hinaus in die Welt, wie ich heute Euch hinaussende. Für uns gibt es keine Unwürdigen. Jedes Weib ist geeignet, ein Apostel der Liebe zu werden und die, welche der Pharisäer vielleicht mit der verächtlichsten Geberde von sich weist, ist die, welche am meisten Gutes wirken wird. — Und nun, meine Töchter, geht und betet für mich ebenso, wie ich für Euch beten werde."

Der von der Gräfin von Monte-Christo begründete Laienorden, der Orden der Schwestern vom Asyl — besteht in dem Augenblicke, wo wir diese Zeilen schreiben, noch.

Wie jeder erhabene Gedanke hat auch der, welcher zur Gründung dieses Ordens gehört, sich Bahn gebrochen.

„Für uns gibt es keine Unwürdigen!“ hatte Helene gesagt.

Und in der That, es wird kein Weib von diesem geheimnißvollen Bunde ausgeschlossen. Jeder Salon hat seine Frau von Miramion, jedes Haus seine Magdalena.

Und Alle, durch denselben Glauben verbunden, nach einem und demselben Ziele strebend, von einem und demselben Geiste erfüllt, sind in bescheidener Weise bemüht, ihr erhabenes Werk der Erlösung und der Liebe zu verrichten.

„Der Fuß des Weibes ist es, welcher der Schlange den Kopf zertreten wird.“

Noch einige Worte und diese lange Geschichte ist beendet.

An einem schönen Sommerabende machte ein auf seiner Hochzeitsreise begriffenes glückliches Ehepaar einen kleinen Ausflug auf der Rhede von Toulon.

Das Boot war, wie dies gewöhnlich der Fall ist, mit Galeerensclaven bemannt, welche rudernd den Rücken unter den Stock des beigegebenen Zuchtmeisters beugten.

Die Neuvermälten — sie waren Beide jung und schön — schienen ganz in die Wonne ihrer wechselseitigen Liebe versunken zu sein.

Hand in Hand sitzend, genossen sie so zu sagen mit allen Sinnen den Zauber des wunderschönen Sommerabends.

Plötzlich fiel der zerstreute Blick des jungen Mannes auf die beiden Kettenbrüder, welche ihm am nächsten saßen.

Er zuckte unwillkürlich zusammen, neigte sich zu dem Ohre seiner Begleiterin und flüsterte ihr einige Worte zu.

Die beiden Galeerensclaven, auf welche er, während er sprach, mit den Augen deutete, waren die widerwärtigsten Strolche, die man sich denken kann.

Der Eine war groß und stark wie ein Athlet, mit breiten Schultern, dicken Lippen und breitem Gesichte.

Der Andere dagegen war hager und krumm, mit

fahler Gesichtsfarbe, lauerndem Blicke und selbst in der grünen Mütze und in der rothen Jacke noch dünkelhaft und kokett.

Die junge Frau machte unwillkürlich eine Geberde des Abscheues. Auf Befehl ihres Gatten lenkte das Boot um und steuerte nach dem Hafen zurück.

Als Cyprienne von Rancogne auf den Quai hinausstieg, ließ sie ihre Börse in Herkules Champion's Hand fallen.

Zu derselben Zeit sahen die gewöhnlichen Spaziergänger des Tuileriengartens jeden Abend zu einer und derselben Stunde ein seltsames Paar.

Ein alter Mann, der gebückt einherging und dessen fast erstorbener Blick aus einem Gesichte leuchtete, welches noch Spuren von Jugend zeigte, ward von einem jungen Mädchen geführt, welches beinahe noch ein Kind zu nennen war, dessen Antlitz aber sich bereits zu wahrhaft himmlischer, strahlender Schönheit entwickelt hatte.

Sie gingen langsam, dieses junge Mädchen und dieser vorzeitige Greis. Er stützte sich auf ihren Arm und sie führte ihn mit kindlicher Behutsamkeit, richtete sich mit ihrem Schritt nach dem seinen, lächelte ihn an, sprach liebkosende Worte zu ihm und machte sich, obschon noch so jung, gleichsam zur Mutter dieses alten Kindes.

Es war nicht die heidnische Antigone, die doch schon so rührend ist, wenn sie die wankenden Tritte ihres blinden Vaters mitten in der Nacht und während Blitze leuchten durch die Schluchten des Gebirges leitet, sondern eine christliche, aus deren blauen Augen die Milde des göttlichen Seelenhirten glänzte, welcher zuerst das Wort sprach, das der Welt eine andere Gestalt geben sollte, das Wort:

„Liebet euch unter einander!"

Der junge Greis hieß Graf Loredan von Puysaie und das junge Mädchen Lilia.

* *
*

Es bleibt mir nun, meine lieben Leser, meine lieben Freunde — denn, obschon einander unbekannt, haben wir doch längere Zeit in Gedankengemeinschaft mit einander gelebt — nichts weiter übrig, als Abschied von Euch zu nehmen.

Dies geschieht von meiner Seite nicht ohne Bedauern und wenn Ihr dieses Gefühl theilt, so bin ich für meine Mühe reichlich belohnt.

Ende.

Inhalt.

Dritte Abtheilung.

Die Vergelterin.

(Fortsetzung.)

Epilog.

Druck v. Hirschfeld in Wien.

Du Boys, J.

Die Gräfin von Monte-Christo Von J. Du Boys

Bd.: 4

Wien 1870